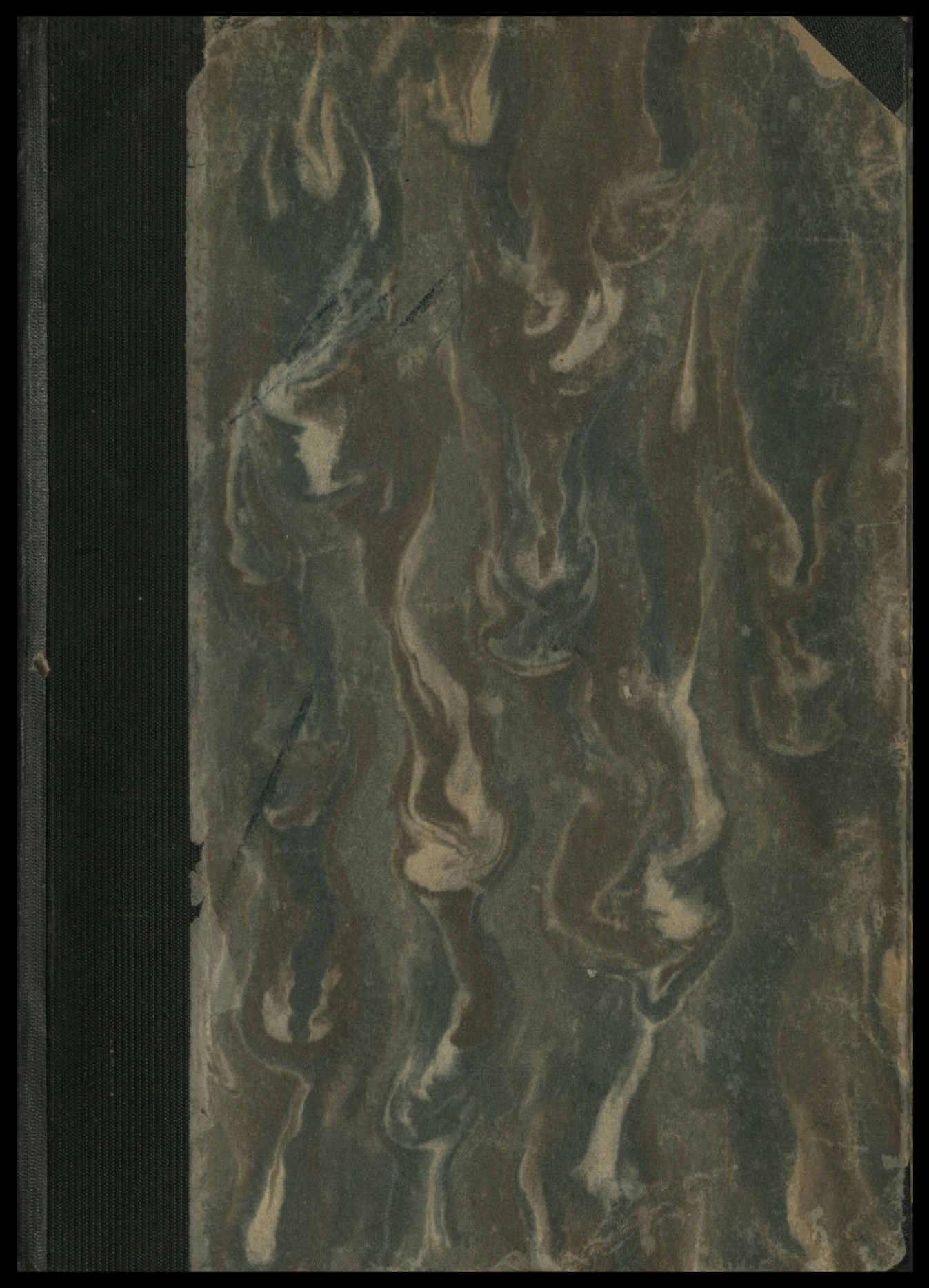
R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
DANES PICTA .COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres



Die alte Armee
und die junge Generation

Kritische Betrachtungen

94
7082

Von

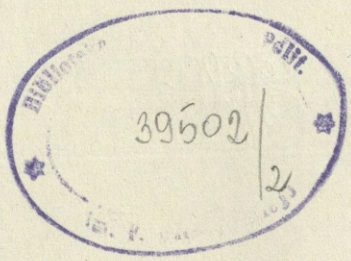
F. v. Rabenau
Major im Reichswehrministerium

1925

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin

355.71 (15)

Alle Rechte
aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind
vorbehalten



Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Der psychologische Faktor

Seite

1. Einleitung 3
2. Alte Lehre und alte Fehler 6
3. Kritik der Kritik 16
4. Das psychologische Moment und das psychologische System . . 23
5. Das Programm 43
6. Vorläufiges Ergebnis 62

Zweiter Teil

Alt und Jung

1. Pressestimmen 69
2. Der Gegensatz 69
3. Der Staatsgedanke 84
4. Das Feldherrnproblem 92
5. Die Gesellschaft 101
6. Die soziale Frage 110
7. Armee und Politik 120
8. Der willensvolle Soldat 126
9. Geschäftigkeit und Muße 132
10. Vom Stil 135

Dritter Teil

Abschluß 139

Erster Teil

Der psychologische Faktor

1. Einleitung

Man sagt oft, zwei verschiedene Generationen seien zwei verschiedene Welten. Das stimmt in allen Organisationen, für die eine starke Tradition die unentbehrliche Voraussetzung ihrer ganzen Wesensart ist, nur in sehr bedingtem Umfange. Das stimmt so gut wie gar nicht für das Heer. Gewiß berührten und berühren sich in der Armee verschiedene Generationen vom grauhaarigen General bis zum blutjungen Leutnant. Aber sie tragen den gleichen Rock, ihr Herz schlägt im gleichen Takte, ihr Streben folgt, im großen genommen, den gleichen Zielen. Es ist unverkennbar eine der schönsten Seiten des militärischen Berufes, daß der Ältere und Alte jung mit den Jungen bleibt, bleiben muß, und daß die Jugend von Anfang an Teil hat am Leben, Denken und Fühlen der Alten. Die Armee ist eine homogene Einheit. So war es jedenfalls bei dem deutschen Heere von 1914, so soll es bleiben.

Nun hat man neuerdings geglaubt, doch schwerwiegende Unterschiede zwischen alt und jung in der Armee herausfinden zu müssen. Man hat ganz unwillkürlich in dem unglücklichen Kriegsausgange die Bruchlinie zwischen zwei Generationen sehen wollen, man hat aus scharfer Kritik der Vergangenheit einen Gegensatz zwischen Alten und Jungen abgeleitet.

Es liegt Gefahr in der Trennung zweier Generationen im Heere nach Empfindungs- und Gedankenwelt. Daher erscheint eine Prüfung notwendig, einmal der Kritik am Vergangenen überhaupt und zweitens der aus ihr gefolgerten Gegenüberstellung von alt und jung.

Wir sind glücklicherweise weit davon entfernt, daß etwa die ganze Jugend sich nicht mehr eins fühlte mit der älteren Generation. Aber es haben sich doch Wortführer für die innerliche Trennung, für den bewußten Gegensatz gefunden, deren eindrucksvolle Veröffentlichungen nicht stillschweigend zu übergehen sind.

Als Sprecher der kritisierenden, scheinbar zum Neuland der Gedanken führenden Jugend ist besonders Dr. Kurt Hesse[1]) aufgetreten.

1922 erschien von ihm „Der Feldherr Psychologos". Das Buch erregte Aufsehen. Hier schon zeigte sich das außergewöhnliche Können, die Im-

[1]) Sämtliche Werke Hesses sind im Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen, und zwar: Der Feldherr Psychologos 1922 (geb. M. 7,50). Der Triumph des Militarismus 1923 (M. 1,—). Von der nahen Ära der jungen Armee 1924 (M. 2,—).

pulsivität des Autors. Rein schriftstellerisch war allein die Schilderung der Schlacht von Gawaiten—Gumbinnen ein Meisterstück für sich, wenn auch ein recht stark subjektiv bedingtes. Und dann war hier ein Problem angepackt, herrisch, mit kampfgewohnten Händen, das allerdings von Wichtigkeit war. Dies Problem in den Meinungskampf hineingestellt, nein, mit hohem Schwung hineingerissen zu haben, ist gewiß ein Verdienst Hesses. Es soll ihm nicht geschmälert sein. Und wenn nun doch jemand zur Abwehr, zur Gegenrede auftritt, so mag es geschehen von einem, der trotz allem den guten Willen und das gute Ziel dem Verfasser des „F. Ps." [1]) nicht bestreitet.

Der „F. Ps." fand uneingeschränkte Anerkennung von Autoritäten, deren Urteil die Gesamtmeinung unwillkürlich bestimmend beeinflussen mußte. Anfangs fand sich, soweit mir erinnerlich, nur einer, der eine innere Ablehnung hinter den Worten verbarg: „Vor mir zu hoch." Dann versuchte schüchtern dieser und jener einen Einwand: Immerhin hätte doch der junge, ohne langjährige Friedensdienstzeit in den Krieg gegangene Offizier den Krieg anders gesehen als der gereifte Mann mit langer Friedens- und Lebenserfahrung. Was Hesse schildert, sei wohl subjektiv richtig, aber eben doch nur von seinem Standpunkt aus. Gewiß, hieß die Antwort, ihr Alten habt den Krieg anders gesehen und erlebt als die Jungen. Gerade darum handelt es sich ja. — Diese Antwort gab zu denken.

Dann kam „Der Triumph des Militarismus". Dieses Buch behandelt eine Sonderfrage.

Zwischendurch aber las man so allerlei von Hesse und hörte manches, das aufhorchen ließ. Leise, mehr unbestimmbar, klang etwas hindurch, das ruckartig erinnerte an jene Antwort: Ganz recht, ihr Alten seid anders als wir Jungen, besser aber nicht gerade.

Und nun als bisher Letztes: „Von der nahen Ära der jungen Armee". Das läßt, wenn ich recht verstehe, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Seite auf Seite ein prachtvoller Schwung der Gedanken, Seite auf Seite so vieles, das in die Tat umgesetzt zu werden verdient. Und dennoch, hier bestätigte sich eine Anklage, die bereits aus dem „F. Ps." herauszulesen war, hier äußerte sich eine Absicht, ein bewußter Wille. Hier steht, ich verstehe es nicht anders, ein Kampfruf zwischen alter und junger Generation. Freilich eine Kampfansage in gewohnter Höflichkeit, verschleiert noch durch willige Anerkennung gegenüber dem Gewesenen an Stellen, wo es praktisch und geboten erschien. Nimmt man diese Höflichkeiten als den Ausdruck gewohnter Überlieferung, so bleibt nichts als ein harter, äußerst harter Vorwurf gegen-

[1]) Zur Abkürzung ist meist gesetzt: F. Ps. = Der Feldherr Psychologos; Der Triumph = Der Triumph des Militarismus; Die nahe Ära = Von der nahen Ära der jungen Armee.

über dem alten System, der in seiner Härte einem, vielleicht so nicht einmal gewollten Streitruf gleicht. Danach zu schweigen, hieße zustimmen, wäre gleichbedeutend mit der Kapitulation der Alten vor den Jungen. Und dies argumentum ex silentio ist weder nötig noch nützlich. Ja es ist sogar gefährlich, denn der künstlich konstruierte Gegensatz zum Alten kann Schaden anrichten. Aus der Absicht, solchen Schaden zu verhüten, ist die vorliegende Schrift entstanden.

Es fragt sich, ob denn ich die Legitimation habe, für die Alten einzutreten. Zunächst einmal tue ich etwas, was ich für notwendig halte, einfach aus dem Grunde, weil es bisher kein anderer tat. Wenn ich nun, als ein literarischer Laie, gegen einen Meister seines Faches auftreten muß, so ist das mein Pech. Sodann aber ist angesichts der Antithese „die Jungen", „die Alten" der Begriff „alt" zu bestimmen. Hesse hat ihn dankenswerterweise ziemlich festgelegt. Von Ausnahmen abgesehen, die man ja stets gut tut zuzubilligen, bewegt sich die junge Generation so zwischen 25 und 40. Weitherzig genug vom Standpunkt eines Jungen, denn „hat einer 30 Jahr vorüber, so ist er schon so gut wie tot; am besten wär's, Euch zeitig totzuschlagen." Aber sei es drum, die obere Grenze wäre nun 40. Danach dürfte ich mir den Vorzug antun, mich auch noch gerade zu den Jungen zu rechnen. Die Lebensjahre machen es ja aber doch nicht. Wenn ich mein Alter an der Summe meines inneren Widerspruchs messe, dann bin ich alt, uralt sogar. Wohl verstanden, durchaus nicht am Widerspruch gegen alles, was in den Büchern der Jungen steht. Man darf keineswegs blind sein gegen die Fülle des Anregenden und Beherzigenswerten. Der Widerspruch setzt erst da ein und beschränkt sich ausgesprochen nur darauf, wo das Alte ohne zureichenden Grund beurteilt und verurteilt wird. Alle meine Ausführungen müssen ausdrücklich nur unter dem Gesichtspunkt gelesen werden, daß ich den aufgestellten Gegensatz zwischen alt und jung in dieser Art nicht anerkenne und die gefolgerte Kritik am Alten so nicht mitmachen kann. Ich wurzle im Alten und will trotz des Dienstes am Neuen, trotz allen gewißlich notwendigen Fortschreitens innerlich vom Alten nichts aufgeben. Auch das nenne ich Tradition. Und aus dieser Tradition, aus der stolzen und dankbaren Erinnerung an mehr als ein Jahrzehnt des Dienstes vor dem Kriege, den Hesse nicht oder doch zu wenig kennt, nahm ich die Berechtigung, zu schreiben.

Als ich nun zu schreiben begann, kam es mir so vor, als ob manches nach alter Mode schmecken möchte. Ein anderer fiel mir ein, der dies auch von dem, was er schrieb, zugab. Er sagte: „Unsere Jünglinge werden früher reif, früher klug, früher gelehrt. Durch fleißige Lektüre . . . ersetzen sie, was ihnen an Erfahrung . . . mangeln könnte. Dies macht sie so weise, über Dinge entscheiden zu können, wovon man ehemals glaubte, es würde vieljähriges,

emsiges Studium dazu erfordert, auch nur einigermaßen klar darin zu sehen ... Daher entsteht auch jene ... Zuversicht, die schwächere Köpfe für etwas anderes halten, jene Überzeugung des eigenen Werts ... Das Höchste, worauf ein Mann von älteren Jahren Anspruch machen darf, ist gnädige Nachsicht ... Ich, der ich auch das Schicksal gehabt habe, in einem Jahre zur Welt zu kommen, in welchem der größte Teil dieser Polyhistoren ... noch Embryonen waren, ich habe es nicht zu jenem Grade der Aufklärung bringen können und muß daher um Verzeihung bitten, wenn ich hier einige Regeln zu geben wage, die ziemlich nach der alten Mode schmecken werden." Das steht in einem vor mehr als 130 Jahren verfaßten, sehr schätzenswerten Buche. Das schrieb Adolph Freiherr von Knigge in seinem bekannten Werke über den Umgang mit Menschen im 1. Kapitel des 2. Teils.

2. Alte Lehre und alte Fehler

Der „F. Pf." beginnt mit jener eindrucksvollen Schilderung der Schlacht von Gawaiten—Gumbinnen. Drei Tatsachen werden in den Brennpunkt der Betrachtung im Anschluß an diese Kampfschilderung gerückt: Eine Panik bei einem Bataillon der 5. Grenadiere, und zwar eine Panik besonderer Art, nämlich die einer ausgezeichneten Truppe im ersten Gefecht; der Entschluß des Oberbefehlshabers von Prittwitz zum Zurückgehen an oder hinter die Weichsel, überhaupt der Entschluß, die nicht verlorene Schlacht als verloren zu betrachten; und die eigenartige Duplizität der Fälle, daß annähernd, wenn auch nicht auf den Tag, gleichzeitig die Führung im Westen einen Fehler ganz gleichen Stiles macht, nämlich ebenfalls die Marneschlacht verloren gibt, obwohl sie nicht verloren war. Hier ist gleich bei der Marneschlacht zu sagen, daß unsere unglückliche Führung feststeht. Mehr aber auch nicht. Welche Gründe entscheidend waren, wen insbesondere die Schuld treffen soll, das ist durchaus noch nicht einwandfrei erwiesen. Vielleicht, daß der nächste Band des Reichsarchivs Klarheit bringt. Vorläufig muß man mit dem Urteil noch sehr vorsichtig sein. Allerdings, daß Fehler gemacht sind, das wissen wir und wußten wir. Aber in der Beurteilung dieser Fehler verlangt die Gerechtigkeit größte Vorsicht.

Bisher waren im „F. Pf." Dinge von ganz verschiedenem Gewicht nebeneinander gestellt. Die Panik ist ein Ereignis, fast unabhängig von jeder Ausbildung. Wie der einzelne, sei er noch so widerstandsfähig, mit seinen Nerven einem plötzlichen Schock erliegen kann, so ist die Panik ein Nervenschock der Masse. Als solcher auch bei der besten Truppe gelegentlich unvermeidbar, wenn die Voraussetzungen dazu sich so häufen wie bei Gumbinnen. Ich

glaube kaum, daß die tiefgehendste psychologische Forschung oder überhaupt irgend etwas ein Allheilmittel an die Hand geben könnte, Paniken im Kriege ganz zu vermeiden. Ganz etwas anderes sind die beiden fehlerhaften Führerentschlüsse. Jeder Entschluß ist ein innerlicher Kampf der Einzelpersönlichkeit. Kommt es hierbei zu so ausgesprochenen Fehlern, so hat allerdings die psychische Kraft des führenden Individuums versagt. Zunächst sei das nur festgestellt.

Es konnte nun keineswegs darauf ankommen, eine Kritik der Vorgänge vom gewohnten militärischen Standpunkte aus vorzunehmen. Das war ja bereits von berufener und unberufener Seite ausgiebig genug geschehen. Hesses Standpunkt wurde ein ganz anderer als der bisherige. Immer kehrt der Gedanke wieder zurück, das alles wird nur geschildert, um andern jene Enttäuschung zu ersparen, die der junge Leutnant damals im August 1914 selbst durchgemacht hat (S. 138)[1]). Es seien das Enttäuschungen, denen wir alle einmal begegnet sind. Dies stimmt nun nicht ganz. Ich greife in meine eigene Erinnerung zurück. Unsere Lehrer auf der Kriegsakademie hatten uns durchaus zutreffende Schilderungen vom Kriege gegeben.

Wenn der Chef des Großen Generalstabes in einer Denkschrift bereits 1911 eine Heeresvermehrung, wenn er 1913 eine Erhöhung der Friedensstärke um 300000 Mann forderte, so hat er sich das, was man für einen kommenden Krieg brauchte, also anscheinend wohl auch den Krieg selbst, ganz richtig gedacht. Der demnach vermutlich ebenfalls richtig denkende Chef derjenigen Abteilung des Generalstabes, deren Arbeitsgebiet diese Dinge umfaßte, war Ludendorff. Wenn dann doch am 29. März 1913 in dem Zeitpunkt, als in Frankreich die dreijährige Dienstzeit eingeführt wurde, der Reichstag nur 58000 statt 300000 Mann bewilligte — die Hälfte der auf dem Papier bewilligten 117000 Mann —, so lag das nicht am alten militärischen System.

Ich bin der Überzeugung, daß die ältere militärische Generation sich ein ziemlich richtiges Bild vom Kriege machte und lehrte, soweit dies menschenmöglich ist. Allerdings, auch wenn man Richtiges lehrte, mußten die Erscheinungen des Krieges teilweise etwas Überraschendes an sich haben. „Jede Zeit hat ihre eigenen Kriege" (Clausewitz), und jeder Krieg hat Unvorhergesehenes, nicht Vorauszusehendes. In diesem Umfange ist zuzugeben, daß wir uns den Krieg nicht plastisch genug haben vorstellen können. Es ist aber zu betonen, daß wir das beim besten Willen einfach nicht konnten. Keine Phantasie und keine Lehre war und wird jemals imstande sein, sich im voraus einen Krieg so auszumalen, wie er dann wirklich abläuft. Das galt für 1914,

[1]) Die Seitenzahlen beziehen sich zunächst auf den F. Pf.

und das gilt auch für kommende Kriege. Das war bei uns so und ist auch bei unseren Gegnern genau so gewesen. Daran wird niemals etwas zu ändern sein.

Übrigens bliebe selbst bei einer unerreichbar vollendeten Belehrung die Vorstellung vom Kriege immer eine sehr subjektive. Es ist sehr lehrreich, daß Scharnhorst am 22. Mai 1793 nach der ersten Schlacht tief erschüttert an seine Frau schreibt: „Ich bin nicht zum Soldaten gemacht."

Eins muß man jedoch vielleicht mit einiger Einschränkung zugeben: wirtschaftlich hatten wir uns die Einwirkungen des Krieges wohl nicht ganz richtig vorgestellt. Nicht etwa, daß wir diese Einwirkung zu leicht nahmen. Man konnte z. B. vor 1914 hören, der Krieg könne nur kurze Zeit dauern, weil kein Staat in der Lage sei, derart große Armeen länger als so und soviel Monate zu ernähren. Wir haben uns den Krieg wirtschaftlich nicht zu leicht oder zu schwer, wir haben ihn uns einfach falsch gedacht. Dafür kann man aber entschuldigendes Verständnis haben. Wirtschaftliche Dinge sind anscheinend nur so lange tiefgründiger Weisheit zugänglich, als alles sich normal entwickelt. Dann allerdings lassen sie sich sogar in wunderbare nationalökonomische Systeme einfangen. In Ansehung zukünftiger Ereignisse scheinen sie jedoch äußerst verzwickt, selbst für Autoritäten dieses Faches.

Immer wieder, im „F. Pf." und in der „Nahen Ära", erhebt Hesse den fast erbittert klingenden Vorwurf, wir hätten uns den Krieg nicht richtig vorgestellt, nicht genügend durchdacht, nicht phantasievoll genug ausgemalt. Mag es also sein, daß das außer auf wirtschaftlichem etwas auch auf verwaltungstechnischem Gebiete ganz allgemein zutrifft. Der Krieg muß und wird uns darin eine harte Lehre sein. Das aber sind Dinge, die auch heute mehr oder minder noch Fachleuten überlassen bleiben müssen, solange man nicht vom Hundeflöhen bis zum Kriegführen alles besser zu verstehen glaubt als andere.

Daß wir sonst dem Kriege nicht so ganz ahnungslos gegenüberstanden, läßt sich gerade an dem Beispiel der Panik schlagend beweisen. Im Jahre 1906 erschien als Beiheft zum „Militär-Wochenblatt"[1]) ein Aufsatz von Oberleutnant v. d. Bergh, auf den ich noch näher zurückkomme: Die seelischen Werte im Frieden und im Kriege. Darin heißt es auf S. 221: „Um im Kriege nicht vor Überraschungen zu stehen, muß sich der Offizier bewußt sein, daß unter den heutigen Verhältnissen auch die beste Truppe von Panik ergriffen werden kann." Hesse kannte diesen Aufsatz nicht und war infolgedessen leider überrascht. v. d. Bergh gibt auch die Erklärung für das Entstehen von Paniken. Jeder Friedensausbildung fehlt notwendig die Hauptsache, die Gewöhnung an den scharfen feindlichen Schuß. Dieser ist also bei Kriegsbeginn etwas

[1]) van den Bergh, Die seelischen Werte im Frieden und im Kriege. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Preis M. 0,75. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1906.

Ungewohntes, dessen Eindruck nicht vollständig vorauszusehen ist. Kriegsgemäß sind unsere Übungen niemals, weil der Gegner nicht scharf schießt. Sie können nur kriegsähnlich sein.

Eigenartig erscheint übrigens, daß andere Darstellungen die Vorgänge bei Gumbinnen nicht so überraschend und unverständlich ansehen lassen wie Hesse. Das Reichsarchiv (Der Weltkrieg, Band II)[1]) spricht unverhohlen von der Panik einer Division des I. Armeekorps. Sie war in der Hauptsache durch irrtümliches Feuer eigener Truppen veranlaßt. Daß Truppen versehentlich auf eigene Verbände feuern, kommt in jedem Kriege vor. Diese Panik war nach noch nicht drei Stunden überwunden. Bei der 36. Division trat „eine Verkettung unglücklicher Umstände" ein und veranlaßte ihr Zurückgehen. Von einer Panik spricht das Reichsarchiv hier nicht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die bisher angeführten Beispiele, die Panik und die Führerentschlüsse, zu weiteren kritischen Betrachtungen nicht genügten. Und so drängte sich denn aus dem Innern heraus eine Reihe bitterer Fragen. Es kommt darauf an, festzustellen, inwieweit die Lehre vom Kriege, wie wir sie einst lernten, sich als richtig oder falsch erwiesen hat (S. 48). Die Antwort wird unmittelbar im Anschluß daran gegeben: die psychologischen Faktoren haben wir nicht richtig zu bewerten verstanden. Man fragt ganz unwillkürlich, ob denn der damals 20jährige Verfasser die Lehre vom Kriege, wie man sie einst lehrte, überhaupt schon kannte. So einfach ist diese Lehre nicht, daß man sie statt in 20 Jahren in 2 Jahren lernen konnte. Und wenn er nicht kannte, was man damals lehrte, so ist die Frage von seinem Standpunkte aus gegenstandslos. Denn nachträglich festzustellen, was damals Lehre war, ist theoretischer Literaturbegriff, ohne den warmen Hauch des wirklichen Lebens. Man fragt aber weiter, ob denn dieser Vorwurf, hart und kraß (gesperrt gedruckt S. 49), nur gegründet ist auf eine Panik und zwei falsche Führerentschlüsse. Tatsächlich ist es so. Und wenn man auch die Panik als unzureichend ablehnen könnte, so bleibt ja der entscheidend fehlerhafte Führerentschluß freilich von ungeheurem Gewicht. Im Gefühl dieses Gewichtes wird nun der Vorwurf weiter verstärkt: jeder hat das dumpfe Gefühl, daß hier bei Gawaiten—Gumbinnen das System als solches getroffen war (S. 49). Ich betone nochmals: weil ein Bataillon versagte und Prittwitz einen falschen Entschluß faßte. Die Geschichte zwingt, wenn man diesen Gedankengang gutheißen will, mit unerbittlicher Konsequenz dazu, dann jedes militärische System zu verurteilen. Ich bin überzeugt, daß noch in jedem System eine Truppe versagt hat, und irgendein Führer einen falschen Entschluß faßte.

---

[1]) Der Weltkrieg 1914—1918, bearbeitet im Reichsarchiv. II. Band: Die Befreiung Ostpreußens. In Ganzleinen M. 14,—. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1925.

Weiter: an der Rominte hat sich so manches als irrtümlich erwiesen, was man unumstößlich glaubte.

Was war denn nun falsch an dem System, was war Irrtum? Merkwürdigerweise wird gleich von selbst zugegeben, daß die Irrtümer weniger militärisch als politisch waren. Dennoch wird aber eine Reihe von zweifelsfrei militärischen Fehlern aufgezählt: das Siegenwollen vor Verdun, die Bewertung der feindlichen Tanks, die Momente der Auszeichnung, Beförderung, des Urlaubs, der Gegensatz von Heeresbericht und Volksempfinden, das Verhalten bei der Revolution und anderes mehr.

Alle diese Fragen sind des Durchdenkens wohl wert. Aber ob sie so harte Urteile begründen, das möge einmal ganz kurz mit wenigen Strichen geprüft werden. Denn nicht darum kann es sich hier handeln, ob es Fehler an und für sich waren, sondern nur darum, ob es Fehler waren, die typische Eigenschaften enthielten und darum eine Verurteilung des ihnen zugrunde liegenden Systems veranlassen durften.

Verdun wird vielfach für einen Fehler schlechthin gehalten. So ganz einfach ist die Beurteilung in diesem Falle nicht. Es winkte schon, wenn man auch nur einigermaßen zum Ziele kam, ein sehr großer Erfolg. Es gibt genug Beurteiler, die den Entschluß zum Angriff bei Verdun nicht für fehlerhaft halten. Ich kann aber die verstehen, die das ganze Unternehmen von vornherein für unglücklich und den Einsatz der Kräfte an anderer Stelle nicht nur nachträglich, sondern von Anfang an für vorteilhafter hielten. Daß der Erfolg nachher ausblieb, beweist so gut wie nichts, ganz allgemein und besonders bei Verdun. Denn gerade der Angriff bei Verdun kann operativ in seinem Verlauf doch nur im Zusammenhang mit der Brussilowoffensive bewertet werden. So groß war das Maß dieses Krieges, daß die Zusammenhänge von Frankreich nach Rußland durchaus übergriffen. Nun ist allerdings hier nicht von dem Angriff auf Verdun, sondern von dem Siegenwollen vor Verdun gesprochen. Ex post kann man ruhig sagen, daß dieses Festbeißen falsch war. Aber es ist stets sehr schwer, einen einmal gefaßten Entschluß ohne Erfolg aufzugeben. Auch darin steckt ein Stückchen Psychologie. Worauf es ankommt, wäre doch nur, ob dieser Fehler, der uns ganz zweifellos ein ganz gehöriges Stück Vertrauenskapital gekostet hat, ein Fehler im System war. Gerade hier haben wohl das System die geringste Rolle und Einzelpersönlichkeiten die Hauptrollen gespielt. Zur Verurteilung des Systems reicht dieser Vorgang nicht aus.

General v. Falkenhayns Grund, Verdun anzugreifen, „gleichgültig, ob wir das Ziel erreichen oder nicht", ist gewesen, daß er annahm, die feindlichen Kräfte würden sich hier verbluten. Tatsächlich hat er damit einen schweren psychologischen Fehler gemacht. Es war nicht gleichgültig, ob wir Verdun

bekamen oder nicht. Bei uns war die Folge seelische Herabstimmung und beim Gegner ein hochreißendes Erfolgsgefühl. Obwohl hier also ein schwerer psychologischer Fehler zuzugeben ist, so wird nichts damit bewiesen. Hätte diese Erkenntnis im voraus bestanden, was leider nicht der Fall war, so hätte sie auf die Entschlüsse mitbestimmend, aber niemals entscheidend einwirken können. War damit zu rechnen, daß der Gegner sich hier verbluten würde, so war der Angriff richtig und mußte gewagt werden, trotz aller entgegenstehenden psychologischen Bedenken für den Fall der Nichteinnahme von Verdun. Freilich war auch die operative Voraussetzung falsch. Der Gegner verblutete sich hier nicht. Und nun erst wirkte sich das psychische Moment aus. Daß aber operative Fehler als solche noch nicht ausreichen, um ein sonst an Erfolgen überreiches System, hier auch einen sonst keineswegs erfolglosen Führer zu verurteilen, ist an anderen Stellen erwähnt. Friedrich der Große hat Kolin verloren und war kein schlechter Psychologe.

Ich sagte vorher, daß das psychologische Moment mitbestimmend sein dürfte. Auch das ist nur sehr bedingt zu verstehen. Entweder war der Angriff gegen Verdun oder wenigstens seine letzte Phase operativ falsch. Es gibt hierbei Kritiker, die sich noch viel krasser als Hesse ausdrücken. Dann mußte man den Angriff aus operativen Gründen aufgeben oder abbrechen. Oder er war operativ richtig, dann mußte der Entschluß so lange durchgeführt werden, bis sich seine taktische Unmöglichkeit ergab. So ist die Problemstellung. Ordnet man aber das psychologische Moment über, so ergibt sich etwas ganz anderes. Sollte man, wenn der Angriff operativ falsch war, aber psychologisch geboten erschien — so etwas kann nämlich vorkommen, denn ähnliche Anlässe haben bei den Franzosen zur Schlacht von Sedan geführt — den Angriff dennoch durchführen? Sollte man, wenn der Angriff und seine Fortsetzung operativ richtig, aber psychologisch falsch waren, ihn darum aufgeben oder abbrechen? Die Antwort war schon vorher gegeben. Hier ist noch zu fragen, wo dann der Zeitpunkt läge, in dem das sonst natürlicherweise übergeordnete operative Prinzip vom psychologischen Faktor wesentlich mitbestimmend beeinflußt werden soll. Ohne eine haarscharfe Feststellung dieses Zeitpunktes, die ich in einem System für unmöglich halte, die lediglich instinktiv zu fühlen wäre, hat der Vorgang von Verdun weder etwas Beweisendes noch etwas Belehrendes. Es bleibt fast nichts als ein aus dem Mißerfolg entstandenes Schlagwort. Und da kann man denn doch nicht zugeben, daß sich bei solcher Sachlage ein Vorwurf gegen das alte System ableiten ließe.

Es kommen die Momente der Auszeichnung, Beförderung und des Urlaubs. Ich verhehle mir keineswegs, daß hier Fehler gemacht worden sind. Im System lagen sie sicher nicht. Sie sind in der menschlichen Natur über-

haupt begründet. Die gleichen Vorwürfe, die im Großen Kriege erhoben wurden, entsinne ich mich, auch in Gesprächen der 70er Generation über den deutsch-französischen Krieg gehört zu haben. Ausgerechnet der Psychologe Hesse mußte empfinden, daß hier Fehler vorkamen, die so lange unvermeidlich bleiben, als die Menschennatur eben nicht von Allwissenheit geleitet und engelgleich ist. Man greife nur eins heraus, das Eiserne Kreuz. Es sei zum Vereinsabzeichen herabgewürdigt, sagt man. Vergegenwärtigt man sich die ungeheuren Leistungen aus $4^1/_2$ Kriegsjahren, so müßte die Gerechtigkeit eigentlich verlangen, wenn man an den Vorgängen von 1870/71 mißt, daß jeder Frontkämpfer das eiserne Kreuz II. Klasse trug. Gerechtigkeit in solchen Dingen zu verlangen, ist billig, sie zu üben geht über Menschenkunst. Nun könnte man sagen, die Fehler hätten sich denn doch zu sehr gehäuft. Die ungeheure Zahl von 11 Millionen Soldaten läßt ganz naturnotwendig eine absolute Fehlerzahl aufkommen, die sofort dann erschreckend scheint, wenn sie außer Zusammenhang betrachtet wird. Und die vox populi urteilt fast immer außer Zusammenhang.

Die Heeresberichte und das Volksempfinden hätten im Gegensatz gestanden. Das ist, so wie es da steht, sehr schief. Wenn sie wirklich einmal nicht ganz nüchtern sachlich blieben, dann waren unsere Heeresberichte geradezu eine Konzession an das Volksempfinden. Ich glaube richtig zu verstehen, wenn ich annehme, daß hier eigentlich etwas anderes gemeint ist. Der Engländer sagte mit brutaler Rücksichtslosigkeit seinem Volke innerhalb und außerhalb des Parlaments, bei jeder Krise: es steht miserabel, wir können uns nur retten mit der äußersten Kraftanstrengung; oder: die U-Boote wirken furchtbar, alles an die Arbeit, sonst geht die Geschichte schief. Wir haben von der Tendenz nicht lassen können, unserem Volke stets die Erfolge zu unterstreichen und Mißerfolge abzuschwächen. Ich halte das für einen Fehler, aber für einen Fehler, dessen Tragweite man doch überschätzt. Es muß hier sehr scharf unterschieden werden zwischen den Heeresberichten und der übrigen amtlichen Stimmungsleitung in der Presse. Den Heeresberichten kann man eigentlich den Vorwurf nicht machen, daß sie sich vom Volksempfinden entfernt hätten. Sie waren klar und ehrlich. So viel mir erinnerlich, ist es dem heißen Bemühen mancher Kreise bisher nicht gelungen, eine Unehrlichkeit der Heeresberichte wirklich nachzuweisen. Wenn sie gelegentlich noch im Fluß befindliche Kampfvorgänge verschwiegen oder verschleierten, so war das einfache Führungspflicht. Nur eine ganz unbewußte innere, wie soll ich sagen, Verkehrtheit haftete den Heeresberichten an, wenn man sie von einem rückwärtsschauenden Blickpunkt aus betrachtet. Ein Beispiel. Die große Schlacht in Frankreich im März 1918 erscheint in den Heeresberichten als ein großer Sieg, und zwar mit Recht, denn es war ein ganz außerordentlicher Erfolg! In

Wirklichkeit reichte der Sieg nachher nicht aus und wurde damit in seiner Auswirkung zum Fehlschlag. Sollte sich nun die O. H. L. hinstellen und sagen, liebe Volksgenossen, das ist leider gar nichts, und wir müssen damit rechnen, daß der ganze Feldzug unglücklich endet, weil wir leider, ob mit Schuld oder ohne Schuld, Amiens nicht bekommen haben? Ein solcher Heeresbericht, an sich der Tatsächlichkeit vielleicht entsprechend, wäre eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Er wäre sogar im innersten Kern so lange unrichtig gewesen, als noch ein Fünkchen Aussicht auf Erfolg bestand. Ob aber dieses Fünkchen im Sommer 1918 noch vorhanden war, das läßt sich leider oder Gott sei Dank nicht einmal nachträglich entscheiden. Gewiß, es wäre eine ungeheure Tat gewesen, wenn sich, beispielsweise nach dem vergeblichen Bemühen unseres Friedensangebotes Ende 1916, ein Mann vor das Volk gestellt und ihm brutal in das Gesicht geschleudert hätte die Wahrheit: Wenn ihr nicht alle die Muskeln strafft bis zum äußersten, dann ist der Krieg verloren. Das Wort vom Durchhalten war eine matte Passivität, ganz gewiß. Aber dem alten System lag an und für sich diese rücksichtslose, ich möchte geradezu sagen militärische Offenheit viel mehr. Gerade das weiche, defensive Durchhalten war eine Konzession an neue Strömungen. Also: Ein Fehler ist hier gemacht, wenn auch ein schwer vermeidbarer. Im Gegensatz zum Volksempfinden stand er ganz und gar nicht, sondern er war eine Konzession an das Volksempfinden. Und der Fehler ist gemacht kaum von militärischen Stellen, viel mehr von nichtmilitärischen. Hier soll es sich nur um das alte militärische System handeln. Wenn dann doch auch Fehler dieser Art von rein militärischer Seite zu rügen sein würden, so möchte ich einmal den sehen, der rebus sic stantibus alle Fehler vermieden hätte.

Käme noch das Verhalten bei der Revolution. Die Frage ist sehr ernst zu nehmen. Wie man vor einem dunklen Grabe fassungslos steht und innerlich eifert, Herr warum tust du mir dies an, so steht man vor der Tatsache, daß den Sturz der Monarchie nicht Hekatomben von Offizieren mit ihrem Tode begleiteten. Darum kommt man nicht herum. Und es wäre unehrlich, sich mit den an sich nicht unrichtigen Entschuldigungen, wie sie sich aus den wirklichen Vorgängen leicht ergeben, darüber hinwegtäuschen zu wollen. Die Frage ist falsch gestellt. Man muß hier tiefer gehen und fragen, ob denn irgendein militärisches System überhaupt bei diesem Gang der Revolution — ich unterstreiche die Worte bei diesem Gang — in der Lage war, das Unheil abzuwenden. Das Höchste, das jedem militärischen System innewohnt, ist der Gehorsam. Hesse meint selbst an anderer Stelle, das Gehorchenkönnen sei der höchste Ruhm des deutschen Offizierkorps gewesen. Das trifft den Kern der Sache. Gerade die strahlendsten Sonnenseiten eines Standes pflegen auch, wenn Unglück hereinbricht, die schwersten Schattenseiten in sich zu ent-

halten. Gehorsam und Pflichterfüllung waren die Voraussetzungen unserer sicher nicht kleinen Leistungen, Gehorsam und Pflichterfüllung banden uns in den Novembertagen 1918 die Hände genau so, was man bei der Beurteilung der ganzen Angelegenheit nicht vergessen sollte, wie sie uns 1848 die Hände banden. Der Fehler, daß nicht rechtzeitig scharf geschossen wurde, ist doch gewiß nicht aus Feigheit gemacht worden, sondern aus damals so verstandener Pflichtauffassung. Mindestens an einer Stelle ist der Beweis klar zu erbringen, daß aus Gehorsam nicht geschossen wurde. Am 4. November 1918 traf als erste Landtruppe ein Bataillon in Kiel ein. Niemand wagte etwas gegen diese Truppe, solange man annehmen mußte, daß sie auch schießen würde. Da befahl der Kommandant, daß von der Waffe nicht Gebrauch gemacht werden dürfte. Der Gehorsam siegte.

Das Offizierkorps der Front lehnte sich gegen den Umschwung nicht auf aus Gehorsam. Der letzte Befehl S. M. des Kaisers übertrug den Oberbefehl dem Feldmarschall. Dieser verehrungswürdigste aller Soldaten befahl, in Reih und Glied zu bleiben. Also blieb man. Wer will entscheiden, ob er recht gehandelt hat? Es ist nicht völlig ausgeschlossen, daß die Nacherlebenden zu dem Urteil kommen, ein gnädiges Geschick habe damals dem Feldmarschall seinen schweren Entschluß eingegeben. Handelte der Feldmarschall anders, so folgte zunächst der Bürgerkrieg mit dem Feind im Rücken. Ob dieser Krieg gegen Spartakusbanden sehr kurz gewesen wäre, darüber kann man nachträglich nur Vermutungen anstellen. Ob aber selbst im günstigsten Falle der äußere Feind zu verhindern war, diese Lage noch mehr auszunutzen, bleibt eine offene Frage. Wenigstens haben wir so noch die Einheit des Reichs gerettet. Wer will entscheiden, ob bei anderem Verfahren unter äußerem Druck nicht auch noch das Reich zerfiel. Vielleicht hat gerade das Verhalten der alten Armee nach dem 9. November 1918 instinktiv, unbewußt, möglicherweise sogar mit unrichtigen Motiven den Staat gerettet. Wer will das heute schon entscheiden? Gehorsam war es, was unsere Stellung zur Revolution festlegte. Das einzige, was blieb, war dieser Gehorsam gegenüber dem gegebenen Befehl. Mag man es heute bedauern, daß gehorcht wurde, richtig blieb es dennoch. Denn auf der Grundlage der unverletzten Gehorsamspflicht ließ sich nachher die Ordnung wieder aufbauen. Wir wollen es nicht vergessen, daß es die Offiziere der alten Armee waren, die sich vom Januar 1919 ab, bespuckt und beschimpft, als erste aus dem Chaos wieder herausarbeiteten. Auf ihren Schultern steht, was heute ist. Es ist nun wirklich die höchste Zeit, daß wir Soldaten nicht immer nur an den Wunden unserer eigenen Fehler herumschneiden und herumkratzen, sondern daß wir einmal selbstbewußt heraussagen: Wenn überhaupt noch heute etwas Zukunftkräftiges in Deutschland am Leben geblieben ist, ganz gleich ob in Wirtschaft, Technik, Wissenschaften oder

im Staate, als dem politischen Gebilde überhaupt, so ist es am Leben geblieben hinter dem mit verwundetem Arm schützend vorgehaltenen Degen des deutschen Offiziers. So ist es und nicht anders. Also mit unserm Verhalten in der Revolution sind unlösbar verknüpft die Eigenschaften, die uns in letzter Stunde noch gerettet haben, und an denen unsere Zukunft hängt: Pflicht, Ehrgefühl und Gehorsam.

Die vorher aufgestellte Behauptung, Zukunftkräftiges sei in Deutschland am Leben geblieben nur dadurch, daß der Soldat trotz $4^1/_2$ hinter ihm liegender Kriegsjahre abermals in die Bresche sprang, ist unschwer zu beweisen. Man versetze sich einen Augenblick zurück in die ersten Monate des Jahres 1919. Was wäre denn z. B. geworden, wenn deutsche Truppen damals im März nicht an der Windau dem weiteren Vordringen des Bolschewismus Einhalt geboten und ihn bis über Riga zurückgeworfen hätten? In Königsberg und Allenstein standen genug Freunde des Bolschewismus sozusagen auf Empfang. Was dann weiter folgte, wenn die russische Welle in Ostpreußen widerstandslos eindrang, das kann man sich ohne viel Schwierigkeiten ausmalen. Oder vielmehr, das kann sich ganz richtig nur der vorstellen, der die bolschewistischen Truppen zu dieser Zeit als Gegner kennen gelernt hat. Wir haben ein eigenartig kurzes Gedächtnis für solche Vorgänge und für die Größe der damals abgewendeten Gefahr.

Es ist auf das Verhalten während der Revolution bei der „Nahen Ära" in anderem Zusammenhange noch zurückzukommen. Wenn und soweit falsch gehandelt wurde bei der Revolution, billigen die Alten das erst recht nicht. Aber sie versuchen zu verstehen und in diesem einen Falle zu entschuldigen. Hesse steht nicht allein mit seinem Revolutionsvorwurf. Dasselbe, nur von anderem Standpunkte aus, sagt jeder Parteipolitiker, der höhnend ruft, bei der Revolution hätte sich alles verkrochen. Meist ist der Hohn innerlich unwahr. Denn die, an die er sich wendet, waren in der Mehrzahl gar nicht da, sie waren an der Front. Dennoch würde ich den Vorwurf stets als berechtigt hinnehmen. Aber ich wüßte für die Höhnenden eine Antwort: Jawohl, ich bin ganz eurer Ansicht; auch mir tut es herzlich leid, daß man damals so passiv blieb; daß man nicht sofort mit scharfem Schuß antwortete. Freilich, wäre das gerade denen, die jetzt höhnen, lieber gewesen?

Ich bin diese Fehler im einzelnen durchgegangen, nicht um sie abzuleugnen, sondern um festzustellen, daß sie zur Verurteilung des alten Systems nicht hinreichen. Ich bin übrigens bereit, von mir aus noch einige weitere Fehler und Irrtümer hinzuzufügen, die sich psychologisch auswirken mußten. Vielleicht sind die gröbsten Fehler nicht in, sondern vor der Marneschlacht, ferner in den ersten drei Monaten 1918 und in den Wochen und Tagen kurz vor dem Waffenstillstand gemacht, ganz zu schweigen von der einzigartigen Juli-

Biblioteka Wojsk. Akad. Techn. im. F. Dzierżyńskiego

resolution 1917. Damit brächte man nun nichts Neues, e nsowenig wie Hesse etwas Neues damit brachte. Das kann jeder denkende Nensch. Wir sind von Irrtum nicht und nicht von Fehlern frei gewesen. Au ein System der jungen Generation würde das nicht sein.

3. Kritik der Kritik

Man muß sich noch mit einem Umstand auseinandersetzen. ehler an sich bedeuten gar nichts, sie sind auch von Systemen gemacht worde , deren Richtigkeit wir kraft des Erfolges abzuleugnen zum mindesten nicht g wohnt sind. Die Schlacht von Spichern war ein Fehler; 1813/14 sind noch n ch der Schlacht von Leipzig recht beträchtliche Fehler gemacht worden. Der Enderfolg ließ darüber hinwegsehen. Bei uns aber steht am Schlusse aller Begebenheiten der Satz vom verlorenen Kriege. Also die Summe aller von uns gemachten Fehler war, wie es General Frhr. v. Freytag-Loringhoven im Friedrichsvortrage 1912[1]) ausdrückte, um ein geringes größer als die Summe der Fehler unserer Gegner. Daran ist nun wirklich nicht vorbeizukommen. Es fragt sich nur, ob das am alten militärischen System lag. Ich stehe nicht ganz auf dem Standpunkte, wonach der Krieg eigentlich so ungefähr schon 1905 verloren war. Vielfach mag der Gedanke richtig sein, daß ein Krieg entschieden ist, ehe er begonnen hat. 1914/18 war das doch nicht so, weil die verschiedenen Phasen des Krieges so wechselvolle Voraussetzungen enthielten, daß die Einheitlichkeit nicht in dem Grade gewahrt blieb, um von vornherein den Krieg für uns zu einem unmöglich zu gewinnenden zu stempeln. Es sind überkluge Leute gewesen, die alles kommen sahen, wie es kam, die unsere Niederlage schon am 4. August 1914 voraussagten. Sie erkannten etwas, das nicht zu erkennen war und auch nicht stimmte.

Um aber in der Frage des Vorwurfs gegen das alte militärische System klar zu sehen, muß man sich fragen, ob die entscheidenden Fehler in eben diesem System begründet waren oder nicht. Entscheidend war unsere Kettung an das zerfallende Österreich und schließlich die Blockade. Beides waren Umstände, die außerhalb des militärischen Machtbereiches lagen. Ob sie vermeidbar waren, steht auch noch dahin. Denn wie man sich eine deutsche Politik, die antiösterreichisch gewesen wäre, vorstellen sollte, das weiß man jetzt, das hätte man aber bis 1914 sich wirklich kaum ausdenken können. Festzuhalten bleibt, daß der verhängnisvolle Ausgang im militärischen

[1]) König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer. Vortrag, gehalten am 23. Januar 1912 in der Kriegsakademie aus Anlaß der 200jährigen Wiederkehr der Geburt Friedrichs des Großen, von Frhr. v. Freytag-Loringhoven. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Preis M. 0,90. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1912.

System nicht begründet war. Negativ ist dies mit der politischen Konstellation und der Blockade bewiesen. Positiv sind die Musterschlacht in der Vollendung, Tannenberg, und die Tatsache, daß wir bis Kriegsende mit unseren Leibern den Feind von deutschem Boden abgehalten haben, Beweis genug. Ich verstehe nicht, wie man immer wieder in der Schuldfrage herumwühlen kann angesichts der Tatsache, daß es uns einer derartigen Überlegenheit gegenüber gelang, den Krieg von deutschem Boden fast gänzlich fernzuhalten. Wer weiß denn überhaupt, ob dieser Umstand nicht noch einmal ausschlaggebende Bedeutung für unsere Zukunft haben kann. Ich verstehe es, wenn der 4. Untersuchungsausschuß Hindenburg und Ludendorff die Schuld am verlorenen Kriege, wenn auch vergeblich, nachzuweisen versuchte. Ich verstehe es aber nicht, daß gerade wir Offiziere immer nach irgend jemand oder nach irgend etwas suchen müssen, das schuld hat. Bismarck selbst bewertete die Imponderabilien, die anonymen Kräfte, wie er sie nannte, im Völkerleben sehr hoch. Diese Rechnungen gehen niemals auf wie Divisionsexempel. Der Krieg ist etwas Irrationales. Es ist ein quälendes, müßiges und oft recht schädliches Spiel, diese Schuldfrage.

Was aber den Erfolg anbetrifft, so sei ein Clausewitz-Zitat erlaubt. Ich zitiere Clausewitz aus dem 9. Kapitel: „Wohl ist es erlaubt, eine Begebenheit nach dem Erfolge zu beurteilen, weil dieser die beste Kritik derselben ist, aber dieses bloß aus dem Erfolge gezogene Urteil muß man dann nicht als menschliche Weisheit geltend machen. Die Ursachen eines verunglückten Feldzugs aufsuchen, heißt noch nicht eine Kritik desselben machen; nur wenn man beweist, daß diese Ursachen nicht hätten übersehen werden oder unbeachtet bleiben sollen, macht man die Kritik und erhebt sich über den Feldherrn.

Nun behaupten wir, daß, wer in dem Feldzuge von 1812 bloß wegen seines ungeheuren Rückschlages eine Absurdität findet, während er beim glücklichen Erfolg darin die erhabensten Kombinationen gesehen hätte, eine völlige Unfähigkeit des Urteils zeigt."

Ich behaupte also, daß, wer in dem Feldzuge von 1914/18 bloß wegen seines ungeheuren Rückschlages eine Absurdität findet, eine völlige Unfähigkeit des Urteils zeigt.

Die ganze Verurteilung eines Systems erscheint mir, wenn sie nur von der Tatsache des verlorenen Krieges ausgeht, nach 1918 besonders falsch; und zwar vor allen Dingen deshalb, weil die ganze, durch den Krieg begonnene Bewegung anscheinend längst noch nicht abgeschlossen ist.

Um hierbei weiterzukommen, muß man sich zuvor etwas mit dem Wesen des Krieges beschäftigen. Die Frage, was ist der Krieg, ist oft gestellt, aber niemals schlüssig und widerspruchslos beantwortet. Meistens entgleist man, indem man die Frage nach dem „Was ist" in ein nach dem „Wie ist"

abwandelt. Die Antwort wird eben vielfach nicht in der Betrachtung der Ursachen, sondern in der Beurteilung der Wirkungen gesucht. Der grundeinfache Satz, der Kampf sei der Vater aller Dinge, kann als ein guter Ausgangspunkt jeder Überlegung gelten. Der Krieg ist Leben, ist eine Lebensäußerung. Man kann also nicht viel dagegen einwenden, wenn man ihn mit Marx als einen biologischen Vorgang der Auslese bezeichnet. Genau so, wie man aber eine Definition des Begriffes Leben nicht geben kann, genau so wird eine Feststellung, was der Krieg sei, erschöpfend nicht gelingen. Als Leben, als Lebensäußerung ist er. Und weil er ist, muß er sein: der Kampf und der Krieg, als höchste Steigerung des Kampfes, Steigerung sowohl nach den Mitteln, als auch, was oft übersehen wird, nach der Zeit, und zwar im Sinne der angestrebten Verkürzung. Viele Gegner des Krieges setzen nämlich an seine Stelle nur Kampfarten, die nicht humaner — Wirtschaftskampf mit seinen Elendsfolgen und Todesopfern — wohl aber langdauernder sind. Aus dieser zeitlichen Entspannung entsteht dann ein Trugbild, das, leider nur scheinbar, weniger grausam ist.

Positive Definitionen des Krieges erinnern mich immer an eine Stelle aus Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit, Kapitel 2, wonach der Krieg einer der Genüsse der Irritabilität ist. Leichter läßt sich schon sagen, was der Krieg nicht ist. Der Krieg ist beispielsweise so gut wie niemals ein Akt der augenblicklichen Rechtsnotwendigkeit. Dieser falsche Blickpunkt von der Notwendigkeit her ist einer der Entstehungsgründe des Pazifismus. Die rechtliche Notwendigkeit der Kriege in dem Sinne, daß bei einer sonst als berechtigt anerkannten Differenz beide Parteien kein anderes Mittel mehr besaßen, den Streit auszutragen, dürfte sich schwer belegen lassen. Der falsche Standpunkt, den Krieg von diesem Notwendigkeitsbegriff aus zu betrachten, führt den Pazifismus, soweit er nicht strengster Observanz nach Tolstoi ist, zu einer bezeichnenden Inkonsequenz innerhalb seiner eigenen Gedankengänge. Der Krieg als Notwehr wird erlaubt. Es wird sehr schwer bleiben, ganz klar festzulegen, was Notwehr ist. Das Gesetz greift schon im Einzelleben zur Aushilfe der Putativnotwehr. Wieviel schwerer muß es da im Völkerleben sein, den Notwehrbegriff eindeutig festzulegen. In jedem Kriege haben außerdem bisher meist beide Parteien behauptet, in der Notwehr gewesen zu sein, beiden ist der Beweis nicht gelungen, und beiden kann man das Gegenteil nicht einwandfrei beweisen. Daher läßt sich wohl auch neuerdings der Sieger beim Friedensdiktat bescheinigen, daß er den Streit nicht angefangen habe. Wäre ein Krieg vom Standpunkt der Notwendigkeit aus zu rechtfertigen, dann hätten nicht große Staatsmänner den Präventivkrieg abgelehnt. Aber auch geschichtliche Betrachtungen führen dazu, die rechtliche Notwendigkeit als Ausgangspunkt auszuschalten.

Das Eingreifen Roms in die syrakusischen Wirren, das nachher die Kriege mit Karthago zur Folge hatte, war weder politisch noch wirtschaftlich notwendig. Als Rom vor die Frage gestellt war, ob es dem von König Hiero von Syrakus schwer bedrängten Räuberstaat der Mamertiner Hilfe leisten sollte, haben wohl die kapitalistischen und kommerziellen Interessen den Ausschlag gegeben, aber eine Notwendigkeit stellten diese Interessen nicht dar. Es war vielmehr ein Schritt aus freier Wahl. (Eduard Meyer: Hannibal und Scipio in „Meister der Politik"). Friedrichs des Großen Griff nach Schlesien oder der Nordamerikas nach Kuba und den Philippinen war schließlich nicht von einer augenblicklichen Notwendigkeit gefordert. In den Krieg 1914/18 sind alle hineingeschlittert, was auch nicht gerade für seine Notwendigkeit spricht.

Umgekehrt sind aber Kriege dann, wenn sie tatsächlich als letztes Rettungsmittel aus einer Not erscheinen, häufig nicht führbar.

Der Krieg ist eine Funktion des Lebens und als solche nicht näher zu definieren. Daran ändert auch der bekannte Satz nichts, daß „der Krieg ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln". Politik ist staatliches Leben. Auch könnte man heute Widerspruch gegen den bekannten Clausewitzsatz erheben. Viel mehr ist der Frieden die Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln.

Sind zwei gegeneinanderwirkende Kräfte in der Natur einander gleich, so heben sie sich auf. Es tritt der Zustand der Ruhe ein. Ist eine Kraft größer, so wirkt sie sich aus. Die Bewegung folgt. Setzt man den Staat gleich der in einem bestimmten Zeitpunkt historisch gegebenen Zusammenfassung von Kräften, also als eine Kraft, so wäre der Krieg die aus der Differenz der einen staatlichen Lebenskraft mit der eines anderen resultierende Bewegung, vorausgesetzt, daß diese Kräfte gegeneinander gerichtet waren oder wurden. Sowie also diese Differenz in ausreichendem Maße vorhanden ist, ist die Bewegung, ist der Kampf, der Krieg da. Hierbei spielt es gar keine Rolle, ob diese Bewegung im Augenblick politisch oder sonstwie notwendig ist; ja nicht einmal, ob das Eintreten der Differenz feststellbar wurde. Hieraus erklärt es sich auch, daß man wohl dahin streben kann, Kriege aus unzureichenden Gründen zu verhindern: nämlich dann, wenn entweder die Differenz klein genug ist, oder wenn die staatlichen Kräfte nicht notwendig gegeneinander gerichtet zu sein brauchen.

1914 trat die Bewegung ein. Ihr Abschluß sollte beweisen, daß die Summe unserer Kräfte zu klein war. Das ist nun nicht ohne weiteres der Fall. Denn der Kampf, also die Bewegung, ist glücklicher- oder unglücklicherweise noch nicht abgeschlossen. Wir befinden uns noch ununterbrochen

im Zustand des Krieges, wobei es dahinsteht, ob der allerletzte Teil nochmals mit den Waffen ausgefochten werden muß. Solange aber noch gar kein Abschluß da ist, sind wir weder zur Hoffnungslosigkeit verdammt, noch haben wir Grund, alte Lehren zu verurteilen. Vor allen Dingen kann man, solange ein Abschluß noch nicht zu sehen ist, keine Schuld aus dem vorläufigen Mißerfolg ableiten.

Wie ungereimt oft Vorwürfe gemacht werden, ausgehend nur von der Tatsache des Mißerfolges, sei an einigen Beispielen, allerdings verschiedenen Gewichts, erläutert.

Der eine sagt, wir hätten zu wenig Psychologie gehabt. Ein anderer behauptet, wir hätten uns längst nicht genug militärisch mit der Technik beschäftigt. Ich gebe ohne weiteres zu, daß es viele Offiziere gab, denen die unmittelbar hinter dem letzten Pferdeschwanz beginnende Mathematik etwas Unsympathisches war. Ich gebe zu, daß wir uns auf Grund der ganzen Entwicklung heute weit mehr mit Fragen der Technik beschäftigen müssen. Aber die Vorwürfe, die heutigen Tags gemacht werden, gehen weit über das berechtigte Maß hinaus. Von Deutschen sind die Luftschiffe, die 130-km-Kanonen und die leistungsfähigsten Unterseeboote konstruiert, doch sicher nicht ohne ausreichende Beteiligung militärischer Stellen. Da kann man wirklich nicht gut sagen, wir hätten die Technik vernachlässigt.

Nun kommt ein anderer und behauptet, wir hätten früher viel zu wenig Sport getrieben. Dem ist entgegenzuhalten, daß sogar der ältere Moltke keinen Sport getrieben haben soll und trotzdem drei Kriege gewann. Dem ist ferner entgegenzuhalten, daß unsere Kommandeure und Kompaniechefs trotz ihrer offensichtlichen Überalterung nachher im Kriege eine geradezu erstaunliche körperliche Frische und Ausdauer bewiesen haben. Ich habe den Sport hier in diesem Rahmen mit Absicht erwähnt. Psychologie und Sport werden in der Literatur häufig genug nebeneinandergestellt oder gemeinsam behandelt. Vor kurzem erschien im Militärwochenblatt ein Aufsatz, Psychologie im Dienste der Wehrmacht. Darin wurde Hauptmann Surén das Lob ausgesprochen, wir verdankten ihm, daß wir in der Sporthose Mensch unter Menschen sind. Dieser Ausspruch entbehrt nicht ganz des unfreiwilligen Humors, ist völlig abwegig, zeigt aber, wie heute solche Leistungen bewertet werden. Ich darf eine Entgegnung wörtlich einem anderen Aufsatze des Militärwochenblatts vom 25. November 1924 entnehmen: „Im alten Heere ist auf diesem Gebiete von allen Offizieren, die sich ihrem Berufe mit Leib und Seele hingegeben hatten, viel geleistet worden .... Wer den Rückmarsch ... 1918 mitgemacht hat, wird ... zustimmen müssen, .. daß die Führer das Verständnis, Menschen behandeln zu können, bewiesen haben ... Ich glaube, daß man sich auf falschem Wege befindet, wenn man

in dem Soldaten nur dann das Gefühl, Mensch unter Menschen zu sein, zu verspüren glaubt, wenn man ihm . . . in der Sporthose gegenübersteht."

Hinzuzufügen wäre noch, daß es in der Danksagung an Surén heißt: „Der Schüler sieht in dem Lehrer nicht den zu respektierenden Uniformträger, sondern . . . seinesgleichen." Diese Ansicht ist mindestens psychologisch, aber auch sonst verkehrt. Eine Achtung, die sich nur auf die Uniform gründet, ist minderwertig. Ein Offizier, der nicht durch Können und Charakter Distinktion hat, taugt nichts. Man kann ruhig sagen, ohne der kameradschaftlichen Einheit von Offizier und Soldat irgendwie zu nahe zu treten: wenn Offizier und Kanonier ihresgleichen sind, muß etwas faul im Staate Dänemark sein.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über den Sport, und zwar deshalb, weil es einen bedeutsamen psychologischen Einschlag hat. Es ist ein Ausspruch in der Schweizer Bundesversammlung, erwähnt in der Allgemeinen Schweizer Militärzeitung vom 30. 8. 24: „Im Frieden droht . . . erfahrungsmäßig der ausgesprochene Sportcharakter und beim Gros der Truppe der Charakter der Spielerei . . . Auch ist zwischen Nichtkönnen und Nichtwollen hier sehr schwer zu unterscheiden." Das ist beachtenswert. Kehren wir jedoch wieder zurück zu den Beispielen für die Kritik.

Ein anderes solches Beispiel beleuchtet es noch viel deutlicher, wie wenig man allein nach dem Erfolge Kritik üben darf. Unser Volksernährungssystem ist im Kriege zusammengebrochen. Vorwürfe waren wohlfeil. Sie gehen von den in Stadtbahnbögen verfaulten Kartoffeln, über den an den Sammelstellen verdorbenen Speck, über den allgemeinen Zorn auf die ganze Zwangswirtschaft bis zur Spargelausfuhr, die sich auch der Kladderadatsch nicht entgehen ließ. Sieht man näher zu, so sind das fast alles Dinge, die sich wenig ändern ließen. Es bleibt trotz des Mißerfolges eine ganz ungeheure Leistung, wenn wir überhaupt $4^1/_2$ Jahre durchhielten, trotzdem wir noch eine Erhöhung der Blockadewirkung schon durch die Mißernte an Futtermitteln 1915 hatten. Wir könnten es im System auch in Zukunft nicht anders machen. Freilich würden wir wohl insofern eine Lehre ziehen, als wir versuchen müßten, ganz allgemein, unsere Ernährung von langer Hand besser vorzubereiten. Das geschah 1914 in seltener Verkennung der Lage nicht. Also lernen läßt sich schon etwas aus der Vergangenheit, jedoch nicht eine Verurteilung des alten Systems ableiten.

Ganz besonders sei die Ungereimtheit der Vorwürfe noch an einem militärischen Beispiele erläutert. Ich habe dabei von vielen Beispielen nur das uns geläufigste herausgegriffen. Heute hält sich jeder für berechtigt zu dem Urteil, daß unser Aufmarsch im Westen 1914 grundfalsch war. Das ist vollständig zu einem Axiom geworden, das von vielen kaum noch bestritten wird. Liest man aber die Ausführungen des Generals Wetzell im

Januarheft 1925 von „Wissen und Wehr", so muß man zu dem Schluß kommen, daß gegen den ersten Aufmarsch unter Berücksichtigung der vorhandenen Kräfte sich schwer etwas einwenden läßt.

Die Ansicht des Generals Wetzell wird zwar auch von Fachleuten nicht allgemein geteilt. Aber selbst wer anderer Meinung ist und an unserem Aufmarsch 1914 schwere Fehler feststellen zu können glaubt, wird mindestens zugeben müssen, daß die Frage strittig ist. Gestritten ist aber auch über andere Aufmärsche, nicht zuletzt über den von 1866. Aus solchem Widerstreit der Meinungen läßt sich unmöglich eine Verurteilung ableiten. Will man das tun, dann sollte man anschließend gleich behaupten, Moltke hätte die Schlacht von Königgrätz recht schlecht geleitet. Eine derartige Behauptung halte ich heute nämlich auch nicht mehr für ausgeschlossen. Denn eine Zeitung hat auf Grund der Darlegungen des russischen Generals Golowin festgestellt, daß Hindenburg — Ludendorff bei Tannenberg kümmerlich, geradezu miserabel geführt haben. Wir sind bald soweit, zugeben zu müssen, daß ganz besonders Leuthen, Leipzig, Königgrätz, Sedan und Tannenberg Beweise äußerst mangelhaften militärischen Könnens sind. Es ist wirklich Zeit, daß wir mit einer auf unzulänglichen Unterlagen aufgebauten Kritik, die nichts mehr als gut und richtig gelten läßt, aufhören.

Diese Beispiele mögen genügen zum Beweis, daß man allgemeinverbreitete Ansichten ihrer Verbreitung wegen noch lange nicht als berechtigte Vorwürfe annehmen darf.

Muß denn überhaupt überall nach einzelnen bedeutsamen Gründen gesucht werden, durch die wir den Krieg verloren haben? War nicht 1914 für die Armee eine Situation gegeben, in der das Unterliegen das Natürliche, und ein Sieg das Wunder gewesen wäre? Allerhand Achtung vor einem militärischen System, dem man dies Wunder wie eine Selbstverständlichkeit abverlangte, und das dieses Wunder auch um ein Haar vollbrachte. Verloren wir den Krieg, so ist man berechtigt, auch nach den Fehlern zu forschen. Aber man darf, weil natürlich Fehler gemacht sind, das militärische System deshalb noch nicht verurteilen. Ich glaube, daß unsere eigenartigen Urteile nach dem Kriege, auch die Kritik der vox populi, vielfach aus einer ganz falschen Einstellung zu diesem Kriege herrühren. So wie die Dinge nun einmal am 1. August 1914 standen, war das nicht zu Erwartende, wenn auch noch gerade Mögliche, für uns der Sieg, das Natürliche leider nur noch die Niederlage. Hätten wir den Krieg gewonnen, wir hätten uns fragen müssen, wie war das möglich. Anstatt dessen fragen wir, von den Tatsachen gequält, aber gedankenlos und ungerecht, umgekehrt. Welch ungeheure und unbewußte Anerkennung das alten Systems liegt doch darin, wenn man von ihm ohne Zaudern erwartete, es werde ein in der Geschichte noch nicht gesehenes Wunder

vollbringen; wenn man ihm heute noch grollt, weil es das Wunder nicht vollbrachte. Wohlgemerkt, ich spreche hier nur von der Armee und nichts anderem.

Daß lange Kriege die besten Armeen verderben, ist ein ganz natürlicher Vorgang, der auch schon Friedrich dem Großen bekannt war (Generalprinzipien vom Kriege): „Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß Unsere Kriege kurtz und vives seyn müssen, maßen es uns nicht konvenieret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disziplin fallen machen und das Land depeuplieren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde." Als es nun so gekommen ist, als die Ressources erschöpft wurden, als die Disziplin fiel, da ist man hinterher aufs unangenehmste überrascht, ohne jeden Grund.

4. Das psychologische Moment und das psychologische System

Hesse sucht zu beweisen, daß die Ursachen des Mißerfolges nicht hätten übersehen werden sollen. Für ihn spitzt sich die Frage dahin zu, ob der vermeidbare Hauptgrund für alle Fehler die ungenügende Bewertung des psychologischen Moments gewesen sei. Er bejaht diese Frage, wie ich annehmen muß (Seite 49). Es ist durchaus zuzugeben, daß uns mangelhaftes psychologisches Empfinden mancherlei recht trübe Folgen eingetragen hat. Das ist keineswegs neu. Es fragt sich hier immer nur, ob die Schuld am alten System lag. In diesem Sinne fragt Hesse: Hat es eine spezielle militärische Psychologie gegeben? In welcher Richtung, war sie zutreffend?

Seine Antwort ist, daß dem Durchdenken des Operativen im Cannae-Problem anderes zum Opfer gefallen ist. Man sieht zunächst nicht recht ein, warum eine extreme Beschäftigung mit dem Cannae-Gedanken notwendig der Grund gewesen sein soll, daß anderes, hier also die Durcharbeit des psychologischen Problems, zu kurz kam. Man konnte doch sehr wohl den Cannae-Gedanken als das Übergeordnete aller operativen Pläne annehmen und pflegen und brauchte dennoch nicht andere Gesichtspunkte zu vernachlässigen. Wurde dies behauptet, so mußte man es beweisen. Hier aber steht die ganz merkwürdige Behauptung, daß der Cannae-Gedanke alle unsere Arbeitskraft verschlungen und mithin für anderes nicht Raum gelassen habe. Es ist dies einer jener Sätze, die nur so lange unangetastet bleiben, als man nicht darüber nachdenkt, ob sie denn wirklich stimmen. Davon ganz abgesehen, trifft es wohl kaum zu, was hier versteckt angedeutet zu sein scheint, daß wir den Cannae-Gedanken übertrieben hätten, trifft wenigstens nicht

für die theoretischen Studien der Vorkriegszeit zu. Zweifellos lag der Schlacht von Tannenberg der Cannae-Gedanke im Superlativ zugrunde. Da die Schlacht nun mal ein Erfolg war, kann man von einer Übertreibung nicht gut reden. Im Westen ist ja gerade der Schlieffensche Plan verlassen worden, infolgedessen ist es zu einer Übertreibung des Gedankens nicht gekommen. Schlieffen selbst hat auch durchaus nicht das Rezept von Cannae als ein Allheilmittel in jeder Lage in den der Schlacht von Cannae folgenden Betrachtungen seiner berühmten Schrift hingestellt. Er war geistig beweglich genug und in seinem hohen Alter intellektuell noch so jugendlich, um einen derartig einseitigen Fehler zu vermeiden. Er lehrte in friderizianischem Geist weniger ein Siegesschema nach Cannae als vielmehr die Anhäufung der Kräfte zu entscheidenden Schlägen. Wenn uns der entscheidende Schlag mißlang, dann erging es uns genau so wie Friedrich dem Großen, der seine Kriege kurz und schnell führen wollte und einen siebenjährigen Kampf durchfechten mußte. Wir hatten die Folgen der Marneschlacht, der Große König das Ergebnis der Niederlage von Kolin zu tragen.

Aber es ist nun einmal behauptet, daß die Beschäftigung mit dem psychologischen Faktor gefehlt habe. Ein System der militärischen Psychologie gab es freilich nicht, wenigstens in der Literatur nicht. Und die literarischen Äußerungen einer Epoche sollten doch die Beweise ihrer geistigen Strömungen sein. Also wenn die entsprechende Literatur fehlte, so gab es dergleichen nicht. Dieser Schluß ist recht angreifbar, zumal bei der alten Armee, die wirklich nicht gern und viel schrieb, von Einzelpersönlichkeiten abgesehen, die dann allerdings gleich ins Gegenteil umschlugen. Der Soldat soll Denker sein, aber nicht Grübler. Daher mag wohl das ganze psychologische Problem nicht allzu häufig zu schriftlichem Ausdruck gedrängt haben. Es konnte jedoch sehr viel bewußt oder unbewußt Psychologisches in der alten Armee stecken, ohne daß es ein schriftlich niedergelegtes System gab. Ich komme später auf die unbewußte psychologische Tradition und auf ihre praktische Anwendung noch eingehend zurück. Hier ist allerdings schon zu erklären, daß das Wort unbewußt nur insofern zutrifft, als der Ausdruck Psychologie selten und dafür gewohnheitsmäßig vielmehr die richtigere Bezeichnung Menschenkenntnis und Menschenbehandlung angewendet wurde.

Es wird weiter erklärt (S. 55), man habe zu viel von Material und Feldzugsplan und weniger von der Härte der Seele gelehrt. Ich kann mir zwar ziemlich wenig unter einer Lehre von der Seelenhärte vorstellen, setze aber vorläufig voraus, daß dies ein äußerst erstrebenswertes Ziel sei. Daß man diese Lehre nicht pflegte, beweist die Militärliteratur. Keiner hat ein System der Psychologie geschrieben. Ganz so arm ist die Vorkriegsliteratur nicht an psychologischen Schriften. Hesse selbst benutzt eine nicht unerhebliche Zahl

als Quellen. Darüber hinaus gab es auch noch andere. Ich erinnere an den Prinzen Friedrich Karl und seine Bedeutung für die seelische Erziehung der Armee. Eins der letzten Werke des ehemaligen Großen Generalstabes „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik" vom Jahre 1906 befaßt sich eingehend und von hohem Standpunkte aus mit der Führertätigkeit und den Entschlüssen.

Besonders eingehen möchte ich auf eine Schrift, auf die bereits erwähnte v. d. Berghs über die seelischen Werte im Frieden und im Kriege. Die Begriffe der Vielheitseele, der Panik, der suggestiven Erziehung des einzelnen, die Zerlegung der psychologischen Vorgänge, das alles ist hier ausgeführt. Wenn v. d. Bergh die seelischen Eindrücke des Führers auf dem Schlachtfelde schildert, wie die hemmenden Einflüsse hindernd einwirken, so ist es fast, als ob er die Marneschlacht mit ihren Einzelheiten vorausgeahnt hätte. Diese Schrift beweist, daß im ganzen „F. Ps." vom rein militärischen Standpunkt aus kaum etwas Neues steht. Vertrauen, Angst sind behandelt, das bloße Anstürmen und Vorlaufen wird verurteilt. Manches mahnt fast wörtlich an die „Nahe Ära". Nicht einmal die psychologische Seite der Technik und die moralische Waffenwirkung ist vergessen. Das Führerproblem ist mit außerordentlicher Feinheit und Klarheit herausgearbeitet.

Das psychologische Bekenntnis v. d. Berghs ist schließlich: erkennen, verstehen ist alles! — Verstehen heißt hier beherrschen! Man soll auf dieses letzte Wort besonderen Nachdruck legen.

Auf Drill und Erziehung wird sorgsam eingegangen und von einer Verinnerlichung der Disziplin gesprochen, „da Vaterlandsliebe und Begeisterung allein auf die Dauer doch den zersetzenden Einflüssen des Krieges erliegen." Erwähnt wird auch der größte Feind jeder Disziplin: die Langeweile. Und die Studie schließt damit: Wir wollen Männer erziehen, wir wollen auf die Seele des ganzen Volkes einwirken.

Ja, es ist schade, daß Hesse diese Studie aus dem Jahre 1906 anscheinend nicht kannte.

Es fragt sich, ob denn das psychologische Problem sich überhaupt dafür eignet, in die spanischen Stiefel eines Systems eingeschnürt zu werden. Psychologie hat zum Inhalt die Beziehung von Seele zu Seele. Der handelt psychologisch richtig, den ein untrüglicher Instinkt führt. Psychologie ist Herzenssache, Taktfrage im großen und kleinen, nicht schlaue Berechnung, ist Sache des gütigen Wortes und des frohen Blicks. Massen und Soldaten sind im wohlverstandenen Sinne Kinder. Kinder nach einem festen psychologischen System erziehen zu wollen, hieße Steine statt Brot geben. Pestalozzi, dessen Erwähnung ja nicht so fern liegt, da auch Clausewitz sich mit ihm beschäftigte, hat ein Erziehungssystem umschrieben. Ich glaube wohl,

daß manche verfängliche Frage in einem philologischen Examen sich mit diesem Gebiete befaßt. Ich kann mir aber selbst keine rechte Vorstellung davon machen, wie ich als Vater meine Stellung zu meinen Kindern in ein System fassen sollte. Gäbe es ein solches System für den militärischen Bereich, so müßte es ein doppeltes sein, nämlich einmal ein psychologisches Lehrsystem für die Einzelpersönlichkeit sowohl hinsichtlich des harten seelischen Kampfes um den entscheidenden Entschluß, als auch hinsichtlich der Einwirkung auf die unterstellte Truppe, und zweitens ein psychologisches System der Massen und der Menschenbehandlung innerhalb der Truppe. Es fragt sich, ob die weiteren Ausführungen im „F. Pf." dieses System bringen. Denn, daß auch psychologische Fehler von uns gemacht worden sind, das ist ja nun und nimmer zu leugnen. Es fragt sich nur, ob sie im alten System begründet waren, ob sie vermeidbar waren und ob die neuen Vorschläge eine praktische Besserung in sich tragen.

Denn das muß hier einmal festgehalten werden: Psychologisch schlecht war die Praxis der alten Armee nicht. Viereinhalb Jahre schwerster Kämpfe toben auf der Seele des Deutschen herum. Und dennoch hält diese Truppe aus. Das setzt schon eine psychologische Behandlung von beinahe unfaßbarer Richtigkeit voraus. Viereinhalb Jahre! Die Summe der Fehler muß äußerst gering gewesen sein. Es war auch nicht so, daß etwa der einzelne Mann von sich aus durch die ihm persönlich innenwohnenden Eigenschaften ganz unabhängig von Erziehung und psychologischer Behandlung aushielt. Ich will dem Ruhm des einzelnen braven Gefreiten, der noch in den letzten Oktober- und Novemberkämpfen aus seinem Maschinengewehr herausfeuerte, was der Lauf halten wollte, gewiß nicht zu nahe treten. Wer aber in diesen letzten bezeichnenden Tagen vorn gewesen ist, der weiß, daß es vornehmlich auch die alten Offiziere waren, um die sich der Rest der Getreuen scharte. Mir stehen sie heute noch vor Augen, diese Tapfersten, die im letzten, schwersten, weil nunmehr hoffnungslosen Kampfe ausharrten. Wenn der Bruch nicht zu vermeiden war, so mag mancher psychologische Fehler hineingespielt haben, der Grund war verschleiert und unverschleiert, benutzt oder nicht benutzt von einer an Wahnsinn grenzenden Heimatpropaganda, die Blockade. Und wenn man ehrlich psychologische Fehler zugibt, so muß man doch da noch eins hinzusetzen: es war zu überwiegendem Anteil der junge Kriegsoffizier, der die Schule der Friedensausbildung nicht hatte, der diese Fehler machte, und nicht der Offizier des alten Systems. Was hier vom Offizier gesagt ist, gilt gleicherweise und mit demselben Gewicht vom Unteroffizier alter Schule. Es war manchmal traurig, zu sehen, wie frische, tapfre brave Jungen vor der Kompanie alter Landwehrleute standen. Gewiß, es hat auch da Ausnahmen gegeben. Aber wie soll sich im allgemeinen ein Mensch von 20 Jahren

in die in $4^1/_2$ Jahren aufgetürmten Sorgen eines Familienvaters hineindenken.

Im allgemeinen ist die Zusammenstellung von altem Offizier und jungem Soldaten das Schlechteste noch nicht. Schon die Disziplinarstrafgewalt liegt besser in den Händen älterer Menschen.

Die Spannung zwischen Führern und Geführten wird keineswegs der Armee allein vorgeworfen, obwohl sie eigentlich nur bei der Armee natürlich wäre. Denn wenn Vorgesetzte $4^1/_2$ Jahre lang ihre Untergebenen der Gefahr für Leib und Leben aussetzen müssen, liegt es nur allzu nahe, daß die innere Auflehnung des Selbsterhaltungstriebes sich voll Groll gegen das an sich ganz unschuldige, aber nächste Objekt, den Vorgesetzten, richtet. Übermenschlich, wenn es anders wäre! Ebenso natürlich wäre diese Spannung bei anderen Organisationen noch lange nicht gewesen. Nun ist aber zweifellos, um nur ein Beispiel zu nennen, auch in der Sozialdemokratie eine ganz außerordentliche Spannung zwischen Führern und Geführten für den, der näher hinzusieht, nicht ausgeblieben. Da drängt sich doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß hier Ursachen am Werke gewesen sind, die ganz allgemein die Spannung zwischen Führern und Geführten künstlich steigerten. Die Untergrabung jeglichen Autoritätsprinzipes hatte als Nebenerscheinung überall und schließlich etwas auch in der Armee eine Kluft zur Folge. Es ist wirklich am allerwenigsten Schuld des alten militärischen Systems, wenn Groll sich einnistete zwischen Menschen, unter denen herzliches Verständnis hätte herrschen müssen.

Ich denke wieder zurück an die letzten Kampfwochen und an den Rückmarsch. Schon im September griffen verschiedene Kommandostellen zu dem Mittel, die niederen Frontverbände mit Offizieren älterer Jahrgänge zu besetzen. Zwar waren diese Offiziere in ihren Generalstabs- und sonstigen Stellen gerade in dieser Zeit kaum entbehrlich. Und dennoch tat man es. Man traute ihnen zu, daß sie psychologisches Können genug besäßen, um selbst in so verzweifelter Lage der Masse Herr zu werden. Ich habe manchen gesprochen, ehe er zur Truppe abging, und tief ehrliche Zweifel tauchten auf, ob es ihnen gelingen würde, jetzt nun noch den Weg zum Herzen der Leute zu finden, nachdem so viel Bitteres die ganze Gedankenwelt erfüllte. Ich muß sogar sagen, daß mancher Regimentskommandeur vielleicht nicht ohne Besorgnis die Herren mit und ohne rote Hosen in diesem Augenblick hat kommen sehen. Der Erfolg war über alles Erwarten günstig. Ich habe manche ziemlich wild gewordene Kompanie beobachtet, die nach wenigen Tagen diesen Offizieren der alten Schule glatt wieder an die Hand ging. Man frage noch heute Leute, die über den Militarismus zu schimpfen gewohnt sind. Die Mehrzahl von ihnen sagt, ja mit den alten Friedensoffizieren, da ging das wohl, aber mit den ganz jungen, da konnten wir

uns nicht verstehen. Und dann kommt bei diesen Leuten sehr bald etwas zu Tage, was von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Man spürt im Gespräch nach kurzer Zeit heraus, diese Leute wollen zwar einerseits im Vorgesetzten den guten, herzlich warmen Kameraden sehen, aber auch den Herrn, der Distanz zu wahren versteht. Eine Masse will wohl von Herz zu Herz gütig verstanden, sie will aber auch geführt, kommandiert werden, sie will den berechtigt scharfen Befehl haben. Eine Masse läßt sich letzten Endes in Krisenaugenblicken doch nicht leiten, sie läßt sich nur zwingen, allerdings zwingen auch wiederum nur mit den rechten Mitteln.

Und dann kam das fast Unglaubliche. Eben noch hatte die sinnlos erregte Menge den Offizieren die Achselstücke abgerissen, sagen wir einmal ruhig, den Offizier sozusagen abgeschafft und an seine Stelle den Soldatenrat gesetzt, da zwingt in wenigen Wochen die Not zur gewaltsamen Abwehr neuen Unglücks. Die Zeit war zu Entwicklungen hier viel zu kurz. Es konnte sich nur um einen Rückgriff auf ehemals Vorhandenes handeln. In ganz kurzer Zeit scharen sich wieder gehorchende Kompanien, gewiß doch nicht ohne psychische Bindung, um die Offiziere. Man sehe einmal zu, ob dies Offiziere des alten Systems waren oder nicht. Ich habe einem der Verbände angehört, der eine recht große Zahl der 1919 entstandenen freiwilligen Formationen in sich enthielt, der 1. Gardereservedivision. Es waren Leute alter Schule, die die Keimzellen dieser Neuorganisationen ausmachten. Heute wird immer so getan, als ob damals etwas Junges am Werke gewesen wäre. Das ist gottlob nicht zu leugnen. Auch Junge waren darunter. Denn es wäre bedauerlich, wenn in solchen außergewöhnlichen Augenblicken der Geschichte gerade den Jungen Mut, Entschlossenheit und Organisationstalent gefehlt hätte. Aber man gehe die Namenlisten aller freiwilligen Verbände durch. Man wird finden, daß sie weit eher Namen von Offizieren ausgesprochen des alten Systems enthalten, als von ganz jungen; wenigstens soweit es sich um Verbände von längerem Bestand und wirklichem Wert und nicht um Scheingründungen handelte.

Das alles sind Tatsachen, die doch keinesfalls zu erreichen waren, ohne daß praktisches psychologisches Können vorhanden war. Wenn man nun weiß, daß Psychologie nicht gelehrt wurde, daß ein psychologisches System nicht bestand, so fragt man sich unwillkürlich, in welchem Mutterboden denn dies psychologische Können, diese offensichtlich bewährte Kunst der Menschenbehandlung entstanden war. Denn noch einmal, bestanden hat sie. $4^1/_2$ Jahre Krieg beweisen mehr als die Feststellung, daß einwandfrei psychologische Fehler gemacht sind, beweisen kann. Für den alten Soldaten, der sich seiner Friedensdienstzeit erinnert, ist es gar nicht einmal so schwer, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Freilich, wer diese Erinnerung an die Dienst-

zeit des alten Systems nicht hat, der wird das Versagen in einzelnen Dingen schärfer beleuchtet sehen als die ungeheure Leistung im großen und ganzen. Das Geheimnis bestand darin, daß es eine psychologische Tradition der Menschenbehandlung gab, fortererbt von den Älteren auf die Jüngeren, von den Offizieren auf die Unteroffiziere, die von ausgesprochen lebendiger Kraft war, auch wenn sie niemand in ein bewußt gefügtes System gebracht hatte. Eigentlich sollte schon auf der Kriegsschule im Truppendienst gelehrt werden, wie man Untergebene zu behandeln hat. Das mag oft auch gut geglückt sein. Mit einem leisen Lächeln fröhlich-wehmütiger Erinnerung muß ich für meine Person zugeben, daß es unserem Lehrmeister gänzlich mißglückte. Darauf kam es auch viel weniger an. Es kam sogar nicht einmal darauf an, daß es gewiß auch Offiziere gab, die sich zur Untergebenenbehandlung nicht sonderlich eigneten. Menschen die ihren Beruf verfehlt haben, gibt es in jedem Stande, es soll sogar Musiker geben, die unmusikalisch sind und es nicht merken. Aber in der großen Masse der Armee wirkte eine ungeheure psychologische Tradition sich aus, getragen am meisten von jenen braven Frontroutiniers, deren Leben oft mehr Härte in sich trug, als Außenstehende ahnten. Er war eine der wertvollsten Typen des alten Systems, jener alte Oberleutnant, der mit dem königlichen Dienst, mit seinen Leuten vollständig verwachsen war, und der vielleicht gelegentlich von der Theorie der Psychologie wenig kannte. Dieser Typ des alten Offiziers gab sich, wie sich vor dem Kriege ein französischer Berichterstatter anläßlich eines Kaisermanövers ausdrückte, comme un hobereau entre ses paysans, wie ein Landjunker unter seinen Leuten. Für einen psychologischen Tadel möchte ich das nicht halten. Der Batteriechef lernte seinen Leutnant an: so macht man es, so macht man es nicht; so faßt man die Leute an, so ist das in unserer Batterie üblich. Und praktisch erwuchs im Laufe der Jahre dem jungen Offizier ein fast selbstverständliches Können auf dem Gebiete der Menschenbehandlung, wie es nach meinem Empfinden kaum ein anderer Stand erreicht hat. Ich glaube, auch dafür einen Beweis zu haben, daß wir den anderen in dieser Beziehung vielfach überlegen waren. Der abgebaute Offizier wird noch heute gern und mit Erfolg gerade da verwendet, wo es auf Menschenbehandlung und Menschenbeurteilung ankommt. Nicht als ob ich blind gegen Fehler wäre, Fehler sind genug gemacht. Es gibt kein System in so großem Ausmaße, das nicht Fehler in sich trüge. Aber wir haben ehrlich gegen unsere Fehler gearbeitet. Die Untergebenenmißhandlungen gingen nachweislich auf ein Mindestmaß zurück, die üble Gewohnheit des Schmierens blühte doch nur noch recht scheu im Verborgenen, und schließlich hätten wir uns auch wohl noch das oft sinnlose und verletzende Schimpfen abgewöhnt, wenngleich

das militärische Leben nun einmal auf den Ton einer höheren Töchterschule nicht abzustimmen ist. Ein rauher, aber herzlicher Ton kann und muß bleiben. So weit, daß wir den Gentlemansoldaten züchteten, daß wir wie Spanier jeden einzelnen Soldaten mit dem Prädikat Herr anredeten, waren wir nicht und konnten wir auch nicht sein. Ich habe durchaus nichts dagegen, wenn wir einmal dahin kommen.

Etwas mehr Gentlemantum bei uns, etwa wie in der amerikanischen Armee, könnte uns keinesfalls schaden. Das sind jedoch Entwicklungen, die sich von selbst ergeben müssen und nicht aus einem psychologischen System herauswachsen können.

Bleibt immer das eine, daß uns ein psychologisches System gefehlt hat. An sich wäre das, wie wir sahen, ja nun noch nicht so schlimm. Gefährlich wird die Sache erst, wenn man einsehen muß, daß daraus Fehler mit praktischen Folgen entstanden sind. Hesse glaubt, auch diese nachweisen zu können, er sagt (S. 76): „Wir müssen heute wohl sagen, daß zweifelsohne die psychologische Seite des Drills bei weitem nicht von der Masse des Offizierkorps erkannt worden ist. Daß die meisten eben nur instinktiv psychologisch richtig gehandelt haben." Später kennzeichnet Hesse dies noch krasser: uns habe das connaître à fond l'âme du soldat gefehlt. Nun ist es immerhin doch allerhand, wenn die Masse des Offizierkorps instinktiv richtig gehandelt hat, und es muß schon sehr gut bestellt gewesen sein um ein System, in dem das der Fall war, und zwar Generation auf Generation der Fall war.

Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Der französische General Cherfils (entnommen Freytag-Loringhoven) schreibt im „Echo de Paris" am 23. November 1915: „Der französische Soldat entgleitet gar zu leicht seinem Vorgesetzten. Jeder geht, wohin er will. (Vgl. hierzu Hesses späteren Vorschlag vom willensvollen Soldaten) . . . Der Deutsche ist wahrhaft Soldat. Die Disziplin ist ihm völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Darin besteht seine größte Stärke."

Die kriegsgeschichtliche Abteilung des schwedischen Generalstabs urteilt, die alte Armee habe die Probe bis zum Kriegsende bestanden. Was zum Schluß vielleicht versagte, war die alte Armee nicht mehr.

Im November 1920 sprach ein englischer Vertreter bei einer offiziellen Gelegenheit in Danzig die beschämenden Worte: „Jetzt, meine Herren, als Soldat zu Soldaten sprechend — denn fast alle von Ihnen sind Soldaten gewesen, Soldaten der größten und bewundernswertesten Armee, die die Welt je gesehen hat . . ."

Der amerikanische Generalmajor Robert Lee Bullard griff in einem Interview die volkstümliche Meinung an, daß der alliierte Soldat dem deutschen überlegen sei. „Ich finde den deutschen Soldaten drei alliierten

Soldaten gleichwertig," sagte er; „der deutsche Soldat war so voller Disziplin, daß er drei Feinde außer Gefecht setzte, bevor er selbst ein Opfer wurde." (Daily Expreß.)

Was will man denn eigentlich mehr? Die Antwort auf diese Frage gibt Hesse selbst (S. 64): „Wir fragen uns, ob wir nicht dem Schicksal ins Handwerk pfuschen könnten, indem der psychische Faktor bewußt in die Rechnung gestellt wird." (Mit Auslassungen angeführt.) Dieser Satz bedeutet etwas ganz Wesentliches, und man soll es als ein großes Verdienst anrechnen, diese Frage aufgeworfen zu haben. Nur bringt längeres Nachdenken hierüber bei einem Soldaten mit einiger Friedensfronterfahrung, wie sie so eine siebenjährige Rekrutenausbildung für mich in sich trägt, sofort allerlei Bedenken. Es ist ein eigen Ding mit der bewußten Anwendung des psychologischen Faktors. Vielleicht bezeichnet der Ausspruch eines jener alten Frontroutiniers, die ohne viel wissenschaftliche Unterlagen sehr häufig recht schlagfertige, mit Witz und Menschenkenntnis begabte Psychologen waren, ganz gut das, worauf es hinausläuft. Einer von ihnen sagte: „Wissen Sie, wenn der Musketier erst merkt, daß Sie ihm psychologisch kommen, dann ist es mit der Psychologie allemal aus." Ich weiß sehr wohl, der Musketier soll das eben eigentlich nicht merken. Aber leider geht es meist so: wenn man selbst nicht mehr unbewußt, sondern systematisch handelt, dann hört die Ahnungslosigkeit des Untergebenen sehr leicht und schnell auf. Also es stellen sich so allerlei Bedenken ein. Auf die ganze Frage der Ausübung des Drills, dessen Notwendigkeit ja heute nun niemand mehr bestreitet, ist noch im weiteren zurückzukommen. Man kann ruhig voraussetzen, daß man mit Hesse einig geht, wenn man hierbei das müßige Spiel mit Wortzusammenstellungen ausschaltet: nicht Drill oder Erziehung, sondern Drill und Erziehung, nicht Drill oder Gefechtsausbildung, sondern Drill und Gefechtsausbildung und dergleichen schöne Zusammenstellungen mehr. Das alles bedeutet doch nur, daß der Drill eine Notwendigkeit ist. Ob man ihn nun neben eine andere Notwendigkeit stellt, dadurch wird weder der Drill besser gerechtfertigt, noch seine eigene Notwendigkeit abgeschwächt. Daß der Drill nicht das Einzige in der militärischen Ausbildung ist, das wird wohl schließlich jeder harmlose Einjährig-Freiwillige auch vor 1914 gemerkt haben. Diese Einsicht braucht in schlagwortartigen Wortzusammenstellungen nicht je nach Geschmack erst festgelegt und laut verkündet zu werden. Der Drill ist eben eine unabweisliche Notwendigkeit und kann es schon verlangen, dementsprechend für sich behandelt zu werden.

Übrigens ist später eine Frage von eminenter Bedeutung in eine Fußnote entglitten. Nämlich die Frage, ob wirklich jemand glaubt, daß je schärfer der Drill, desto höher der Kampfwert sei. Als ein Teil des Drills werden hier berechtigt und ausdrücklich auch Strafen, und zwar strenge Strafen gerechnet.

Eine Antwort ist nicht gegeben. Wenn man aber an die französischen Maßnahmen 1917 anläßlich ihrer Disziplinkrise und an die Wirkung unserer einander jagenden Amnestien denkt, kann man schon leicht zu einer anderen Antwort kommen, als Hesse sie wohl zu geben beabsichtigte. Selbst die drakonischen Maßnahmen der Franzosen damals sind selbstverständlich begleitet worden von verständnisvollem Einwirken auf die Truppe. Von ihnen allein erwartete man die Wirkung nicht. Immerhin fanden „nur" 23 Hinrichtungen statt, 127 wurden in Verschickung nach Afrika oder Indochina umgewandelt.

Ehe ich den Vorwurf des psychologisch nicht genug bewerteten Drills bis auf weiteres verlasse, um noch in der „Nahen Ära" beim willensvollen Soldaten darauf zurückzukommen, sei eine kleine Einschaltung erlaubt. Im „F. Pf." wird erwähnt (S. 48), daß der Drill im XVII. Korps besonders ausgeprägt gewesen sei. Die 5. Grenadiere hätten mit jedem Garderegiment, was Griffe, Parademarsch und sonstige Drillausbildung anbelangte, konkurrieren können. Aber solche Qualitäten haben sich scheinbar nicht als ausreichend erwiesen. Hier wird also gleich auf einmal zwei benannten Friedenskorps der harte Vorwurf gemacht, ihre Qualitäten seien nicht ausreichend gewesen. Da die Entschlüsse von Prittwitz und dem jüngeren Moltke auf die Qualitäten des Garde- und des XVII. Korps unmöglich Einfluß haben konnten, bleibt bis zu dieser Seite des „F. Pf." als einziger Beweis die Panik bei den 5. Grenadieren von Gawaiten—Gumbinnen. Ich kann Hesse heilig versichern, daß er sich mit seiner Beweisführung recht befremdend irrt. Als Generalstabsoffizier einer Gardetruppe noch in den allerletzten Kämpfen und darüber hinaus bis in den Spätherbst 1919 kann ich ihm sagen, daß die Qualitäten dieser Truppe nicht nur „scheinbar", sondern wirklich für einen ganzen jahrelangen Feldzug ausreichten. Den Beweis für meine Behauptung kann ich mir hier sparen. Die Kriegsereignisse selbst haben ihn wohl in einer Art gebracht, der man kaum zu widersprechen wagen dürfte. Auch was das XVII. Korps anbelangt, glaube ich nicht, ohne eigene Eindrücke zu sein, da ich dem Korps lange Friedensjahre und in Front und Generalstab auch im Kriege angehört habe. Das XVII. Korps hat meines Wissens nur drei Kommandierende Generale während seines Friedensbestandes gehabt, darunter die Generale v. Lentze und v. Mackensen. Lentze war ganz sicherlich nicht der Mann, der zugunsten einer äußeren Form von der Parade bis zur Gefechtsausbildung irgend etwas anderes zu kurz kommen ließ, August Lentze sicher nicht. Der jetzige Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte wohl Sinn für parademäßige Aufmachung. Er wußte ganz genau, was der Paradedrill als Prüfstein und Mittel zum Zweck bedeutet. Dieser mit erstaunlicher geistiger und körperlicher Jugend begabte General — ich wünschte allen in der Nahen Ära der jungen Armee, sie möchten mit 70 und darüber noch so jung sein

wie er — hatte, denke ich mir, auch Empfinden für den hohen Grad künstlerischer Schönheit, der in äußeren militärischen Formen liegen kann. Das Schöne zu pflegen, ist aber stets verdienstvoll. Man muß nicht immer nur Verstandesmensch sein. Gerade wir Soldaten sollen nicht übersehen, wieviel Poesie und freudige Schönheit in unserem Berufe steckte und trotz allem noch heute steckt. Andererseits aber habe ich selten einen Vorgesetzten erlebt, dem der Begriff „kriegsmäßig" so Anfang und Ende aller Weisungen, Kritiken und Handlungen war, wie gerade Mackensen. Und in dem richtig verstandenen kriegsmäßigen Begriff steckt wohl immer auch ein Stück vom Psychologischen. Das Wesen unserer Friedensausbildung war weder im Gardekorps noch im XVII. Korps mit dem Drill erschöpft. Wenn Hesse nur solche Qualitäten annahm, so hat er sich geirrt. Es mutet auch etwas eigenartig an, wenn behauptet wird, die 5. Grenadiere hätten mit jedem Garderegiment konkurrieren können. An sich dürfte das durchaus stimmen. Aber woher hatte der damals Zwanzigjährige einen kritikberechtigten Überblick über den Ausbildungszustand beider Korps vom Jahre 1914? Etwa von Paraden her?? Hatte er ihn aber nicht, dann war es also nur so eine von den nicht immer ganz ungefährlichen — Wendungen.

Man muß aber noch einen Augenblick bei der Frage der verstärkten Einwirkung durch die bewußte Ausnutzung des psychologischen Faktors bleiben. Es muß unumwunden anerkannt werden, daß Hesse sich ein Verdienst damit erwarb, wenn er diese Frage aufwarf. Das Verdienst wäre sogar ein ganz außergewöhnliches gewesen, wenn er auf Wege gewiesen hätte, wie man denn bewußt dieses Plus des psychologischen Faktors in den Dienst der Sache stellen sollte. Den Versuch dazu hat er mit ehrlichem Bemühen gemacht. Wir werden weiterhin sehen, daß auch ihm, von dem wir gerade dies erwartet hatten, eine praktische Lösung nur insoweit gelungen ist, daß man höchstens von einem graduellen, nicht aber prinzipiellen Unterschied zum alten System sprechen kann. Ein in magnis voluisse rechtfertigt viel, aber niemals eine glatte Verurteilung des alten Systems. Hier ist zunächst nur festzustellen, daß das Aufwerfen der Frage ein Verdienst bedeutete. Wenn man ernst prüft, ob wir vor dem Kriege eine weitergehende psychologische Einwirkung innerhalb der Armee und von ihr nach außen hin hätten haben können, so muß man diese Frage schließlich wohl mit einem Ja beantworten. Aber mit einem Ja, nach dem selbst bei schärfster Kritik festzustellen ist, daß das Alte gut war, daß durchaus in richtiger Richtung gearbeitet wurde, und daß es allen berechtigten Ansprüchen genügte. Dies Ja bedeutet nur, daß man auch das, wie alles mögliche Andere schließlich hätte noch besser machen können. Wir standen unsern Leuten innerlich nicht fern. Es bestand eine außerordentlich kräftetragende Verbindung nicht nur von dem Friedensoffizier zum ein-

zelnen Mann, sondern auch von der Front zur obersten Führung, wie Hesse selbst anerkennt (S. 190). Von 1917 ab zerfällt langsam diese Verbindung, Nicht erst 1918, sondern schon 1917 trat eine psychische Überbelastung des Einzelkämpfers ein. Und da beginnt die Propaganda mit dem Ziel der Zertrümmerung. Hesse selbst weist hier auf ein Naturgesetz vom Zahlenverhältnis zwischen Führer und Mannschaft hin. Er rührt damit tief schauend an einige echte Gründe des tragischen Ausganges. Auch die Armee Napoleons stand in ihrer Zahlengröße in einem Mißverhältnis zu den Voraussetzungen der damaligen Zeit in mehr als einer Richtung. Das genial geschaffene Instrument wird dem Schöpfer zum Verhängnis. Auch die Entwicklung der Kriege hat ihre Epochen mit Anfang, Kulmination und Ausgang. Moltkes letzter Krieg fiel in eine Zeit, in der das Heeresinstrument mit den kulturellen Voraussetzungen, geistiger und materieller Art, und der daraus entstandenen zivilisatorischen Umgebung in Gleichklang war. Daher das vollendete Ebenmaß seiner Führung. 1812/14 und 1914/18 sind Übergänge, sind sogar Anfänge. Man überlege sich einmal, welche Einwirkung auf Oudinot wohl Napoleon bei der Schlacht von Gr. Beeren ausgeübt haben könnte, wenn ihm der Fernsprecher zur Verfügung gestanden hätte. Aus der correspondence de Napoleon I. geht hervor, daß er ihn in schärfsten Ausdrücken verhindert hätte, „Dummheiten" zu machen; allerdings nach Schlieffens Urteil in diesem Falle mit dem Ergebnis noch größeren Unheils. Die Heeresziffer von 1812 und 1813 stand nicht im Gleichklang mit den technischen und sonstigen kulturellen Voraussetzungen. Dasselbe kann man von 1914/18 nicht mit Sicherheit behaupten, wenigstens nicht in dem gleichen Sinne. Hier ist vielleicht mit der Riesenziffer von 11 Millionen auf deutscher Seite überhaupt eine notgedrungene Überspannung eingetreten, die ans Unmögliche grenzte. Ich breche diesen Gedankengang hier ab, weil er weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht. Worauf es mir hier ankam, war dies: nicht das Alte hatte deshalb versagt, weil eine Überspannung der psychologischen Leistungsfähigkeit eintrat, sondern die Gründe lagen teilweise wo anders, teilweise tiefer.

Aber man hat vorher die Frage, ob der psychologische Faktor mehr auszunutzen war, mit Ja beantworten müssen, wenn auch mit einem Ja, das einen verurteilenden Vorwurf gegen das Alte nicht enthält. Ich kann mir vorstellen, daß man in der Einwirkung durch den Unterricht auf die Leute weiter gesteckte Ziele hätte erreichen können; ich kann mir denken, daß man nach außen hin für die Armee hätte geschickter wirken dürfen; vielleicht haben wir vieles zu selbstverständlich genommen. Ich denke zurück an die Zabernaffäre. Sie hätte uns lehren können, daß nicht mehr alles so unbestrittener Besitz war, was wir durch geschichtliches Werden für unantastbar hielten.

Wie dem auch sei, die Erfolge haben gelehrt, daß man wohl hier und da manches hätte besser machen können, daß aber das alte System zu tadeln wahrhaftig kein Anlaß war. Nun liegen die Dinge heute so, daß in Zukunft ganz zweifellos der psychologische Faktor noch mehr Bedeutung haben mag als früher. War zeitlich die psychologische Einwirkung vom Vorgesetzten zum Untergebenen früher auf zwei Jahre beschränkt, auf zwei Jahre in einem recht jugendlichen Alter der dienenden Masse, so haben wir heute zwölf Jahre dienende Söldner, die während ihrer Dienstzeit mindestens das 30. Jahr erreichen. Ich brauche auf die Einzelheiten der sich ergebenden Folgerungen, an deren nicht gerade letzter Stelle die Besoldung und die Fürsorge beim Ausscheiden steht, nicht näher einzugehen. Es ist selbstverständlich und sicherlich keine neue Entdeckung von Hesse, daß hier psychologische Faktoren zu beachten sind. Weiter: man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß eine zukünftige deutsche Armee, die den Charakter der Improvisation auf lange Zeit hinaus nicht würde vermeiden können, psychisch viel diffiziler wäre als jede Armee vor 1914. Dazu kommt noch, daß auch die Lage der Armee innerhalb des eigenen Volkes, aber außerhalb ihrer selbst nach einem verlorenen Kriege und nach den Stürmen der Revolution psychologisch sich sicherlich schwieriger gestaltet hat. Die Tatsache allein, daß das Änderungen sind, die aus dem Laufe der Ereignisse entstanden, verneint zur Genüge die Berechtigung, das alte System zu verurteilen, wenn man nun etwa neue Forderungen stellt. Es beweist nichts, als daß Hesse recht hätte, wenn er jetzt und heute fragte, ob wir nicht den psychologischen Faktor nunmehr bewußt statt wie früher unbewußt in Rechnung stellen wollen und sollen. Jedoch mit dem Aufwerfen der Frage ist ja nun noch nichts getan. Jeder Mann der Praxis wird, wie vorher gesagt, die Schwierigkeiten und Hemmungen bewußt psychologischen Wirkens sofort erkennen. Es kam also darauf an, Mittel und Wege zu weisen, die den Gedanken, der zunächst nichts als Gedanke war, in die Tat umsetzen konnten. Wir werden später sehen, wieweit Hesse diesem Verlangen, auf das es ankommt, gerecht wurde.

Es bleibt nicht bei dem einen Vorwurf, die Anwendung des Drills sei doch nicht recht verstanden. Es wird die Frage aufgeworfen (S. 80), ob es denn nicht möglich sei, Persönlichkeiten zu züchten. Diese Fragen der Feldherrnzüchtung, der Führerauswahl und der Einheit vom Staatsmannfeldherr ist einem späteren, besonderen Abschnitte vorbehalten.

Ich muß zunächst annehmen, daß Hesse der Meinung ist, das alte System sei nicht geeignet gewesen, eine Feldherrnpersönlichkeit schlechthin zu züchten. Es wird ausdrücklich zugesagt, daß eine praktische Lösung dieses Problemkomplexes angestrebt werden würde. Der erste Anfang zu dieser praktischen Lösung soll sein, daß man das bisher fehlende militärpsychologische System

schafft. Daraus ergibt sich zwanglos der Versuch, zu forschen, ob denn nicht vorher schon psychologische Systeme aufgestellt seien.

Man stößt zuerst auf den Versuch einer militärischen Psychologie Campeanos. Ein System war das nun wirklich eigentlich nicht. Ich zitiere den Inhalt wörtlich aus dem „F. Ps.": „Mut, Gehorsam und Hingebung müsse der Soldat besitzen. Es könne für ihn einen Widerstreit der Pflichten geben, und die militärische Erziehung tue gut daran, damit die Soldatenpflicht auch immer im Individuum obsiege, zu besonderen, unterstützenden Mitteln zu greifen. Solche aber seien: Unterricht der Truppen in der Weltgeschichte (angesichts westpreußischer Rekruten im alten System nicht ganz einfach, heute leichter und notwendig), Feiern von hervorragenden Taten (woran es uns doch vielleicht im Frieden nicht in allzu unerträglichem Maße gefehlt hatte, wenn wir auch nicht immer besonders geschmackvolles Geschick in der Regie bewiesen haben mögen), Belohnungen, Auszeichnungen und Bestrafungen, vor allem das gute Beispiel." Das in Klammern Gesetzte stammt nicht von Campeano. Was hier den Inhalt des Systems von Campeano (S. 90 und 91) ausmachen soll, das ist wirklich dürftig und altbekannt. Mit Campeano war es also so recht nichts.

Aber selbst Clausewitz hat nach Hesse das gesuchte System gefehlt, was man übrigens zugeben muß. Als Grund führt Hesse an, daß erst der Krieg uns dazu gebracht hat, nach den tiefsten Ursachen eines jeden Geschehens zu forschen (S. 95). Das ist eine überaus harte Kritik. Also vor diesem Kriege hat nach den tiefsten Ursachen eines jeden Geschehens noch keiner geforscht? Aus dem Zusammenhang herausgerissen ist der Ausspruch absurd. Goethe, Kant und einige andere Denker haben schon vor Hesse nach den tiefsten Ursachen geforscht. Mir scheint jedenfalls im „Faust", der zu den Müttern ging, etwas davon enthalten zu sein. Im Zusammenhang kann man den Satz, der zwar so und nicht anders dasteht, vielleicht gedanklich etwas mildern, indem man ihn dahin einschränkt, daß nur die tiefsten Ursachen des kriegerischen Geschehens gemeint sind. Aber auch darüber hatten sich die Menschen schon seit dem Trojanischen Kriege bis zu Hesse einige Gedanken gemacht. So stimmt denn erfreulicherweise diese harte Kritik nicht oder doch nur, wenn man das Wort „uns" lediglich auf die Jungen bezieht, denen der Weltkrieg erstes inneres Erlebnis war. Diese Jungen mag ja der Krieg zum erstenmal zu Gedanken angeregt haben, die andere vor ihnen schon erwogen hatten und erwägen mußten. Auch Clausewitz hatte doch den Krieg erlebt, Schlieffen den seinigen und viele andere vor ihnen und mit ihnen den ihrigen. Sie sind wirklich nicht daran vorbeigegangen, ohne nach den tiefsten Ursachen des Geschehens zu forschen. Allerdings, das muß man zugeben, ein psychologisches System schrieben sie nun als Niederschlag ihrer inneren Gedanken gerade

nicht. Demnach kann man sagen, „das System zu finden, ist uns vorbehalten" (S. 98 unten). Man darf danach hoffen, daß, wenn uns dies vorbehalten war, Hesse das System geben wird. Vielleicht hätte uns die Kenntnis eines psychologischen Systems — wer will das nachträglich entscheiden? — retten können, wenn wir es gehabt hätten. (S. 111): „Sind wir in dem Ringen der beiden letzten schweren Jahre des Krieges wirklich Meister dieses Gesetzes, nämlich vom Gleichgewicht der physischen und psychischen Kräfte, gewesen, das auf der Kenntnis der Grenzen des menschlichen Könnens allein basiert? Ist . . . (Verkürzung) unser Kampfverfahren wahrhaft seine Befolgung gewesen?"

Das läßt sich so sehr schwer entscheiden. Man müßte die Vorgänge im einzelnen durchgehen und nicht daraufhin prüfen, ob die Kenntnis des Gesetzes und seine meisterhafte Anwendung vorhanden gewesen ist, sondern darauf, ob mit der Kenntnis etwas zu ändern war. Ich glaube kaum, daß hier ein untrüglicher Schluß nachträglich überhaupt möglich ist. Ich glaube sogar, daß andere, schon mehrfach berührte Umstände so überragenden Einfluß gehabt haben, daß das Psychologische in dem Zusammenbruch zwar großen, aber nicht diesen einzig dastehenden Einfluß gehabt hat, den Hesse ihm zuschiebt. Marx schreibt in seinem Weltkrieg in biologischer Geschichtsauffassung, unsere Führung habe es durchaus verstanden, die aus der größeren sozialen Höhe des Ersatzes resultierende Gefechtskraft sorgsam auszunutzen und zu schonen. Als vollkommen ideal bezeichnet auch er nicht die alte Institution, aber doch als im großen und ganzen gesund. Er hebt sogar hervor, daß sich das Offizierkorps allmählich durchaus auf eine im Laufe der Zeit notwendig gewordene andere Behandlung der Leute eingestellt habe, wenngleich naturgemäß manches von alten Gewohnheiten haften geblieben sei. Erstaunlich sei höchstens die Tatsache, daß man die Unterhöhlung nicht früher erkannte und sich zu lange in Sicherheit wiegte. Am großen Endausgang hätte dies Erkennen ja aber auch nichts mehr geändert. Es bleibe zwar als Symptom beachtenswert, es zeige, daß die Psychologie der Mannschaft mehr als bisher, wohl verstanden, nachdem sich eben manches seither geändert hatte, zum Studium der Führer gemacht werden müßte. Ich schalte hier ein, daß man immer wieder betonen und zugeben muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, dies Studium soll und kann gefördert werden. Es kommt stets nur darauf an, ob diese berechtigte Forderung einen Vorwurf gegen das alte System enthält. Darüber geben die folgenden Zeilen aus Marx Aufschluß: „Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß in diesem langen Kriege unzählige Male behauptet und gemeldet wurde, die Truppe könne nicht mehr, und daß das eiserne: „es muß gehen" vier Jahre lang Wunder gewirkt hat. Daß das psychologische Moment nicht erkannt wurde, . . . ist bedauerlich, war aber für

die Praxis ziemlich belanglos. Es hätte von Einfluß . . . werden können, wenn wir etwa eine Friedensmöglichkeit . . . versäumt hätten." Das ist's. Die psychologische Erkenntnis hätte praktische Einwirkung gegenüber dem harten Muß kaum noch haben können.

Zu den psychologisch folgenschwersten Handlungen, die unter dem Zwang des unerbittlichen Muß erfolgten, ist z. B. die Wiedereinstellung der aus russischer Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten in Truppenteile auf dem Westkriegsschauplatz zu rechnen. Die O. H. L. entschloß sich dazu, nicht weil sie die Gefahr verkannte, sondern obwohl sie wußte, daß von diesen vielfach bolschewistisch durchseuchten Leuten unheilvolle Einwirkung drohte. Die Lage zwang jedoch dazu, wenigstens den Versuch zu machen. Tatsächlich hat dann dieser zahlenmäßige Zuwachs eine Minderung der psychischen Leistungsfähigkeit bedeutet.

Zum Vergleich betrachte man nun einmal den Widerstand und die Widerstandsmöglichkeiten unserer Gegner bei psychischen Rückschlägen. Denn auch unseren Feinden sind schwere seelische Massenkrisen nicht erspart geblieben.

Anfang 1917 verschlechterte sich die Stimmung der französischen Truppe. Trotz der Vorstellungen Nivelles tat die Regierung so gut wie nichts. Eine ausgesprochen revolutionäre und meuterische Bewegung ergriff nicht weniger als 16 Armeekorps. Es traten Zustände ein, wie wir sie 1917 bei uns für ausgeschlossen halten mußten, und die wir ähnlich erst mit der Revolution kennen lernten. Schließlich griff Petain ein. Sein persönliches Auftreten, gepaart mit großer Schärfe und Rücksichtslosigkeit gegen die Rädelsführer dämmte die Bewegung ein. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß Petain ein durchgreifender Erfolg beschieden war. Frankreich war 1917 auch seelisch geschlagen, und zwar von uns geschlagen, denen man heute den Vorwurf mangelnden psychologischen Könnens macht. Als nach Ablauf fast eines vollen Jahres Ende 1917 die französische Armee ihre Schlagkraft wiedergewann, da kam der Impuls zu dieser Wiederherstellung nicht aus Frankreich, sondern aus England. Die Flandernschlacht und das Auftreten Lloyd Georges stellten das moralische Gleichgewicht der französischen Armee wieder her. Frankreich war auch hier der Nehmende. Wir hatten niemand, der uns abgab. Im Gegenteil, wir haben von unserem Kapital an Spannkraft nicht nur dauernd an andere abgegeben, sondern zum Schluß auch noch das Ungeheure geleistet, wenigstens eine, wenn auch nur noch kurze Zeit weiterzukämpfen, als unsere Bundesgenossen uns verlassen hatten. Man vergegenwärtige sich, was das heißt. Ob Frankreich in unserer Lage Besseres als wir oder auch nur das Gleiche hätte leisten können? Ich glaube kaum.

Auch England hat 1917 seine große Streikkrise erlebt, im Juni 1917 sogar einen Arbeiter- und Soldatenrat gesehen. Dabei aber handelte es sich

um innerpolitische Wirtschaftsstreitigkeiten. In der Stellung zum Kriege gab es in ganz England keine existenzgefährdenden Meinungsverschiedenheiten. Um die Lage vollkommen national und nicht etwa international anzusehen, dazu bedurfte es wahrhaftig kaum einer umfangreichen Einwirkung der englischen Regierung oder gar der englischen Heeresleitung. Auf dem Gebiete, auf dem wir uns jetzt mit unnützen Selbstvorwürfen gegenseitig überschütten, hatte der Engländer keine sonderlichen Anstrengungen nötig.

Ich glaube, der Vergleich mit dem Feinde muß dazu führen, unsere Leistungen gegenüber psychischen Krisen mindestens nicht niedriger als die unserer vom Erfolg begünstigten Gegner zu veranschlagen.

Sehr beachtenswert ist der vorher erwähnte Hinweis von Marx auf die Friedensmöglichkeit. Hätte sie bestanden, wie kurz nach dem Zusammenbruch ja dauernd und mit höchstem Nachdruck behauptet wurde, so würde das psychologische Moment zweifelsohne zu einer ganz anderen Bedeutung erhoben. Mag sein, daß vor der Juliresolution von 1917 irgendein Schimmer einer Friedensaussicht bestanden hat. Beweisbar wird auch das vorläufig schwer sein. Auf das vorliegende Problem hätte dieser Umstand insofern keinen Einfluß, als die Truppe in der ersten Hälfte 1917 psychisch noch fest war. Daß danach eine Friedensmöglichkeit bis zum November 1918 sich geboten hätte, wird heute wohl kaum noch behauptet und müßte, wenn es behauptet wird, angesichts der Unnachgiebigkeit unserer Gegner erst einwandfrei bewiesen werden. Man kann wohl annehmen, daß sowohl Marx wie Hesse diese Möglichkeit als nicht gegeben ansehen. Es ist nun nicht zu verlangen, daß man sich die von Marx geäußerte Ansicht über die Einwirkung des psychologischen Momentes zu eigen macht, wenn man den „F. Ps." geschrieben hat. Zugegeben werden muß aber doch mindestens, daß man verschiedener Ansicht sein kann, daß mithin die ausschlaggebende Einwirkung des psychologischen Momentes zunächst nichts als eine Behauptung und noch nicht eine Tatsache ist. Die Verurteilung des Alten durfte sich aber nur auf Tatsachen gründen.

Hesse räumt dem psychologischen Moment entscheidenden Einfluß ein und sucht nun selbst nach dem fehlenden System. Zwar kommen ihm gleich selbst allerlei Bedenken (S. 114). Er gibt zu, daß die Kunst des Feldherrn nicht aus Büchern und Reglements zu erlernen sei, daß sie aus reicher, praktischer Lebenserfahrung heraus entstehen müsse, daß nur eine gütige Fee sie in die Wiege lege. Ja, er gesteht sogar ein (S. 136), daß wir noch in den Kinderschuhen der psychologischen Wissenschaft steckten, und daß wir deshalb ein System kaum aufbauen könnten. Aber Clausewitz scheint es vorgeschwebt zu haben, die Betrachtungen über die moralischen Eigenschaften und überhaupt über die menschliche Natur in eine Ordnung, also in ein System zu

bringen. Und so wird denn in Clausewitz danach geforscht, ob nicht doch ein psychologisches System in dem Werke vom Kriege enthalten sei, es wird nach dem wahren Clausewitz geforscht. Leider aber, ein System, das praktische Ergebnisse haben könnte, findet sich nicht.

Man kann ruhig behaupten, daß die sich hieran anschließenden Betrachtungen über Clausewitz ausgezeichnet von Hesse ausgeführt sind. Wenn trotzdem einiges nicht einwandfrei erscheint, so ist hier nicht der Ort, das näher nachzuprüfen. Lediglich an einem Beispiel sei gezeigt, daß bei sorgsamem Eingehen nicht alles widerspruchslos bleiben würde.

Hesse bringt folgende Auslegung der Begriffe von Angriff und Verteidigung nach Clausewitz (S. 103, gekürzt): „Der Angriff hat das Voraus des Willens, ist ein Jasagen, aber dennoch die schwächere Kampfform, die Verteidigung die stärkere, obwohl sie letztens eine verneinende Form ist." Diese Worte sind „die beste Norm" der Clausewitzschen Auffassung. Auf diese Art wird man zum wahren Clausewitz nicht gelangen. Auch dieser große Denker muß aus seiner Zeit, aus seinem Werdegang heraus verstanden werden. Seine Thesen, besonders der Vernichtungsgedanke, sind sehr oft Antithesen gegen damals herrschende mathematische und unlebendig methodische Auffassungen der Kriegführung. Dazu kommt noch, daß Clausewitz Zeit seines Lebens um Anerkennung und Stellung hat ringen müssen. Auch das ist zu berücksichtigen, wenn man seine Schriften ganz verstehen will.

Angriff und Verteidigung stehen unter dem unausweichlichen Zwang des übergeordneten Zweckes und der vorhandenen Mittel. Es kommt darauf an, was man will und was man kann. Infolgedessen hat auch Clausewitz den Vernichtungsgedanken nicht als einzige Kampfnorm predigen können. Wenn man nicht vernichten kann, dann kann man es eben nicht und muß andere Aushilfen finden. Über diese Elementargründe vom Zweck und den Mitteln hinaus trifft jede theoretische Erörterung nur die Art der Anwendung oder die Grenzfälle. Ob aber diese, in den Einzelheiten recht verwickelten Fragen durch die Begriffe vom Jasagen und von der Verneinung um mehr als ein paar schöne Worte bereichert sind, das möchte ich bezweifeln.

Da hier nun doch mit ein paar Sätzen auf Clausewitz näher eingegangen werden mußte, sei auf einen Umstand hingewiesen, der besonders im Zusammenhang mit dem Problem des Feldherrn Psychologos nicht uninteressant ist. Clausewitz selbst war alles eher als ein Feldherr Psychologos. Er war vor den Truppen ungeschickt und linkisch, sah leicht schwarz und hat bei Wavre als Korpschef keine glückliche Hand gehabt. (Rothfels, Carl von Clausewitz.)

Da sich so ohne weiteres das System also auch bei Clausewitz nicht fand, kommt dann Hesse dazu (S. 137), erst einmal eine praktische Anfangsschule

zu fordern. Nun, eine praktische Anfangsschule, die hatten wir wohl doch. Woher kamen denn sonst unsere unleugbaren Erfolge! Man hat nach 1807 gefordert, Preußen müsse seine verlorenen physischen durch moralische Kräfte ersetzen. Man hat das nicht nur gefordert, man hat es auch getan. Aber man stellte kein theoretisches System auf, sondern handelte. Und dennoch darf man nicht vergessen, daß es auch 1813 die Offiziere der alten preußischen Armee waren, die zum Siege führten. York, Bülow, Scharnhorst, Gneisenau entstammten dem alten System, der greise Blücher war ganz gewiß alte Schule und hatte sich in dem halben Jahrzehnt der Friedensjahre kaum gewandelt. Immerhin, wenn man uns heute nach der Niederlage bei so erschwerten Umständen irgendwoher einen Kräftezuwachs verschaffen könnte, so wäre das Grund genug, um mit beiden Händen danach zu greifen. Man konnte nicht dankbar genug sein, wenn nun ein Junger kam, den Alten weiterhalf, Neues hinzufand, praktische Vorschläge machte. Aber er durfte nicht behaupten, daß die praktische Anfangsschule fehlte, damit gleichsam vorwurfsvoll eine Trennung zwischen Altem und Jungem betonend, er durfte nicht vielerlei Altbekanntes, teilweise zu Binsenwahrheiten Gewordenes uns als neueste Erkenntnis vorsetzen und uns dann obendrein kaum praktisch Verwendbares geben. Das durfte gerade der nicht, an dessen klugen, geistvollen Ausführungen sowohl im „F. Pf." als auch in der „Nahen Ära" wir uns Seite auf Seite erwärmten, er, der so manches treffende Wort fand, das viele beherzigen sollten. Denn eine noch so tief schürfende Zergliederung der seelischen Vorgänge und Begriffe ist ein Nichts, wenn nicht Folgerungen gezogen werden, wie diese Erkenntnis praktisch zu verwerten sei. Das aber fehlt. Und dabei ist immer wieder zu betonen, daß die Neuheit der Gedanken, wenn sie neu sind, vielfach nur eine literarische ist. Die praktischen Handgriffe der Menschenbehandlung waren eben dem alten Heere durchaus nicht fremd.

Hesse fühlt das selbst. Er legt (S. 139) die Frage vor, was wir zu tun haben, um unser Schicksal besser zu gestalten, als die vordem unserer Meinung nach es gekonnt haben. Unwillkürlich muß man an solche Worte, die doch wiederum ein absprechendes Urteil enthalten, die Hoffnung knüpfen, daß nun etwas Positives käme.

Vorerst schafft Hesse sich eine Basis durch die bekannte Zusammenstellung über die Wechselwirkungen der psychisch hemmenden und fördernden Vorgänge des Krieges. Mag man auch hier vielleicht nicht in allem mit ihm übereinstimmen, so muß man diese Zusammenstellung doch als schlechthin meisterhaft bezeichnen. Sie trägt zum Verständnis des Vergangenen, also eines stets einmaligen Vorganges, außerordentlich viel bei. Aber etwas Positives, eine nützliche Folgerung resultiert aus dieser Zusammenstellung noch nicht. Hesse will auch wohl (S. 140) nichts als einen Beitrag zum psycho-

logischen Verständnis des tatsächlich Gewordenen geben. Das ist sehr viel. Von dem aber, der so harte Vorwürfe gegen das alte System ausgesprochen hatte, durfte man mehr, nämlich praktische Folgerungen, erwarten.

Hesse beweist in der geistvollen Gegenüberstellung, daß die seelische Belastungsprobe unseres Volkes (S. 141) schließlich zu gewaltig gewesen ist, als daß sie noch hätte ertragen werden können. An sich ist das eine nicht unbekannte Feststellung. Ihretwegen hätte man schließlich diesen wunderbaren Aufbau von etwa 30 Seiten nicht nötig gehabt. Ja, diese Feststellung nimmt sogar vielem den Vorwurf, der nun doch einmal überall hindurchblickt, trotz der Versicherungen, man wolle nicht anklagen. Unbedingt ist man berechtigt, jetzt die Frage zu stellen, welche Lehren sich denn aus dieser Zusammenstellung ableiten lassen.

Man mache einmal den Versuch, brauchbare Folgerungen zu ziehen an einem Beispiel dieser Zusammenstellung. Ich glaube, man wird mir zugeben müssen, daß ich ein ziemlich prägnantes Beispiel herausgegriffen habe. Auf S. 161 steht: „Die feindliche Propaganda Northcliffes setzt fühlbar ein, und hiermit beginnt die Krise im Kampfe Deutschlands, denn die seelischen Kräfte sind diesem neben der Blockade in den Rücken des ganzen Volkes geführten Angriff nicht mehr gewachsen." Will man aus dieser Tatsache einen belehrenden Schluß ziehen, so muß man sich doch überlegen, was wir gegen diese feindliche Propaganda zu tun hatten.

Auf diese Frage, was wir dagegen taten, gibt ein besonders guter Kenner der ganzen Zusammenhänge, Volkmann (Der Marxismus und das deutsche Heer), folgende Antwort. Als man die ersten Einwirkungen des tödlichen Giftes bemerkte, war man der Ansicht, daß „der Offizier im Felde sich lediglich um die Truppe zu kümmern habe. Sie war in Ordnung . . ." Die Abwehr „blieb im Ganzen betrachtet den in der deutschen Armee ruhenden natürlichen Kräften überlassen . . . Ohne Zweifel war dies das gesundeste und am meisten naturgemäße Heilverfahren." Daran wird die Frage geknüpft, ob dies Verfahren allein auf die Dauer ausreichen konnte.

Die dritte O. H. L. erkannte sehr rasch die Gefahr und versuchte, sie abzuwehren. Sie veranlaßte eine Propagandatätigkeit in der Armee, ob mit glücklichem Griff, steht dahin. Die Unterrichtsoffiziere haben viel Wertvolles geleistet, aber nicht alle und nicht immer. Mit Elementarschulweisheit oder mit Geschichtskunde aus Untertertia kommt man jedenfalls Männern, denen die graue Not im Nacken sitzt, oder denen allerlei die Begriffe, soweit sie vorhanden waren, zu verwirren beginnt, wahrhaftig nicht bei. Ich habe über die Unterrichtsoffiziere gesprochen als über einen ganz kleinen, aber bezeichnenden Teil der Gesamtpropaganda. Das Endergebnis blieb trotz alledem immer, daß das Heer bis Kriegsende ruhmvoll gekämpft hat.

Was die übrige Propaganda anbelangt, so spreche ich gerade hier das alte militärische System trotz des fehlenden Erfolges vollkommen frei. Wenn die O. H. L. sich auf einem Gebiete versuchte, das ihr ganz und gar nicht lag, und das zu bewältigen ihr so ziemlich alle Voraussetzungen fehlten, so geschah dies in einer unnatürlichen Zwangslage. Ich will gar nicht untersuchen, ob andere Stellen gründlich versagt haben. Auch das ließe sich nämlich leichter behaupten als beweisen. Unsere Gegner haben ihrer eigenen Propagandatätigkeit genügend Vorwürfe gemacht. Gerade Propaganda darf man nicht am Erfolge messen. Es gibt hier, wie im militärischen Operativen Lagen, in denen überhaupt nur noch Fehler zu machen sind. Ich will nur feststellen, daß diese ganze Angelegenheit von vornherein nicht Sache der militärischen Dienststellen war. Versagte die Armee hierin, so lag es daran, daß sie notgedrungen eine Aufgabe übernehmen mußte, die ihr von rechtswegen nicht zukam. Ein Vorwurf gegen das alte militärische System kann hieraus wirklich nicht abgeleitet werden.

Die Propagandatätigkeit nichtmilitärischer Stellen übergehe ich in diesem Rahmen absichtlich mit Ausnahme eines Gedankens. Dieser drängt sich angesichts der Sucht, alle unsere Fehler zu betonen, geradezu auf. In den „Geheimnissen von Crewe House" wird ausgeführt, daß deutsche Presseerzeugnisse und eine Reihe von deutschen Büchern der britischen Propaganda den besten Stoff geliefert hätten. Man sieht daraus, daß allzu große Objektivität und Offenheit, allzu weisheitsvolle Beschäftigung mit unseren Fehlern schädlich wirkte. So sehr ist unsere Lage noch nicht von der der Kriegszeit verschieden, als daß wir die Lehre von Crewe House unberücksichtigt lassen könnten. Wollen wir nun nicht endlich alle damit aufhören, anderen durch das Herumzerren an tatsächlichen, möglichen und unmöglichen Fehlern unversehens die Arbeit zu erleichtern?

5. Das Programm

Also es handelte sich darum, aus dem ganzen mühevollen Aufbau irgendeine praktische Lehre herauszuschälen. Als Antwort gibt Hesse die Erkenntnis, dem Kriege unterliege eigentlich nur ein einziger letzter Begriff: die menschliche Psyche. Mit dieser an sich nicht ganz unbekannten Entdeckung läßt sich nun praktisch beim besten Willen nicht allzuviel anfangen. Dies um so weniger, als Hesse sofort selbst die überlegene psychische Kraft des deutschen Soldaten und ausdrücklich für die ganzen $4^1/_2$ Jahre anerkennt (S. 172), mithin ein belehrender Rückschluß auf das alte System nicht allzu leicht zu ziehen sein wird.

Um festzustellen, was denn Positives aus der Erkenntnis zu folgern sei, die menschliche Psyche sei der zuletzt unterliegende Begriff des Krieges, geht Hesse wiederum mit außergewöhnlicher Gedankenschärfe alle jene Begriffe von Kampfsittlichkeit, Religion, Selbsterhaltungstrieb, Massenpsyche, psychologischer Beleuchtung des Individuums und mancherlei mehr durch, um dann (S. 197) erneut und von sich aus berechtigt zu fragen: hat das militärische System der alten Armee die dem deutschen Soldaten von der Natur gegebenen Eigenschaften richtig zu verwerten gewußt?

Ehe er eine eigentliche Antwort gibt, macht er zwei Feststellungen über zwei Dinge, die ihm anscheinend denn doch außerhalb jeder Kritik stehen. Das eine ist die allgemeine Wehrpflicht. Sie wird als Grundpfeiler auf gutem Boden anerkannt. An und für sich wird es wohl niemand geben, der nicht ein gleiches Urteil fällte und uns nicht die allgemeine Wehrpflicht begeistert wiederwünschte. Führt man aber die Sonde der Kritik so tief ein, wie es im „F. Pf." geschieht, dann konnte man eigentlich erwarten, hier auch einige kritische Betrachtungen über die allgemeine Wehrpflicht zu finden. Man kommt nämlich an zwei Tatsachen nicht vorbei. Erstens ist die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in Wirklichkeit noch niemals einem Volke mit hoher Zivilisation geglückt. Es ist ja bekannt, daß wir vor dem Kriege die allgemeine Wehrpflicht hatten, sie aber keineswegs anwendeten, nicht einmal in ausreichendem Maße anwendeten. Der zweite Umstand ist die Feststellung, daß eine Überspannung der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege recht unheilvolle Folgen haben kann. Die Folgen der Überspannung bestehen im Kriege darin, daß das Wirtschaftsleben blutleer gemacht wird, und im Frieden darin, daß das Volk in seiner männlichen Gesamtheit vollständig mit den Waffen umzugehen versteht. Es fragt sich sehr, ob in diesem letzten Punkte nicht mit ein unbewußter Anreiz zu Revolutionen liegen kann. Einem Staatsmann athenischer und römischer Herkunft oder Metternichscher Schule wäre der Waffendienst des gesamten Volkes als ein höchst verbrecherischer Gedanke erschienen (Feeser, Bedeutung und Grenzen des Söldnertums). Eine ähnliche Auffassung zeigte Trotzky, wenn er 1914 meinte, das Proletariat, das durch die Schule des Krieges gegangen ist, werde beim ersten ernsten Hindernis innerhalb des eigenen Landes das Bedürfnis empfinden, die Sprache der Gewalt zu brauchen. Daß die allgemeine Wehrpflicht oder doch das, was wir allgemein darunter verstehen, wieder her muß, das ist gar keine Frage. Aber in einem Zeitalter, wo die Begriffe der Volkswehr und des Volkes in Waffen nicht nur auftauchten, sondern auch falsch verwendet wurden, wäre es doch ganz angezeigt gewesen, einiges darüber zu sagen, wie diese allgemeine Wehrpflicht zu denken sei. Daß sie vielleicht nicht genau so aussehen kann, wie 1914, ist möglich. Einige Ge-

danken darüber, wie solche allgemeine Wehrpflicht in Zukunft zu formen sei, würde man also dankbar begrüßt haben; Gedanken auch darüber, daß allgemeine Dienstpflicht und Wehrpflicht nicht das Gleiche sind.

Es ist noch eins hinzuzufügen: Hesse nimmt an, daß wir im Augenblick mit dem Einsatz von Massenheeren rechnen müssen. Das Massenheer kann seine Zahl am besten aus einer Volksmasse mit allgemeiner Wehrpflicht ergänzen. Vorläufig ist das alles so richtig. Aber es ist möglich, daß eine Zukunft hierin manches ändern kann. Vielleicht gehen wir Zeiten entgegen, in denen die Heere wieder zu wesentlichen Teilen aus berufsgemäß geschulten Spezialisten bestehen. Auch diese Heere würden nicht klein sein, jedoch nicht mehr das gesamte Volk in Waffen darstellen. Solche Heere stützen sich aber mehr auf den in vielfacher Beziehung weiter vorgebildeten Mittelstand einschließlich des dorthin gehörenden Teils der gelernten Arbeiter. Es kann also eine Zeit kommen, in der ein gesunder Mittelstand gegenüber den breiten untersten Schichten an Bedeutung für die Armee noch gewinnt. Schon jetzt sind die Belange des Mittelstandes unlösbar mit der Frage des Nachwuchses der Unterführer in der Armee verbunden. Roms Armee ließ an innerer Kraft nach, als die wirtschaftliche Entwicklung den Mittelstand zermürbte. Wir können an diesem allen nicht achtlos vorübergehen.

Das andere, was der Kritik standhält, ist die Notwendigkeit des Drills. Davon ist an anderer Stelle gesprochen. Aber es kommt erneut (S. 199) die bange Frage, ob die Ausbildung in der alten Armee genügt hat, und die Antwort heißt vernichtend: das connaître à fond l'âme du soldat hat gefehlt. Nach meinem Empfinden kann man eigentlich etwas Schlimmeres einem Offizierkorps nicht vorwerfen. Man fragt sich unwillkürlich immer wieder, womit denn das nach $4^1/_2$ militärisch erfolgreichen Jahren begründet wird. Etwa damit, daß Fehler gemacht sind, Fehler, die man in dem Bewußtsein, seine Sache im wesentlichen doch recht gut gemacht zu haben, ruhig zugeben kann? Fehler, die mit dem Ausspruch, der schon ein hohes Lob enthält, das alte Offizierkorps habe seinen Leuten wohl vorzusterben, aber vorzuleben nicht verstanden, bei weitem zu hart und ungerecht beurteilt sind. Man wird sich auch damit abfinden müssen, daß gewiß bei diesem und jenem (S. 200) ein Stück Herzenstakt zu vermissen war. Es gibt nun einmal Menschen, die so sind. Was begründet denn nun eigentlich diese Vorwürfe? Vielleicht die Tatsache, daß wir kein psychologisches System zustande gebracht hatten? Daß wir unsere zweifellos vorhandene psychologische Einwirkung nicht theoretisch zu zergliedern vermochten? Bisher liest man aus allem nur etwas Negatives heraus, eine Feststellung von Fehlern, mehr nicht. Denn wenn schließlich gesagt wird, wir Soldaten von heute wollten den Primat des Willens anerkennen, so ist damit doch nur allzu sehr alte Weisheit unterstrichen, mit der

sich noch dazu so in dieser Form verzweifelt wenig anfangen läßt. Es muß doch irgendein positiver Vorschlag kommen, meinetwegen das nutzbringende System, womit sich praktisch nun arbeiten ließe. Bisher ist nur die warnende Stimme ertönt: vertieft das psychologische Verständnis. Das war nützlich und verdienstvoll, aber es war dazu nicht nötig, so zu verfahren, als ob man Neuland zeigte, obwohl die Alten auf diesem Gebiete durchaus nicht unerfahren waren.

Es ist behauptet, das alte System habe den Feldherrn par excellence nicht zu züchten vermocht, habe die letzte Kraft der Mannschaft nicht ausgeschöpft. Und das alles, weil die vertiefte psychologische Erkenntnis und ein militärpsychologisches System nicht bestanden hat. Da muß man denn füglich verlangen, daß nun im Schlußkapitel vom „F. Ps." gesagt wird, wie dies alles anders und besser zu machen sei.

Nach einer — ehrlich sei's gesagt — herrlich schönen Traumlegende im Zarathustraton, die ausklingt in tiefe Resignation — so fasse ich es auf —: „Die wirkliche Größe ist ein Mysterium," folgt wirklich ein Programm, wörtlich ein nüchternes Programm.

Es heißt so: alle Mittel und Wege müssen ergriffen werden, um das Verständnis für die Psychologie zu fördern. Das ist an sich schon richtig. Es immer wieder zu sagen, ist verdienstlich. Aber es reicht doch nach der schweren Kritik, die dem ganzen Buche zugrunde liegt, nicht aus, so lange man nicht sagt, wie denn diese Mittel im besonderen für unseren Beruf aussehen, und wie sie praktisch anzuwenden sind. Das ist doch kein nüchternes Programm, sondern nur ein Gesichtspunkt. Deshalb folgt (S. 209) eine Art Kommentar in drei Absätzen. Der erste sozialpolitisch, der zweite innerpolitisch, der dritte diplomatisch. Ich habe diese charakterisierenden Worte nicht etwa von mir aus gewählt, sondern habe sie einfach aus dem Wortlaut selbst herausnehmen können. Erstaunt fragt man sich, was denn um alles in der Welt diese drei Absätze mit der Armee zu tun haben.

Hesse hat wohl herausgefühlt, daß hier gerade seine verständnisinnigsten Leser eine Enttäuschung getroffen haben mußte. Er kehrt infolgedessen zum militärischen Gebiete im besonderen zurück. Er verlangt:

a) militärpsychologischen Unterricht;
b) Behandlung des psychologischen Problems in den militärischen Zeitschriften;
c) geistige Freiheit für den aufstrebenden Soldaten, auch für eine fruchtbringende Opposition;
d) Durchdenkung der Vorschriften nach psychologischen Gesichtspunkten, wobei für die F. u. G. gleich ein praktischer Vorschlag gemacht wird;
e) Waffen- und Munitionskonstruktionen unter Berücksichtigung des psychologischen Momentes.

So haben wir denn endlich das Fazit des Ganzen. Man kann von vornherein zugeben, daß das, was hier gefordert wird, ein gut Teil Berechtigung in sich trägt. Es handelt sich hier aber gar nicht darum, die Berechtigung eines Satzes festzustellen, sondern zu prüfen, ob diese Forderungen neu sind, ob sich das von Hesse geforderte, im alten Heer nicht vorhandene, auch bei Clausewitz nicht gefundene psychologische System daraus ableiten läßt, ob und in welchem Maße diese Forderungen praktisch verwendbar sind, und aus alle dem abgeleitet um die einzige Hauptfrage, ob daher das alte System als ein versagendes zu verurteilen war.

Zunächst der militärpsychologische Unterricht. Ein System ableiten kann man natürlich aus dieser Forderung nicht. Im Gegenteil, es würde seine Voraussetzung sein müssen. Neues könnte in dem Gedanken liegen, wenn er nicht sofort eingeschränkt würde, und zwar eigentlich auf das alte sattsam bekannte Maß. Professoren der Psychologie sollen nicht großgezogen werden. Es soll nur in die jungen Seelen jener Keim gelegt werden, der das Geheimnis aller Großen in der Geschichte gewesen ist (S. 210). Das verstehe ich nicht ganz. Wenn dieser Keim ein Geheimnis ist, dann wird man ihn nur mit sehr geheimnisvollen Manipulationen in die Seele legen können. Was richtig ist an dem Gedanken, ist nicht neu. Wir haben uns mit einigem Erfolg bemüht, Herzen zu bilden und Charaktere zu erziehen. Beweis: Unsere Generäle von Blücher über Moltke bis Hindenburg, Schlieffen dazwischen nicht zu vergessen; Beweis: die verblüffende Zahl fähigster Unterführer von Bülow von Dennewitz über Konstantin von Alvensleben bis zu — bis zu, ja wie viele soll man aus dem Weltkrieg nennen! Gegenbeweis: Marneschlacht und Gumbinnen, überhaupt der verlorene Krieg? Nein, in diesen wie in vielen andern Punkten beweist der verlorene Krieg, von dem aus sich in jeder Beziehung ohne eingehende Prüfung immer vernichtend urteilen ließe, eben rein gar nichts. Aber immerhin, praktisch verwendbar könnte der Gedanke, die Militärpsychologie zum Unterrichtsgegenstande zu machen, sein. Ich sehe nicht ein, warum man nicht an den Waffenschulen psychologischen Unterricht geben soll. Nur müßte man dafür die Lehrkräfte haben, und man müßte vorher ein Programm dieser Lehre schaffen, das bis heute trotz Hesse fehlt.

Es ist notwendig, die Frage, was denn aus dem Bereiche der Psychologie zu lehren sei, einmal näher zu prüfen, also nun in der Tat nach einer Art Programm zu suchen. Man findet dann sofort die sehr starke Begrenztheit der praktischen Anwendung.

Da ist zunächst die Erziehung zu einsichtiger Menschenbehandlung zweifellos eine psychologische Angelegenheit. Daß der Offizier die Kunst der Menschenbehandlung braucht, daß sie sehr behutsam geübt werden muß, um nicht vom unbewußten Lebendigsein zur tiefsinnigen Doktrin zu erstarren, ist an anderer

Stelle ausgeführt. Ebenso ist zugegeben, daß die anders gearteten Verhältnisse Neues verlangen. Nach allem, was wir durchgemacht haben, fehlt uns sozusagen die Naivität der Grundstimmung. Neues ist auch insofern zu schaffen, als die gerade Linie der bewährten Friedensausbildung durch Krieg und Umwälzung zerrissen ist. Man muß von neuem die Fäden knüpfen. Aber im großen und ganzen kann man hier nur auf dem Alten aufbauen und weiterentwickeln. Schriebe uns hier jemand einen praktisch einfachen Leitfaden, so wäre das ein verdienstvolles Werk. Ich wünschte nur, daß aus diesem Leitfaden alle fachwissenschaftlichen Ausdrücke der Psychologie herausblieben. Wir wollen beileibe nicht in ein Verfahren Kiesewetters zurückfallen, der an der Offizierakademie über Kant las. Wir wollen es mit Scharnhorst halten, der „mit so wenigem Aufheben als möglich zu einer naturgemäßen Methode gelangen" wollte.

Das Thema Menschenbehandlung kann dann erweitert werden. Man darf es für sehr nützlich halten, über Massenpsyche und Massenpsychologie zu lehren. Die Genesis der Massenpsyche würde der Ausgangspunkt solchen Unterrichts sein müssen. Und das ganze weite Gebiet der Einwirkung auf Massen, auch von der Armee nach außen hinsichtlich des Wehrgedankens, also schließlich die Propaganda, wäre hier einzuschließen. Leider fehlt gerade diesem Teil des Unterrichts über die Masse dreierlei Wesentliches.

Nämlich erstens die Lehre, die es trotz aller psychologie des foules noch nicht in praktisch brauchbarem Ausmaße gibt. Man muß sich hüten, ins Uferlose zu geraten. Wo soll die Grenze für den Unterrichtsstoff liegen? Ein Letztes sind ja die psychologischen Betrachtungen Hesses auch nicht. Zu jeder psychologischen Erscheinung ist das physiologische Korrelat aufzuweisen und die Kausalreihe der neurologischen Vorgänge in lückenlosem Zusammenhange darzulegen (angeführt aus Joel, Psychologie; bei Marx, Der Weltkrieg). Sogar mit der menschlichen Psychologie scheint das Gebiet noch nicht erschöpft. Im „Militär-Wochenblatt" vom 25. November 1924 findet sich ein „Merkblatt über die Psychologie des Pferdes". Ausgerechnet das hatte Hesse noch vergessen.

Zweitens die Lehrer. Ich sehe mich vergeblich nach denen um, die für unsere Zwecke in Betracht kämen.

Und drittens die Lehrgelegenheit. Der Unterricht auf den Waffenschulen könnte doch nur Notbehelf sein. Denn die Psychologie verlangt kritisches Zuhören auf Grund eigener Lebenserfahrung. Sie wäre also besser ein Fach der Kriegsakademie. Diese aber verbietet das Versailler Diktat. Selbst auf einer Kriegsakademie sollte man an die ganze Angelegenheit mit Vorsicht herangehen. Auch 1806 meinte man, dem Offizierkorps den Vorwurf machen zu können, es sei ungebildet. Sehr zu unrecht. Schon Goethe erwähnt, es

gäbe kaum einen angenehmeren Umgang, als den mit einem gebildeten Offizier. Bildung muß also im damaligen Offizierkorps zu finden gewesen sein. Man brachte dann eine Menge von Gelehrsamkeit bis zur Philosophie in die Lehrpläne der militärischen Schulen hinein. Allmählich mußte das alles als unpraktisch wieder abgebaut werden.

Bisher ist von dem Unterricht an diejenigen gesprochen, die später Führer sein sollen. Nun könnte man auch den Unterricht an die Geführten in den Kreis psychologischer Betrachtung ziehen. Es wäre vollkommen verfehlt, hier wissenschaftlich wirken zu wollen. Daß wir uns auf diesem Gebiet ein Mehr von Einfluß hätten vielleicht sichern können, habe ich an anderer Stelle erwähnt. Aber die mechanische Gehirnrevision gehört wohl einer fernen Vergangenheit an. Zu erwägen ist jedoch, ob wir die außerdienstliche Einwirkung nicht auf psychologischer Grundlage verstärken könnten. Sie ist ja schließlich nur eine Fortsetzung des Unterrichts. Früher waren dieser Einwirkung Grenzen gesetzt. Der Mann hätte es als eine beengende Bevormundung empfunden, wenn man ihm seine Freizeit nicht überlassen hätte. Heute gibt die zwölfjährige Dienstzeit einen viel freieren Spielraum, heute ist auch die Notwendigkeit, den einzelnen Soldaten vor ungesunden Einflüssen zu schützen, viel stärker. Ich habe den Eindruck, daß das Bestreben, den gegebenen Spielraum nach Kräften auszunutzen, überall besteht. Ein Truppenführer, der sich heute nicht auch außer Dienst um die geistige und charakterliche Weiterbildung seiner Leute bekümmerte, der hätte seinen Beruf verfehlt.

Ein weiterer Unterrichtsgegenstand könnte die seelische Gewöhnung an den scharfen Schuß sein. Ich kann diesen Punkt, der in der Literatur mehrfach behandelt ist, als bekannt übergehen. Mittel und Wege, hierbei bemerkenswerte Erfolge zu erreichen, gibt es.

Dann käme die Bewertung des psychologischen Faktors im taktischen Unterricht. Auch hierüber ist Einiges an anderer Stelle gesagt. Bei der Taktik wird das Grenzgebiet zwischen intellektueller und psychologischer Bedingtheit der Kampfart nicht unberücksichtigt bleiben können. Man kämpft selbst in kleinen Einheiten gegen Hereros anders als gegen Russen, und gegen Russen anders als gegen Franzosen. Das war bekannt. Davon abgesehen, kann man aber gar nicht genug davor warnen, psychologischen Erwägungen zu starken Einfluß auf taktische Handlungen zu gewähren. Selbst die Bewertung der Führerpersönlichkeiten wird sich taktisch nur in äußerst seltenen Ausnahmefällen bemerkbar machen können. Damit entfällt aber zu wesentlichen Teilen das umfangreichste Gebiet. Soweit psychologische Faktoren auch in der Taktik mitsprechen können, ist dies in unseren Vorschriften unmißverständlich und ausreichend enthalten.

Wohin zu weitgehende psychologische Rücksichten in der Taktik führen können, sehen wir bei den Franzosen. Die ganze Tendenz ihrer taktischen Auffassungen und Ausbildungsgrundsätze ist bestimmt durch die vermeintliche Erkenntnis, daß ihre Infanterie nur noch bei pertes reduites angreift. Zu etwas anderem scheint sie die psychische Kraft nicht mehr zu haben. Daher dieser enorme Aufwand an Material, dessen rechtzeitiger Einsatz im Bewegungskrieg zu erheblichen Teilen Illusion bleiben wird. Die vielleicht erzwungene, psychologische Rücksicht nimmt der Truppe entweder jeden Elan oder setzt ihn nicht mehr voraus. Wir dürfen hoffen, daß wir derartige seelische Rücksichten noch nicht zu nehmen brauchen. Und wenn wir sie nicht zu nehmen brauchen, dann wäre es falsch, sie zu nehmen.

Auf einem taktischen Gebiet könnten wir vielleicht etwas psychologischer sein. Ich meine die Befehlstechnik. Nur ein Beispiel: Worte wie „rücksichtsloser Einsatz", mit „rücksichtsloser Energie" sind verkehrt, ja, sie wirken oft verletzend. Wer rücksichtslos handelt, handelt ohne jede Rücksicht. Das ist immer falsch. Darum soll man es nicht befehlen. Ein scharfer Vorgesetzter, der Äußerstes verlangt, ist eine Notwendigkeit. Ein rücksichtsloser Vorgesetzter schadet. Für Unverständige lag eine große Gefahr in dem Satze, man solle das Unmögliche verlangen, um das Mögliche zu erreichen. Die „goldenen Rücksichtslosigkeiten" liegen allemal auf ganz anderen Gebieten als auf dem der Truppenführung.

Eine sehr weit gehende Berücksichtigung des psychologischen Moments in der Befehlsgebung verlangen, wenigstens in der Literatur, wiederum die Franzosen. Wenn der französische Oberstleutnant Culmann die Moral des französischen Soldaten für ein so „zerbrechliches" Ding hält, daß man unbedingt darauf Rücksicht nehmen müsse, so ist das eine Sache für sich. Auch wir wollen die seelischen Regungen bei der Befehlsgebung nicht außer acht lassen, sind aber doch der Meinung, daß die Psyche genau wie der Körper des Soldaten Schweres, Unvorhergesehenes, ja dem einzelnen Unverständliches ertragen können muß. Daher sind wir nicht gewohnt, unseren Befehlen Begründungen vorausgehen zu lassen. Sie kosten, abgesehen von Ausnahmefällen, in denen Besprechungen wohl am Platze sind, zuviel Zeit, namentlich im Bewegungskriege, und geben unnötigen Anlaß zu Kritikversuchen. Der Franzose steht auf dem Standpunkt (entnommen Ritter, Die französische Armee von heute), daß der Führer mit den Untergebenen die Aufgabe bespricht, sie für seine Gedanken gewinnt und Einwendungen erörtert. So meint der französische General Serrigny. Ihm hält Oberstleutnant Culmann entgegen, daß dies leicht zu zwecklosen Palavern, zum Kriegsrat führen wird. Wir können noch etwas hinzufügen. Um Widerstreben zu überwinden, muß doch der Vorgesetzte die Dinge so schildern, daß sie nicht allzu schlimm aussehen.

Wenn nachher der Erfolg ausbleibt, oder der Kampf auch nur sehr blutig wird, so folgt sehr leicht und menschlich verständlich ein gewisses Mißtrauen gegen die Ansichten, die der Vorgesetzte bei dem Palaver geäußert hat. Also die dem Befehl vorausgeschickte captatio benevolentiae ist abzulehnen.

Etwas anderes ist es, wenn die ganze Art, zu befehlen, psychologischen Schwierigkeiten Rechnung trägt. Auf diesem Gebiete der Befehlstechnik waren die Alten bei uns nicht unbewandert. Es hat psychologische Meister dieses Faches gegeben. Ich nenne als Beispiel Prinz Friedrich Karl und Moltke selbst. Ihre Art zu befehlen richtete sich sehr nach der Persönlichkeit, an die der Befehl ging. In feiner Abstimmung des Befehlstones wurde hier ein Zögernder getrieben, dort ein Draufgänger gezügelt. Belege hierfür sind bei Förster, Prinz Friedrich Karl, und in Schlieffens Schriften nachzulesen.

Bliebe als Letztes der strategische Teil des psychologischen Unterrichts. Dieser Unterricht läßt sich einzig und allein an der Hand der Kriegsgeschichte betreiben. Sonst wird alles blutleere Theorie. Hier bringt nun Hesse ganz und gar nichts Neues. Anders als in sehr vertieftem psychologischen Sinne ist Kriegsgeschichte gelegentlich geschrieben, aber niemals auf Kriegsakademie gelehrt worden. Es lohnt jedoch, sich auch hier das Lehrgebiet und seine Grenzen zu vergegenwärtigen.

Erstens die Einwirkung des Generalissimus auf die Massen. Diese läßt sich nicht lehren und bleibt stets Persönlichkeitssache, wobei zu berücksichtigen ist, daß wahre Volkstümlichkeit nur mit sittlichem Rechte erworben wird. Die Einwirkung der obersten Führung wird heute anders sein müssen als zu Cäsars, Friedrichs des Großen und Napoleons Zeiten. Ich glaube kaum, daß der Hinweis, vier Jahrtausende blickten auf ihn hernieder, unserm Grenadier heutzutage noch sonderlich imponieren würde. Die Entfernungen vom obersten Führer zum einzelnen Soldaten sind derart geworden, daß die Einwirkung nur eine sehr bedingte sein kann. Dennoch wird sie vorhanden sein. Es geht irgendeine magische Kraft von genialen Persönlichkeiten aus, die bis zum letzten Manne reicht. Wie man diese seltsamen Vorgänge, deren Grundlagen, Mittel und Auswirkung nie vorauszusehen sind, zum Gegenstand eines für die Zukunft belehrenden Unterrichts anders als an der Hand der Kriegsgeschichte machen soll, das weiß ich nicht. Vielleicht gibt eine spätere Zeit auch wieder Mittel in die Hand, die persönliche Einwirkung zu erleichtern. Schon jetzt mildert ja das Auto die Hindernisse von Raum und Zeit. Möglich, daß in späteren Tagen das Radio noch zu einer ungeahnten Wirkung kommen kann. Übrigens überschätzen wir leicht den persönlichen Einfluß in vergangenen Zeiten. Selbst Cäsars beste Legion meuterte.

Zweitens die Entstehung des Führerentschlusses. Jeder Entschluß ist ein Vorgang in der Seele, der das psychische Abtasten aller Möglichkeiten enthält.

Kriegsgeschichtlich kann man hier nachempfinden, viel zeigen. Lehren, wie es gemacht wird, kann man nicht. Denn, wenn ein großer Entschluß entsteht, hat das angeborene Können die Oberhand, das lernbare Wissen steht in zweiter Linie. Ja sogar die Unempfindlichkeit der Seele gegen den Druck der Unsicherheit und gegen die Last der Verantwortung, die Selbstgewißheit eines unerschütterlichen Vertrauens auf das Glück sind offenbar schwer vereinbar mit einer alle Möglichkeiten überschauenden, alle Konsequenzen erwägenden Klarheit des Intellekts (vgl. Rothfels, und auch Delbrück: Leben Gneisenaus). Die ausgezeichneten Feldherren sind niemals aus der Klasse der Vielwissenden oder gar gelehrten Offiziere hervorgegangen, „sondern sie konnten meistens ihrer ganzen Lage nach auf keine große Summe des Wissens eingerichtet sein". So ganz wörtlich ist dieser letzte Satz aus Clausewitz, Vom Kriege, Kapitel 2, Unterabteilung 40, natürlich heute ganz gewiß nicht zu nehmen. Aber er enthält doch die Meinung, daß man durch Wissen einen Feldherrn nicht bildet. Der Satz ist im Sinne Nietzsches zu lesen (Vom Nutzen und Nachteil der Historie): „Wie der Handelnde, nach Goethes Ausdruck, immer gewissenlos ist, so ist er auch immer wissenlos; er vergißt das Meiste, um eins zu tun, er ist ungerecht gegen das, was hinter ihm liegt, und kennt nur ein Recht, das Recht dessen, was jetzt werden soll." Ohne Wissen kann der Feldherr heute nicht sein nach dem bekannten Ausspruch, daß vom Wissen zum Können zwar ein großer Schritt sei, aber vom Nichtwissen ein noch viel größerer.

Die ganz große Persönlichkeit weiß nur nichts von dem, was war. Sie hat die Kette der Vergangenheit abgestreift. Sie weiß lediglich, was sie will. Könnte man ihr ein Wissen über den psychologischen Faktor beibringen, so wäre es kein freier, ganz großer Charakter mehr. Unbewußt beherrscht dieser das, was wir ihm erst lehren wollten. Würde er lernen, so würde er zweifeln lernen und abirren. Das Genie handelt und will, kennt nur die Tat. Dazu steht es in keinem Widerspruch, wenn es heißt, Genie ist Fleiß. Auch Alexander, Prinz Eugen, Friedrich haben ihre Schule durchgemacht. Dieser Schule wird sich durchaus der geniale Mensch mit eisernem Fleiße widmen. Nur gerade das, was sein Genie ausmacht, das läßt sich nicht lernen. Dazu gehört aber das psychische Moment in allererster Linie. Denn jeder Führerentschluß ist seelischer Kampf. Und jede Wirkung auf Massen ist seelischer Vorgang.

Man kann sagen, daß das Vorwalten intellektueller Funktionen in der Heerführung nicht gut ist. Angelerntes psychologisches Wissen könnte aber nur intellektuell verwertet werden. Ganz etwas anderes ist es, wenn die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte die angeborenen Eigenschaften läutert und entwickelt. Ein kampfkräftiger Charakter und eine unerschütterliche Seele sind aber mehr wert als wissenschaftliche Kenntnisse auf psychologischem Gebiete. Die allzu verfeinerte, durchdringende und allseitige Klarheit des

Intelletts kann das vollendete Feldherrntum stark erschweren, wo nicht verhindern. Man vergleiche einmal zwei Persönlichkeiten der Vergangenheit und ihre Erfolge. Clausewitz ist gedanklich-reflektierend, Gneisenau vom Feuer der Seele erfüllt. Die innere, angeborene Kraft ist das Hauptmerkmal des großen Führers. „Den Entschluß, davon ein Kind die Notwendigkeit einsieht, wirklich zu fassen, erfordert oft die Gemütskraft eines großen Mannes."

„Irgend ein großes Gefühl," so schließt Clausewitz die dem Kronprinzen überreichte Lehrschrift, „muß die großen Kräfte des Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Unterganges wie in Friedrich dem Großen." Ganz sicher, der Feldherr kann nicht frei sein von Leidenschaft, von Ehrgeiz. Sogar etwas von dem leidenschaftlichen Mut des Spielers muß ihm zu eigen sein. Es erinnert an Spielerkühnheit, mit der der Große König bei Leuthen, alles auf eine Karte setzend, Krone und Staat dem Verderben entriß. Der Vorwurf gegen Ludendorff, er sei ein Hasardeur, ist eine ziemlich glatte Schmeichelei, von der ich annehme, daß sie nicht beabsichtigt war.

Aus dem, was sich also lehren läßt, erkennt man nun die Begrenzung beim Einfluß des psychologischen Moments. Es ist zwar von hoher Bedeutung, aber nicht von der einzigartigen, die Hesse ihm zuweist. Außerdem steht über dem psychologischen Faktor stets drohend das harte Muß. Das ist das Zwingende, das nicht vergessen werden darf.

Dann kommt die Behandlung des psychologischen Problems in der Literatur. Das kann man wünschen, empfehlen, fördern; programmatisch durchsetzen kann man es nicht. Ganz funkelnagelneu ist auch diese Forderung nicht. Denn über das Problem geschrieben ist auch früher. Man fragt sich aber unwillkürlich, warum denn so viel geschrieben werden soll und muß. Ich habe den Eindruck, der allerdings nicht unwidersprochen ist, daß wir allmählich etwas sparsamer mit der Tinte umgehen und stillschweigend mehr handeln könnten. Es wird seit dem Zusammenbruch erschreckend viel geschrieben und nicht immer aus rein sachlichen Gründen oder aus innerem Zwang heraus.

Weiter: die geistige Freiheit einer militärischen Opposition. Ich bin versucht, mit Gretchen auszurufen, Heinrich mir graut's vor Dir! Wenn wir heute noch nicht genügend Freiheit der Meinungsäußerung haben, dann allerdings möchte ich mal sehen, wie die wirkliche oppositionelle Meinungsfreiheit aussehen soll. Ich habe, rund herausgesagt, oft das natürlich unbeweisbare Empfinden, daß mindestens innerlich, vielfach auch anders, mündlich und schriftlich der junge Offizier dem älteren mit einer Kritikwütigkeit gegenübersteht, die manchmal alles andere als objektiv ist. Kritisiert haben wir als junge Leutnants auch. „Leutnants nur verbrecherlich finden alles lächerlich." Mindestens der Regimentskomman-

deur, wahrscheinlich doch auch der Bataillonskommandeur waren in den Augen eines Zwanzigjährigen schon so steinalt, daß es, um das Faustzitat nochmals heranzuholen, am besten schien, sie zeitig totzuschlagen. Schon des besseren Avancements wegen. Aber es war mehr der Witz, der an den Eigenheiten der Älteren herumnagte. In der fachlichen Opposition hütete man sich sehr, den objektiven Boden des reiflich und lange Überlegten und vielfach Durchgeprüften zu verlassen. Es mag darin ein starkes Beharrungsvermögen, ein ausgesprochen konservativer Zug gelegen haben. Armeen sind aristokratisch und demokratisch zugleich (siehe die Offizierswahl), sie sind fortschrittlich und gleichzeitig konservativ. Und das ist gut so, denn einer der stärksten Wesenszüge noch jeder guten Armee ist die unverbrüchliche Tradition. Man kann sie nicht aufgeben, um ihrer selbst willen, um der Lebensfähigkeit einer Armee willen, und muß bewußt einige Schattenseiten dabei mit in Kauf nehmen. Aber Opposition ist richtig und belebend. Sie soll sein. Mir scheint aber, als ob sie heute eher zu frei als zu gehemmt dasteht. Opposition ohne Vollreife der Erfahrung ist nicht ganz leicht. Der junge Offizier und der alte Offizier „Don Carlos" aufführend: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit", dies Schauspiel war für heute so lange überflüssig und auch geschmacklos, als man gesunde Opposition mit vernichtender Kritik, die nicht frei ist von überstarkem Selbstbewußtsein, verwechselte.

Der Mangel an Gedankenfreiheit ist schließlich ein Vorwurf, der jeder großen straffen Organisation, der katholischen Kirche, der sozialdemokratischen Partei und der alten Armee naturnotwendig gemacht werden könnte und müßte.

Selbst wenn man ein starkes Übergewicht des Autoritätsprinzips und damit als Folge eine Hemmung für die Gedankenäußerung annähme, eine Annahme, die Ansichtsache bleiben müßte, so ergab sich daraus kein Recht, das Alte zu verurteilen. Es hätte dann nachgewiesen werden müssen, daß diese Hemmung entscheidenden Einfluß hatte, und daß sie nicht in der Eigenart des militärischen Berufes ausreichend begründet war. Beide Unterlagen zu einer Verurteilung fehlen. Und zwar fehlen sie auch dann noch, wenn man selbst auf diesem Gebiete Fehler zugibt. Die unbedingte Autorität des Älteren ist unerläßliche Voraussetzung in jedem militärischen System, das etwas leisten soll. Dabei kann es gar nicht abgehen, ohne daß auch einmal ein jungaufstrebender Geist gehemmt oder sogar unterdrückt wird. Der Schaden wird immer noch geringer sein, als der, den die Aufgabe des Autoritätsprinzips bedeuten würde. Denn nur der junge Geist kann Schiffbruch erleiden, dem zufällig die Gabe von der Natur nicht verliehen war, seine guten Gedanken in eine passende Form zu kleiden. Taktvolle Opposition hat das alte System nicht nur nicht gehindert, sondern gern anerkannt und auch gefördert. Mit

den landläufigen verärgerten Redensarten verkannter Genies ist da gar nichts getan.

In der „Nahen Ära" heißt es, „das Ziel der jungen Armee ist, geistig anerkannt zu sein." In diesem Satze verbirgt sich ein starker, hochanzuerkennender Betätigungsdrang. So ein bißchen vom Gefühl Alexanders, noch nichts für die Unsterblichkeit getan zu haben. Leider sind für die Unsterblichkeit augenblicklich recht schlechte Zeiten.

Ich halte mich für berechtigt, das alles etwas nüchtern dahin zu kommentieren, daß die Arbeit an der Truppe allein in dieser Zeit, die jeder als eine solche des historischen Werdens empfindet, als nicht genügend angesehen wird. Eine Jugend, die die Arbeit an der Truppe als nicht genügend anerkennt, wird selbst kaum auf Anerkennung rechnen können. Denn sie verkennt vollkommen das Wesen der vornehmsten Aufgabe jeden Offiziers. Dahinter steckt einfach die Sehnsucht, aus der Truppe herauszukommen. Dabei ist die Truppe das wirkliche Leben, und alles andere nur Vorbereitung dafür. Wem der Dienst an der Truppe nicht genügt, der genügt selbst nicht für Führerstellen. Ausnahmen, wenn es die gibt, bestätigen nur die Regel. Wen der Dienst in der Truppe, in Wahrheit der schönste, nicht lockt und reizt, wer lieber ein homo politicus wäre, und sich zwischen 20 und 40 lieber an der Lösung von Staatsproblemen beteiligte, der hätte ja nicht Soldat zu werden brauchen. Wenn wir die Jugend geistig in dem ausgiebigsten Maße, wie sie es verlangt, anerkennen, dann müßten wir ihr folgerichtig auch andere „höhere" Aufgaben als die des Truppendienstes geben. Einer muß ja wohl nun diesen Truppendienst auch noch machen. Da die Alten, nach Ansicht der Jungen, zu hohen Aufgaben ziemlich ungeeignet zu sein scheinen, kämen dann also die Alten für diesen Truppendienst in Frage. Das bißchen werden sie schließlich noch leisten. Die führende Hauptarbeit leisten die Jungen. So wird es gehen, aber nur in der Ära der jungen Armee, von der ich hoffe, daß sie uns erspart bleibt.

Es bleibt mir unerfindlich, wie man zu dieser Ansicht kommen kann, die Jugend würde geistig nicht anerkannt. Die Armee müßte sich seit den Vorkriegszeiten dann sehr zu ihrem Nachteil verändert haben. Das hat sie nicht. Gibt es denn auch nur einen einzigen Regimentskommandeur, der sich über die geistige Tätigkeit seiner jungen Offiziere nicht freut, der sie nicht zu fördern versucht? Ist irgendwo, außer unbewußten Versehen oder dem notwendigen Zwang, den jede straffe Organisation in sich trägt, auch nur der Schimmer eines Beweises von geistiger Nichtanerkennung beizubringen? So lange man hierin nicht mit absolut einwandfreien Beweisen kommt, ist über diesen Punkt einfach nicht zu debattieren. Aber man darf ganz bescheiden feststellen, daß mindestens Hesse selbst der Beweis vom Gegenteil seiner Behauptung ist. Seine geistige Arbeit vom „F. Pf." bis zur „Nahen Ära" ist genug anerkannt.

Nun könnte man einen ganz eigenartigen Umstand als Argument gegen das scharfe Autoritätsprinzip anführen. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß fast mit Kriegsbeginn ein ganz überraschender Ungehorsam — leider läßt sich dies Wort nicht ganz vermeiden — in der Armee einsetzte. Man könnte diesen Ungehorsam als die notwendige Reaktion auf ein überstarres Autoritätsprinzip auffassen. Daß wirklich mitunter nur mühsam gehorcht wurde, kann ruhig behauptet werden. Bekam ein Regiment einen Befehl, so überlegte es sich einen halben Atemzug lang mit sichtlichem Zorn, warum es diese Order vom grünen Tisch eigentlich nicht ausführen könne, sondern genau das Gegenteil tun müsse. Das ist natürlich allzu drastisch und übertrieben geschildert. Aber jeder, der einmal in der Front gesteckt hat, oder auch nur Divisionsgeneralstabsoffizier gewesen ist, wird wissen, was ich meine. Übrigens die Befehle vom grünen Tisch: Das ist auch so eine eigene Sache. Schon Friedrich der Große sagt in den Generalprinzipien des Krieges beim Abschnitt über die Talente des Heerführers: „Die Hauptarbeit des Heerführers ist die Tätigkeit am grünen Tisch."

Mit der Gehorsamsopposition der Truppe allein war es noch nicht abgetan. Das Verhalten des Generals von François mit seinem ersten Korps gleich bei Feldzugsbeginn setzt doch einigermaßen in Erstaunen. Ganz gleich, ob der General sich im Recht fühlte, was er operativ nicht war, so bleibt doch die Tatsache, daß hier ein kommandierender General erst mit der wiederholten Anwendung sehr scharfer Worte dazu gebracht werden kann, die ganz eindeutigen Befehle seines Armeeoberkommandos auszuführen. Ferner darf man sich daran erinnern, daß eine ganze Reihe von Armeen vom Feldzugsbeginn bis eigentlich in die Marneschlacht hinein im Westen alles andere taten, als strikte die Befehle der O. H. L. auszuführen. Dieser Umstand schon bringt Risse in den Aufbau der Bewegung und trägt von sich aus dazu bei, den Mißerfolg vorzubereiten. Schlieffen hätte das Autoritätsprinzip sicherlich den Armeen gegenüber in schroffster Form wie ein Bataillonskommandeur gegenüber seinen Kompaniechefs zum berechtigten Durchbruch gebracht. Er hätte die ganze Westarmee bataillon carré marschieren lassen. Es fragt sich also, ob dieses schwer zu erwartende Nichtgehorchen eine Reaktion auf das Autoritätsprinzip war. Das Gegenteil ist der Fall gewesen. Vielfach mögen unrichtige Meldungen und absichtlich nicht ausgeführte Befehle davon herrühren, daß wir Meldungen oft reichlich ungeschickt einverlangten, bewerteten und darauf Tadel oder Lob gegenüber den unterstellten Dienststellen gründeten. Das mag, wie gesagt, häufig der Anlaß gewesen sein. Ein Anlaß ist aber noch nicht der Grund. Die Ursache liegt ganz wo anders. Wir erzogen im Frieden den Soldaten vom Gefreiten bis zum General der Infanterie zu selbständigem Handeln. Die Selbständigkeit der Unterführer hat stets als

der höchste Gipfel militärischen Könnens gegolten, womit dann implicite so ganz nebenbei bewiesen ist, daß wir weder das Autoritätsprinzip übertrieben noch dem innersten Kern jeden psychologischen Könnens fern standen. Ich komme hierauf noch bei jenem überaus merkwürdigen willenlosen und willensvollen Soldaten zurück.

Die Mehrzahl unserer taktischen Aufgaben vor dem Kriege zeitigte Entschlüsse, die ein Nichtbefolgen des von der oberen Stelle gegebenen Befehls bedingten. Erst in letzter Zeit haben wir mit psychologischem Feingefühl, das auch Hesse nicht leugnen wird, die Tendenz vorangestellt, daß bis zu dem Augenblicke ein gegebener Befehl befolgt werden muß, bis es nun wirklich nicht mehr geht. Nicht nur in Preußen ist die Erziehung zur Selbständigkeit stark vertreten gewesen, sondern auch anderswo in deutschen Landen. Ich erinnere daran, daß sowohl der bayerische Max-Josefs-Orden wie der österreichische Maria-Theresien-Orden nur erworben werden konnten für eine selbständige Handlung selbst gegen den Befehl einer höheren Stelle. Die Wirkung dieser Ordensregeln ist vielleicht nicht immer eine ganz erwünschte gewesen. Es war also durchaus keine Reaktion auf eine Übertreibung des Autoritätsprinzips, sondern es war gerade die Übertreibung dessen, was Hesse jetzt als etwas ganz Neues fordert. Ich denke, man muß sehr sorgsam einen Vorschlag prüfen, der die Gefahr in sich birgt, daß man einen Fehler erneut macht, den man schon einmal gemacht hatte. Bei dieser sorgsamen Prüfung wird sich dann vielleicht ergeben, daß man auch heute noch in irgendeiner Form übersehene, nicht gewollte oder erst in neuerer Zeit aufgetretene Hemmungen freier Gedankenarbeit dennoch beseitigen könnte. Wie weit das tatsächlich möglich ist, lasse ich hier dahingestellt. Mir fehlen die Voraussetzungen dazu, dies nachzuprüfen.

Auf die psychologischen Gesichtspunkte in den Vorschriften muß ich näher eingehen, weil hier ein praktischer Vorschlag gemacht ist. Zunächst fehlen psychologische Hinweise in den Vorschriften nicht. Der erste Satz in der Nr. 5 der „F. u. G." bedeutet nichts anderes als eine recht schwer zu erfüllende psychologische Forderung: „Der Führer muß das Vertrauen und die Achtung seiner Truppen besitzen." Allerdings steht das da in einer für unsere Vorschriften mit gutem Grunde traditionellen allerkürzesten Kürze. Es geht dann weiter: „Ein starker Wille und lauterer Charakter . . ."; weiter: „die vornehmste Führereigenschaft bleibt die Verantwortungsfreudigkeit"; weiter: „Für die Führer aller Grade ist stets persönliche Fühlung mit der ihnen anvertrauten Truppe von besonderer Wichtigkeit . . ." Bei diesem letzten Satz ist die Kürze von besonderer Bedeutung. Denn jede Übertreibung kann nachteilig werden. Zur rechten Zeit müssen sich der höhere Führer und seine Gehilfen auch freihalten können von den persönlichen Eindrücken der Front. Jede Truppe, auch eine

siegreiche, trägt während des Kampfes und nachher den Stempel kriegerischen Leidens an sich. Der Führer müßte kein Herz haben, er müßte nicht ein Übermensch, sondern ein Unmensch sein, wenn ihn nicht die seelischen Eindrücke der in hartem Leiden ringenden Truppe innerlich berührten. Nimmt der Führer im Augenblicke einer inneren Entschlußkrise diese schwer tragbaren Eindrücke zu unrechter Zeit in sich auf, so kann ein ganzer Entschluß hier nicht von des Gedankens, wohl aber von der Empfindung Blässe angekränkelt werden. Ich frage, ob denn diese Forderungen der „F. u. G." nicht psychologische Forderungen der Praxis sind!

Aber man kann durchaus zugeben, daß an unseren Vorschriften irgendetwas verbesserungsfähig sei. Es ist also Pflicht, den im „F. Pf." für die „F. u. G." gemachten dreiteiligen wörtlichen Vorschlag zu prüfen.

„Kämpfen bedeutet psychisches Ringen." Das ist selbstverständlich richtig. Aber was soll es damit? Es ist nämlich ebensogut falsch. Ohne daß man alles Mögliche und Unmögliche hineininterpretiert, ist es — sit venia verbo — eine Phrase. Kämpfen ist doch mindestens auch physisches Ringen. Wer im Nahkampf dem Gegner mit dem Gewehrkolben den Schädel einschlägt, wird kaum zugeben, daß das nun einzig und allein psychisches Ringen sei. Er könnte es höchstens ein ausschließlich intellektuelles Ringen nennen, indem nämlich durch das Schädeleinschlagen dem gegnerischen Intellekt ein für allemal ein Tätigkeitsende bereitet wird. Also Kämpfen ist *auch* psychisches Ringen. Mit diesem „auch" ist aber der Satz inhaltlich absolut nicht neu.

„Wenn der eigene Plan oder die Summe der verfügbaren Kampfmittel in der Begegnung mit dem Feinde eine Überlegenheit ergeben, so beweist dies nur ein tatsächliches Mehr der eigenen psychischen Kräfte." Dieser Satz ist, so wie er da steht, einfach falsch. Denn am Plan hat auch der Intellekt Anteil, und die Kampfmittel sind konkret. Freilich, ihre Entstehung und ihre Anwendung ist psychisch bedingt, sehr sogar. Aber wenn es von ihnen heißt, daß durch ihre Überlegenheit „nur" ein Mehr der psychischen Kraft bewiesen sei, so ist das falsch. Darum ist gar nicht herumzukommen.

Der erste Teil des Hesseschen Vorschlages ist also eine nicht ganz einwandfreie Feststellung von einigem nicht zu leugnendem Wert. Ich möchte nur wissen, was eigentlich der Soldat der Praxis mit diesen Feststellungen anfangen soll. Und für den ist doch die „F. u. G." geschrieben.

Der zweite Teil des Vorschlages: „Die psychologische Beurteilung des Kampfwertes der eigenen wie der feindlichen Truppen, nicht zuletzt der Führerpersönlichkeiten einschließlich der eigenen, ist neben der Berechnung von Raum, Zeit und der bewegungsfähigen militärischen Objekte beider Seiten (Truppen und ihr Gerät) die Grundlage eines jeden Führerentschlusses." Hierin steckt etwas sehr Berechtigtes. Diese psychologische Beurteilung ist allerdings not-

wendig. Ich meine, wir könnten aus diesem guten und wichtigen Hinweis durchaus nützliche Folgerungen ziehen. Einwandfrei ist leider auch dieser Absatz nicht. In der Aufzählung der Elemente des Führerentschlusses fehlt der Auftrag, die Absicht, der Zweck, das Ziel, also gerade das, was allen Überlegungen übergeordnet ist, das, was man will. Wer Ostpreußen befreien will, den dürfen alle Berechnungen und psychologischen Beurteilungen nicht zur Verteidigung an der Weichsel bringen. Höchstens kann er durch Berechnung und psychologische Beurteilung zu dem Entschluß kommen, die Befreiung aufzugeben. Dann aber liegt überhaupt kein freier Führerentschluß, sondern eine Zwangslage vor. Es fehlt also im zweiten Absatze des Vorschlags schlechtweg die allem andern übergeordnete Hauptsache, nämlich der aus der Lage zwangsläufig oder aus dem eigenen Willen spontan oder aus beiden als Kompromiß entstandene Zweck, das Ziel, mithin der innere Sinn der ganzen Kriegshandlung.

Dennoch sollte der in diesem Absatz enthaltene Gesichtspunkt nicht unberücksichtigt bleiben. Hat man freie Wahl, so soll man die psychologischen Momente berücksichtigen. Freilich wird es selten genug angehen. Im Laufe der Ereignisse ist die Division X auf den Umfassungsflügel gekommen. Unmöglich kann man sie wieder abdrehen und die Division Y dafür heranholen, nur weil man den General Y für diesen Auftrag als geeigneter ansieht, als den General X. Aber es gibt, namentlich in den höchsten Stellen, doch gelegentlich die Freiheit in der Wahl der Führerpersönlichkeiten. Ich glaube, daß auch in Zukunft der Wählende hierbei irren kann und muß, denn ins Herz kann man niemandem schauen. Jedoch eine Berücksichtigung des psychologischen Momentes kann hier ruhig betont werden. Ähnlich liegt es bei der Beurteilung des Gegners. Die Ansicht, man solle beim Feinde stets das Richtige voraussetzen, ist nicht ganz glücklich, und ist auch in der Praxis von denen nicht befolgt worden, die sie in der Theorie vertreten haben. Jedenfalls sind Tannenberg, die Schlacht an den masurischen Seen, der Oktoberrückzug von Warschau 1914 Beweise für die psychologisch richtige Einschätzung des Gegners. Diese richtige Bewertung des russischen Gegners ist nicht erst im Laufe der Operationen entstanden. Der Große Generalstab urteilte bereits im Frieden über den Kampfwert der Russen dahin, daß „deutsche Führer beim Zusammenstoß mit ihnen Bewegungen wagen könnten, die sie sich einem in der Führung gleichwertigen Gegner gegenüber nicht erlauben dürften." Wenn General v. Prittwitz sich diesen Gedanken nicht ausreichend zu eigen machen konnte, so beweist das nur die ungeheure seelische Kraft seines Nachfolgers. Mehr beweist es nicht. Denn man soll nicht vergessen, daß bei der 8. Armee die Entschlüsse angesichts eines an Zahl doppelt überlegenen, teilweise besser ausgerüsteten Gegners zu fassen waren. In solcher Lage ergeben

sich die einzig rettenden Befehle wahrhaftig nicht so leicht. Man könnte noch eine Anzahl von Beispielen aus dem weiteren Verlaufe des Gesamtfeldzuges für die richtige Bewertung des Gegners anführen. Wir werden in einem Zukunftskriege ebenfalls Erfolge vielfach erst bei einer Kühnheit der Entschlüsse erreichen können, die mehr oder minder auf einem seelischen Vorausahnen feindlicher Fehler basieren kann. Täten wir es nicht, so würden wir uns der besten Gelegenheiten begeben. Und ich denke, an der Kette verpaßter Gelegenheiten hätten wir nun gerade genug. Aus den Beispielen, die ich angeführt habe, ist aber schon ersichtlich, daß es sich hier nur um Angelegenheiten der operativen Führung handeln kann. Also selbst wenn ich den Wert dieses Absatzes bedingt zugebe, so behaupte ich doch, daß er, abgesehen von vielleicht einem ganz kurzen Hinweis, in die „F. u. G." kaum hineingehört. Für die „F. u. G." haben diese Gedanken lediglich insofern Bedeutung, als dies vorher beim taktischen Unterricht auseinandergesetzt war. Das aber scheint mir in den an anderer Stelle erwähnten Abschnitten der „F. u. G." ausreichend enthalten zu sein. Ob man sie trotzdem gelegentlich unter dem psychologischen Gesichtspunkte noch verbessern könnte, ist hier nicht zu erörtern und mag dahingestellt bleiben.

Ehe man diesen Mittelsatz in eine Vorschrift nimmt, muß man auch noch prüfen, ob es sich hier um eine Problemlösung oder um ein Problem selbst handelt, denn die „F. u. G." ist eine Vorschrift für die Ausbildung der Truppe — siehe S. 4 der „F. u. G." —, sie kann sich also mit Problematik und besonders mit der des Feldherrn unmöglich befassen. Man prüfe an einem einzigen, ganz einfachen Beispiel. Alles spricht in einer gegebenen Lage operativ zwingend für den Angriff. Jedoch die psychologische Beurteilung spricht dagegen. Die Truppe wird, so läßt sich vermuten — denn psychologische Beurteilungen sind leider fast immer nur Vermutungen — den Angriff nicht mehr leisten. Soll er nun deshalb unterbleiben? Hier entsteht ein Konflikt. Das Ganze ist also ein Problem. Es kann hier nicht beabsichtigt sein, einen Lösungsversuch dazu zu geben; das, worauf es ankommt, ist nur die Feststellung, daß es ein Problem ist. Und zwar ein Problem von ganz ausgesprochener Bedeutung. Aber doch nur ein solches für den führenden Feldherrn. Denn es ist für die untere Führung, womit hier nicht etwa der Regimentskommandeur, sondern jeder nicht selbständige Befehlshaber, unter Umständen also sogar ein Armeeführer gemeint ist, ausgeschlossen, daß sie sich entscheidend von psychologischen Faktoren leiten läßt. Das klingt so gräßlich veraltet und rückständig, daß man dazu doch einiges noch sagen muß. Zunächst betone ich das Wort „entscheidend". Auf das Wie können die psychologischen Faktoren sehr einwirken; sie sollen es und haben es auch getan. Aber auf das Was dürfen sie es nicht. Ein Regiment soll angreifen. Eine

Begründung des Befehls wird natürlich nicht gegeben, wie das mit gutem Grunde so Brauch bei uns ist und bleiben soll. Der Regimentskommandeur, der die große Lage unmöglich übersehen kann, erkennt nur, daß sein Regiment diesen Angriff gar nicht mehr mit Erfolg leisten kann. Vielleicht erhofft die Führung hier auch gar keinen Erfolg, sie will den Gegner nur binden. Soll nun der Regimentskommandeur aus psychologischen Gründen nicht angreifen, damit in die Gesamtrechnung der obersten Führung einen schweren Fehler einfügen? Denn auch das örtlich psychologisch Falsche, nämlich der erfolglose Angriff, kann ja, wie wir eben sahen, aus übergeordneten Gesichtspunkten heraus notwendig sein. Wenn im Kriege solche Angriffe unterlassen sein sollten, so müßten wir uns dies Verfahren schleunigst wieder abgewöhnen. Befehle werden ausgeführt, ohne daran herumzudeuten, weil dies ein gefährliches Zuviel an Psychologie wäre. Das gibt es nämlich auch.

Es handelt sich also um ein Problem des führenden Feldherrn. Infolgedessen gehört das alles ganz gewiß nicht in die „F. u. G.". Wohl kann man aus dem Hesseschen Mittelabsatz Wertvolles in die Nr. 31 und 32 der „F. u. G." herübernehmen. Das wäre gut, obwohl die Grundgedanken auch jetzt in diesen Nummern nicht fehlen: „Die bisherigen Leistungen und der Zustand der Truppe sind zu berücksichtigen", wobei man aber unter keinen Umständen den wichtigen Nachsatz fortlasse: „bei gespannter Lage müssen sie jedoch in den Hintergrund treten"; ferner: „Die Beurteilung der Lage beim Feinde darf nicht zur Voreingenommenheit führen." Das Problem als solches gehört jedoch wo anders hin. Wenn einmal eine Vorschrift, oder was es sonst sei, über die höhere Truppenführung — das ist die „F. u. G." ihrem Ausbildungszweck nach nicht — geschrieben würde, dann dürfte man an diesem psychologischen Entschlußproblem nicht vorbeigehen. Denn jeder Feldherr ist ein Psychologos. Das war nicht neu, und noch nie ist wohl ein Feldherr anders aufgefaßt. Entschlußkrisen sind immer psychologischer Art. Eine Schlacht ist nicht verloren, ehe man sie nicht verloren zu haben glaubt, sagt Suworow. Friedrich der Große glaubte, Mollwitz verloren zu haben, und gewann die Schlacht. Die Marneschlacht war ein Sieg und wir verloren sie. Gerade aller dieser Umstände wegen dürfte in einem zukünftigen Buche über Feldherrnentschlüsse das psychologische Moment durchaus nicht fehlen. Ich glaube aber, daß man es auch ohne Hesse nicht vergessen hätte.

Zum dritten Teil des Vorschlages: „Klarheit und Härte in dieser Beurteilung ist für den Führer ebenso wichtig, wie das Durchdrungensein von der Überzeugung, was ein eigener eiserner Wille für die Entscheidung darstellt." Das stimmt, denn Unklarheit und Weichheit disqualifizieren allerdings ohne weiteres zum Führer. Das ist also weiter nichts als ein Gemeinplatz, den man besser aus einer Vorschrift herausläßt.

Von dem ganzen Vorschlag im „F. Pf." bleibt mithin nichts anderes als die wertvolle Anregung im Mittelabsatze.

Ich komme zum letzten der programmatischen Vorschläge, zur Berücksichtigung des psychologischen Momentes bei der Waffen- und Munitionskonstruktion. Leider bin ich hier so wenig Fachmann, daß ich eingehend dazu nicht Stellung nehmen kann. Ich möchte das einer berufeneren Feder überlassen. Nur eins glaube ich sicher sagen zu können, daß der Gesichtspunkt auch bisher nicht völlig unberücksichtigt geblieben war. Wir haben sehr wohl unsere artilleristische Wirkung oder das Maschinengewehrfeuer unserer Flieger aus der Luft als Mitwirkung im Erdkampf und mancherlei anderes hinsichtlich der psychischen Wirkung einzuschätzen gewußt. So viel ich mich entsinne, hat auch in dem Streit über Schrapnell und Granate das psychologische Moment mehrfach eine Rolle gespielt. Eine besondere psychologische Bewertung verlangt vielleicht der Tank. Seine Wirkungsmöglichkeit ist bis jetzt nicht immer seinem Eindruck gleichwertig. Stets aber wird man eine Waffe unter dem Gesichtspunkt ihrer tatsächlichen Wirkung vornehmlich konstruieren müssen. Den Luxus, lediglich seelisch wirkende Waffen, soll auf deutsch heißen, auf die Schreckwirkung konstruierte, anzuschaffen, den kann sich doch kaum eine Armee leisten. Die Anregung, die psychischen Wirkungen bei der Waffenkonstruktion nicht außer acht zu lassen, ist sicher gut und nützlich. Ich behaupte lediglich, daß uns das nichts Neues ist und bisher auch schon nicht unberücksichtigt blieb. Urteilen hierüber kann eigentlich nur der Fachmann.

6. Vorläufiges Ergebnis

Wir sind damit fast am Ende des „F. Pf.". Es fragt sich, was nun das praktische und tatsächlich verwendbare Ergebnis ist.

Dem alten System wird der Vorwurf gemacht, es habe die Kräfte der Truppe nicht ausgeschöpft, weil es nicht verstand, connaître à fond l'âme du soldat; es sei nicht geeignet gewesen, den Feldherrn par excellence zu züchten; es habe kein psychologisches System gehabt.

Der Vorwurf des Versagens ist zurückzuweisen. Versagen und verbesserungsfähig sein, wie alles Menschentum, ist ein großer Unterschied. Wenn jemand die Seele des Soldaten nicht kannte, dann war es eher der junge als der alte Offizier. Die Behauptung, daß kein Feldherr par excellence gezüchtet sei, steht allein angesichts der klassischen Schlacht von Tannenberg doch auf bedenklich schwachen Füßen.

Was nun das psychologische System anlangt, so ist die Summe der Vorschläge im „F. Pf.", wie wir sahen, praktisch genommen verhältnismäßig

gering. Es kommt auf einige Anregung, namentlich auf dem Gebiete des militärpsychologischen Unterrichtes, heraus. Neu sind diese Anregungen nicht. Dennoch mögen sie gut und nützlich sein, das soll immer wieder betont werden. Irgendeinen Inhalt dieses Unterrichtes, ein praktisch verwendbares Programm gibt auch der „F. Pf." nicht.

Und dennoch bleibt es nach Hesse dabei, daß das alte System an der Rominte getroffen worden ist, daß es versagt hat. Man soll nicht sagen, Hesse habe doch immer wieder seine Verehrung, seine Anerkennung gegenüber dem Alten ausgesprochen. Ja, das hat er. Das wiegt nichts gegenüber der tatsächlich harten Verurteilung, die ich wörtlich aus dem Text belegt habe. Daß bei mir kein Mißverständnis vorliegt, beweist nachher auch die „Nahe Ära". Ob die Aburteilung in dieser Schärfe gewollt oder nicht gewollt war, spricht nicht mit. Sie ist da.

Berechtigt wenigstens in einigem Umfange — auch nicht ganz, denn ein Feldherrngenie bricht sich endlich doch wie jedes Genie selbst die Bahn, ja, es erstarkt sogar erst an den Widerständen — wäre das Verurteilen, wenn der Vorwurf der mangelnden Gedankenfreiheit richtig wäre. In dem Umfange, daß es zu einer vernichtenden Kritik auslangte, vermag ich den Vorwurf nicht zuzugeben.

Hesse ist anderer Ansicht. Für ihn ist der Mangel an Gedankenfreiheit vorhanden. Abgesehen von einigen Schlußworten schließt der „F. Pf." mit der Betonung dieses Argumentes. Ausgerechnet zwei Nichtberufs-Soldaten holt er (S. 214) sich als Kronzeugen heran (Walter Bloem und Rudolf Stratz), dabei den Alten noch einen bösen Hieb versetzend mit dem Ausdruck der Befürchtung, er werde wohl nur von jungen Köpfen verstanden werden. Nur von denen, die den Krieg selber am eigenen Leibe erlebt haben. Sollte es Hesse unbekannt sein, daß auch die Alten den Krieg am eigenen Leibe erlebt haben? Diese Frage muß man leider mit Ja beantworten, nachdem man die „Nahe Ära" gelesen hat.

Die beiden nichtmilitärischen Kronzeugen sagen: „Wir haben unsern Nachwuchs seit etwa 1880 nur noch auf korrekten Durchschnitt erzogen . . . Das Offizierkorps ist . . . eine Drillanstalt für unauffällige mittlere Tüchtigkeit. Es gab nur eine Sünde wider den Heiligen Geist . . .: durch Tüchtigkeit und Eigenart aufzufallen." „. . . Der Zwang (einige Worte sind hier umgestellt, ohne den Sinn zu ändern) des Organisationsgedankens . . . schaltete allmählich alle starken Köpfe zugunsten der stramm organisierten Mittelmäßigkeit aus . . . Der Einzelgänger verfehmt!"

Und das steht in einem Buche, das ein aktiver Offizier geschrieben hat. Über mangelnde Freiheit der Gedankenäußerung und über ein mangelndes Recht kritischer Opposition kann sich dieser Offizier wahrhaftig nicht beklagen.

Ich möchte den beiden Zitaten ein Wort Nietzsches entgegenstellen: „An den einsichtigsten und kühnsten Führern und Feldherren hat es den Deutschen nie gemangelt — nur daß diesen oftmals die Deutschen fehlten."

Die ganze Frage der Führererziehung und Führerauswahl ist in einem anderen Abschnitte behandelt. Hier ist schon zu sagen: Der Vorwurf, man habe in der alten Armee nicht durch Tüchtigkeit und Eigenart auffallen dürfen, ist glattweg falsch. Ist er aber falsch, dann durfte man nun und nimmer einen Gegensatz zwischen alt und jung konstruieren, durfte nicht dazu aufrufen, mit dem Alten zu brechen und ganz andere Wege zu gehen. Durfte das selbst dann nicht tun, wenn dieser Aufruf, ich gebe das zu, durch eine dankbare Reverenz vor dem Alten verschleiert wurde. Mir aber scheint, daß, ganz folgerichtig aus den Gedankengängen des „F. Pf." hervorgehend, in der „Nahen Ära" dieser Aufruf steht.

Gewiß, es ist Recht und Pflicht der Jugend, über das Alter hinauszuwachsen. Wo blieben wir denn, wenn wir nicht die Hoffnung auf die Jugend hätten. Das Alter kann immer nur das Seine, die Jugend muß das Ihre leisten, und diese Leistung der Jugend wird immer eine andere sein als die der voraufgegangenen Generationen. Niemals gleicht der Sohn dem Vater, und jeder hat sein eigenes Recht. Vom Rechte, das mit mir geboren, von dem ist selbstverständlich immer die Frage, aber anderseits läßt sich niemals der Zusammenhang zwischen zwei Generationen lösen, und in einen Widerspruch werden sie sich nur setzen können zum Schaden des Ganzen. Sicherlich, Hesse will diesen Widerspruch gar nicht. Wir werden jedoch sehen, daß sich der Konflikt nur vermeiden ließe, wenn die alte Generation nachgibt und das tut, was die Jugend will. Ich schätze, das ist etwas zu viel verlangt. Wer auf des Alten Schultern steht, der kann ihm Dank bezeigen, doch kann er nie aus Dankbarkeit zu ihm herniedersteigen. Das ist schon richtig. Aber das Stehen auf den Schultern und der Dank sollten nicht vergessen werden. Der Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. ist nicht in diesen beiden Männern zum ersten Male aufgetreten. Er ist uralt und unvermeidbar. Und dennoch weiß Friedrich II., daß er das Werk des Vaters fortsetzt, daß er ohne ihn das nicht sein konnte, was er wurde.

Ich fasse den Eindruck des „F. Pf." zusammen: die scharfe Verurteilung des alten Systems geschah zu Unrecht, unbeschadet der Tatsache, daß mancherlei verbesserungsfähig war.

Die Verbesserungsvorschläge sind teilweise recht nützlicher Art, bedürfen aber der Überprüfung, teilweise sind sie nicht neu, teilweise praktisch nicht brauchbar.

Das zwingt zu der Einstellung, die „Nahe Ära" besonders daraufhin zu prüfen, ob sie nun praktische und neue Vorschläge enthält.

Als Abschluß des „F. Pf." möchte ich ein Kuriosum erwähnen. In einem anderen Buche ist charakterisiert, was die Schrift „Der F. Pf." eigentlich klarstellen sollte. Es heißt dort: „Daß die Wertung des Menschen heute eine andere sein muß, als noch vor 50 Jahren, daß wir nicht daran vorbeisehen können, daß er komplizierter geworden ist, empfindlicher auch, schwächer vielleicht in seiner physischen und psychischen Widerstandskraft, das hat der „F. Pf." klarstellen sollen." Das hat der „F. Pf." weder klargestellt, noch klarstellen sollen. Komplizierter kann der Mensch doch höchstens auf rein intellektuellem Gebiete geworden sein. Mit Sicherheit sind wir nicht empfindlicher als die Menschen der Wertherzeit, auch nicht als die vor 50 Jahren. Ich denke, die Sonne Homers lächelt auch uns. Und im Grunde bleibt sich der Mensch von heute und der zur Zeit Ramses' I. noch immer ziemlich gleich. Schwächer in unserer physischen und psychischen Widerstandskraft sind wir aber ganz sicherlich nicht geworden. Der Sturm auf St. Privat war eine Heldentat sondergleichen. Aber was bedeutet er gegenüber einem einzigen Tag im Trommelfeuer der Sommeschlacht. Wir haben vor dem Kriege irrtümlich angenommen, daß die wachsende Industrialisierung uns physisch und psychisch schwächer machen würde. Schon im mandschurischen Kriege schlugen sich die Divisionen, deren Ersatz aus den japanischen Industrieprovinzen stammte, kaum schlechter als die andern. Bei uns ließ der Krieg in Südwest bereits erkennen, daß unsere Befürchtungen übertrieben waren. Der Weltkrieg aber hat gezeigt, daß unser Volk eine physische und psychische Widerstandskraft besaß, die bisher noch nicht erreicht war. Wenn man also diese Gedanken in den „F. Pf." hineinlegt, so tut man dem Buche Unrecht. Auffallenderweise stammt das oben angeführte Zitat von Dr. Kurt Hesse und steht in der „Nahen Ara" S. 36, vorletzter Absatz.

Zweiter Teil

Alt und Jung

1. Presseſtimmen

Auch die „Nahe Ara“ hat eine gute Presse gefunden. Und das von Rechts wegen. Abgeſehen davon, daß man eben über manches verſchiedener Meinung ſein kann, enthält die Schrift und beſonders der Teil „Maſſe Menſch“ überragend Gutes. Wogegen auch hier wiederum einzig und allein Oppoſition gemacht werden ſoll, iſt die ſcharfe Verurteilung des Alten, die ſich zum ausgeſprochenen Gegenſatz zwiſchen alt und jung verſchärft.

Es iſt nicht unintereſſant, das Echo der Schrift in der Preſſe zu betrachten.

Die „Voſſiſche Zeitung“ lobt die Studie. Ihr will zwar ſcheinen, „noch klinge zu ſtark die Klage um Verlorenes . . .“ hindurch. Aber Heſſe ſpreche doch von einer neuen Form des Heeres, von einem neuen Typ des Soldaten, des Geführten und des Führers. Der „Voſſiſchen“ iſt in der Abſage vom Alten noch nicht genug geſchehen. Vom Standpunkt dieſer Zeitung aus iſt das nicht unverſtändlich. Weiter heißt es, daß „die pathetiſchen Worte lockend“ wären. Schade! Pathos lehnt doch Heſſe ausdrücklich ab. Er ſchreibe, ſagt er, mit tragendem Schwung.

Der „Lokalanzeiger“ beurteilt noch nachträglich den „F. Pſ.“ dahin, daß „kühlere Erkenntnis ſeinen Urteilen und Schlußfolgerungen nicht immer voll zuſtimmen konnte.“ Von der „Nahen Ara“ meint er, trotz begeiſterten Lobes, „dieſe Gedankengänge ſind vielleicht nicht neu, ſie leben bereits in den Herzen unſerer Beſten.“

Das „Militär-Wochenblatt“ vom 25. November 1924 bringt einen Aufſatz „Maſſe und Menſch“, in dem es von der „Nahen Ara“ heißt: „Das, was er (Heſſe) durchdacht hat — ein Kritiker mag vielleicht einſchalten: auch manches, was er durchdacht zu haben glaubt —.“ Derſelbe, recht väterlich wohlwollende Aufſatz kennzeichnet die Stimmung der „Nahen Ara“ als „Jünglingsſchmerz, der durch die Jahrtauſende zittert“. Das iſt bitter. Für eine ſolche Beurteilung ſteht mir der Ernſt Heſſes zu hoch.

2. Der Gegenſatz

Im „F. Pſ.“ lag der Gegenſatz zum Alten mehr verſchloſſen in dem Vorwurf gegenüber der früheren militäriſchen Lehre und dem militäriſchen Syſtem der Vorkriegszeit. Ganz anders in der „Nahen Ara“. Hier ſpringt

einem dieser Gegensatz sofort ins Auge, er ist bewußt und betont. Es kann sich hier auch nicht mehr darum handeln, daß etwa alle diese Probleme zu einseitig militärisch gesehen seien, daß sich ja der „F. Pf." vielleicht nur teilweise an den Soldaten, eigentlich aber an ganz andere Kreise wende. Hier in der „Nahen Ara" spricht der Verfasser ausdrücklich (S. VI)[1]) zum Offizier der alten Armee, und er betont den Gegensatz. „Wir unterscheiden uns außerordentlich von der Generation unserer Väter." Vielleicht hat er recht, ob sie sich zum Vorteil unterscheiden, ist nicht gesagt. „Ja, wir sind eine eigene Generation!" Sicher, jede Generation ist eine eigene. Die Weisheit ist nicht neu. Aber es geht weiter: „Hört: wir melden uns!" Den Alten bleibt nicht viel anderes übrig, als es zu hören. Was sollen sie nun tun, wenn sie es gehört haben? Abtreten? Diese Fanfare klingt so etwas nach der berühmten Aufforderung, gehe weg, damit ich mich dahin setzen kann. Man kann schlecht von den Alten verlangen, daß sie im Reiche ihrer Verdienste die Rolle eines König Lear spielen. Wie nun aber, wenn sie nicht hören? Soll es dann dazu kommen, die Kräfte zu messen? Mir scheint, krasser konnte ein Gegensatz nicht ausgesprochen werden.

Weiter (S. 26): „Wer die Jugend seines Volkes hat, der hat auch seine Zukunft . . . wer will uns da die geistige Führung verwehren." Nichts ist so eindringlich richtig, wie gerade der erste Satz. Wer die Jugend seines Volkes hat, der hat die Zukunft. Neu ist es nicht. Es gab schon einige große Männer vor Hesse, z. B. die beiden Feldmarschälle v. d. Goltz und v. Hindenburg, die das gesagt haben. Sie waren sich bewußt, daß namentlich heute der Kampf der Zukunft nicht ohne die Jugend, also nur mit ihr erfolgreich zu kämpfen sein wird. Die Jugend ist unser Bestes. Aber keiner hat wohl bisher daran gedacht, daß es sich um die Jugend allein handele. Diese will sich nun die geistige Führung nicht verwehren lassen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein erfahrungsreiches Alter sich diese Führung widerstandslos entwinden lassen wird. Soll hinter diesen Worten ein Sinn stecken, so sind sie eine Kampfansage, ganz gleich, ob das beabsichtigt war oder nicht. Denn der erste Versuch, den führenden Alteren diese Führung aus der Hand zu nehmen, würde voraussichtlich Kräfte entfesseln von solcher Wucht, wie sie den Jungen anscheinend nicht klar vor Augen stehen. Man kann hier nur raten, die Finger davon zu lassen, weil es heißes Eisen ist. Ich kann mir überhaupt nur vorstellen, daß jemand diese Worte geschrieben hat, der auf einen nennenswerten Widerstand bei den Alten nicht mehr rechnete. In seiner Anschauung muß die ältere Generation geistig sanft eingeschlafen sein. Mag sein, daß das hier und da stimmt. Es ist nicht empfehlenswert, selbst einem schlafenden Löwen mit dem

[1]) Diese Zahlen beziehen sich auf die „Nahe Ara".

Stiefelabsatz auf die Vorderpfoten zu treten, geschweige denn einem, der unvermutet wach ist.

Sicher hat Hesse nicht im entferntesten daran gedacht, daß man meinen könne, es handele sich, wie vorher gesagt, um die Jugend allein. Wenn er nicht daran dachte, dann hat er sich den Vorgang nicht bis zu Ende vor Augen geführt. Er hofft sogar auf die Älteren, er lobt wohlwollend das alte System und das alte Offizierkorps an allen nur passenden Stellen. Er lobt es berechtigt, wie wir sagen müssen, mit ernsten und stolzen Worten gelegentlich so weit, daß seine eigenen Vorwürfe dadurch widerlegt werden. Ja, Hesse geht so weit, zu sagen: „Wir sind aber auch dessen gewiß, daß viele der Älteren den Weg zu uns finden werden" (S. 46). Das ist nett, sehr nett sogar. Man wird uns also wenigstens nicht die kalte Schulter zeigen, wenn wir kommen und uns führen lassen wollen. Es überläuft einen ordentlich wohlig-warm, daß wir nun doch nicht führerlos im Geistigen bleiben. Ich wage zu behaupten, daß der kluge Akt der Courtoisie die gleiche Generosität zur Folge haben wird, wenn die Jungen wider Erwarten den Weg zu den Älteren finden sollten. Dieses Unerwartete würde nämlich dann eintreten, wenn die Dinge sich natürlich entwickeln. Hesse unterschätzt die Älteren und überschätzt das Maß ihrer vermeintlichen Arteriosklerose. Menschen mit einer bedeutenden Summe von Dienst- und Lebenserfahrungen unterstellen sich nicht freiwillig der geistigen Führung der Unerfahreneren. Jawohl, ich behaupte, daß die Jungen im Verhältnis zu den Älteren die Unerfahreneren sind. Ich behaupte das besonders, nachdem ich den „F. Pf." und die „Nahe Ära" gelesen habe. Freiwillig werden die Älteren die Führung nicht aufgeben. Mithin wird es ein Ringen um die Führerschaft geben.

Natürlich nur im Geistigen, doch nicht in Wirklichkeit, wird man einwenden. Dieser Einwand stimmt nicht. Eine geistige Führung, die sich nicht auf die Wirklichkeit übertragen läßt, ist wesenlos. Soll sie Gestalt annehmen, so muß sie zu messen sein nicht nur an der Konzeption schöner Gedanken, sondern auch an der tatsächlichen Leistung. Leistet die Jugend oder auch nur ein Junger so Überragendes, daß die hohe Summe der früheren und jetzigen Leistungen der Älteren dahinter zurücksteht, dann ist es Pflicht, ernstlich zu prüfen, ob nicht die Führung abzutreten sei.

Und da entsteht allerdings eine Hoffnung. Hesse meint (S. VI), „es habe vieles dafür gesprochen, dem Gedankengange eine mehr philosophische Richtung zu geben, das ganze Problem Krieg einmal tiefer zu betrachten, als es bislang geschehen ist". Wir dürfen erwarten, daß Hesse uns dies Buch von der „Philosophie des Krieges" nicht vorenthält. Was Friedrich der Große, Clausewitz, der ältere Moltke, Schlieffen und von Neueren z. B. Marx über den Krieg geschrieben haben, taugte in philosophischer Beziehung wirklich nicht

viel. Es ist sogar der Verdacht gelegentlich geäußert worden, der eine oder andere dieser Schriftsteller sei vielleicht der irrtümlichen, aus Mangel an umfassender Bildung entstandenen Auffassung gewesen, der Krieg eigne sich nicht recht zum Objekt philosophischer Spekulation. Das ist natürlich ein Irrtum, denn schon bei Kant läßt sich einiges nachlesen, was man zu philosophischen Betrachtungen über den Krieg heranziehen kann, wenngleich die Praxis damit wenig hat anfangen können. Das neue Buch wird also bedeutend tiefer als Kant, Clausewitz und alle anderen schürfen müssen. Ich bin sicher, Hesse schreibt es. Hat er es geschrieben, dann allerdings wird ihm die geistige Führung vielleicht nicht mehr abzuerkennen sein.

Mit dem ganz tiefen Buche hätten wir dann wahrscheinlich endlich auch das System, das im „F. Pf." nicht zustande kam. Es besteht also für den Verfasser des „F. Pf." sogar eine Art von Verpflichtung, dieses Buch zu schreiben. Nur müßte es nicht nur nach seiner, sondern auch nach anderer Leute Meinung „tiefer" sein als alles, was „bislang" geschrieben ist. Ich glaube, es muß sehr schwer sein, so ein Buch zu schreiben, fast so schwer, wie es zu lesen. Von diesem überaus tiefen Buche muß es heißen: nonum prematur in annum. Neun Jahre! Dann ist Hesse 40. Dann ist er selbst ein Alter. Es ist wahrhaft traurig.

Ich komme zurück zu der Behauptung, daß in der „Nahen Ära" alt und jung in einen schroffen und dem Empfinden nach schier unüberbrückbaren Gegensatz gestellt sind. Jeder Einsichtige wird in einem ganz bestimmten Sinne den Gegensatz zweier Generationen anerkennen, ja sogar hoffnungsvoll begrüßen. Ranke sagt in seiner Darstellung der Jugendjahre Friedrichs des Großen: „Das aber ist nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen."

Wenn es sich also nur um die Betonung dieser ganz natürlichen Gegensätzlichkeit handelte, so könnte man nicht nur damit einverstanden sein, sondern man müßte es als verdienstlich betrachten, daß das nun einmal naturnotwendig Gegensätzliche klar vor Augen gestellt wird, damit es entsprechende Berücksichtigung findet. Es ist nicht immer leicht für den Älteren, sich in den Jüngeren hineinzufinden. Zeigte Hesse also den Gegensatz zwischen Vater und Sohn, so konnte das berechtigt und nützlich sein, sowohl zur Förderung der Jungen wie zur Klärung für das Verhalten der Alten. Um so erstaunter ist man nun, wenn nacheinander Gegensätze, noch dazu übertrieben scharf, aufgezählt werden, von denen eigentlich nicht ein einziger auch nur annähernd ein Unterschied, gar nicht zu reden von einem Gegensatz, ist. Dies muß an Beispielen erläutert werden.

„In uns Jungen . . . hat . . . sich die Empfindung entwickelt, . . . daß wir für unser Volk eine historische Minute lang etwas Besonderes zu bedeuten haben werden" (S. V). Es ist doch nicht möglich, daß nur die Jungen diese Empfindung haben. Wir Alten sind uns durchaus bewußt, daß wir Soldaten eine historische Minute und mehr noch etwas Besonderes zu bedeuten haben werden. Also mag es bei den Jungen schließlich sein Bewenden haben, wenn sie sich mit einer Minute begnügen wollen. Wir Alten wollen mehr.

„Es gibt heute nichts Erschütternderes für uns Junge als dies Bild politischer Ziellosigkeit der alten Zeit" (S. 3). Das ist sehr richtig. Unsere Ziellosigkeit war geradezu trostlos. Liegt jedoch nicht vielleicht ihr Anfang schon in jenem durch Bismarck von Metternich übernommenen Worte von der Saturiertheit? Das stimmt nachdenklich. Ich meine, man tut uns Alten unrecht, wenn man uns über die Ziellosigkeit nicht den gleichen Eindruck, wie ihn die Jungen haben, zubilligt.

Was war es denn, was vor dem Kriege die Opposition gegen den vermeintlichen Zickzackkurs hervorbrachte, was hat denn zum Sturze Bethmanns geführt, was ist denn von den oppositionellen Politikern gerade alten Schlages den nachnovemberlichen Regierungen immer wieder zum Vorwurf gemacht worden, — doch die Ziellosigkeit? Freilich ist der Erfolg bisher ausgeblieben. Darüber abzuurteilen, stände den Jungen nur zu, wenn sie Beweise lieferten, daß sie es besser machen könnten. Ich sehe diesen Beweis noch nirgends. Allerdings weiß ich wohl, daß einst die Stunde der Jungen kommen muß, in der sie es tatsächlich besser machen werden, weil wir sonst verloren sind. Aber in der dazu notwendigen Entwicklung der Dinge sind sie dann selbst die Alten geworden, vielleicht die Alten in doppeltem Sinne, und das ist die Tragik der Sache.

Ein Kennzeichen der heutigen Jugend soll sein, daß „man bei ihr doch Zielen begegnet, . . . aus der Tiefe heraus einer Sehnsucht nach Verwirklichung von Idealen." (S. 14). Wenn das nicht stimmte, dann wäre unsere Jugend ja aber auch rein gar nichts wert. Es ist das Vorrecht der Jugend, leichter Idealen nachzustreben und Ziele aufzustellen. Das Alter wägt behutsamer die praktischen Möglichkeiten. Vor Jahren sagte mir einmal im Felde ein Professor: Jugend muß sich begeistern können, ganz gleich wofür; und wenn es alte Hosenknöpfe sind. Es konnte also nicht darauf ankommen, das Streben nach Zielen und den Idealismus der Jugend als ihr heutiges Charakteristikum hervorzuheben. Ich lasse dabei ganz unberücksichtigt, ob denn dies Charakteristikum für die Masse der heutigen Jugend schlechtweg überhaupt stimmt. Manchmal kommen Sorgen, ob nicht Teile der kommenden Generation stark materialistisch, egozentrisch, müde und alt im Innersten sind. Sieht man also näher hin, so ist das alles derart, daß es sich lediglich um die

Nennung dieses Charakteristikums nicht handeln konnte. Der Zweck der Worte war die darin eingeschlossene Behauptung, die ältere Generation habe Ziele und Sehnsucht nach Verwirklichung von Idealen nicht gehabt. Man kann darüber nicht recht streiten, weil man sich niemals einigen würde. Ideale haben die Älteren schon gehabt, aber vielleicht ein Ideal nicht; Ziele sicher, aber vielleicht nicht ein Ziel.

Es ist nachgerade zu einer ständigen Redewendung geworden, wir hätten keine Ziele gehabt. Clausewitz hat gesagt: Große Zwecke sind die Seele des Krieges. Das wußten wir also längst. Wir leiden aber fast erblich an einer Überspannung der Ziele. Wir fühlten uns als Großmacht ersten Ranges, obwohl wir es auch vor dem Kriege leider noch nicht waren, sondern erst werden wollten. Wir steckten uns überseeische Weltziele, die nur einer Großmacht ersten Ranges entsprachen. Man propagierte den deutschen Gedanken in der Welt und träumte von Berlin—Bagdad. Ja, waren denn dies und manches andere nicht überlebensgroße Ziele? Aber ein einziges, greifbares Ziel, das hat uns gefehlt.

Ich unterstelle also zu meinem Bedauern, daß die Behauptung vom Mangel eines Zieles richtig sei. Ich kann, um nur ein Beispiel zu nennen, die eigene, ehrliche Erinnerung an den niederziehenden Streit um die Kriegsziele nicht auslöschen. Müßige Theoretiker debattierten, ob man statt Ostende nicht lieber Calais nehmen sollte — besonders praktisch, da man es noch nicht hatte —, und Liebknecht erklärte etwas vorzeitig, er sei von sich aus bereit, Elsaß-Lothringen abzutreten. Man kann diese und andere, viel schwerer wiegende Zielosigkeiten vielleicht verstehen. Wir hatten in einem Jahrhundert vier gewonnene Kriege hinter uns. Gewann man auch diesen Krieg, so mochten die Ziele cura posterior sein. Es war auch wirklich nicht leicht, in der ungewollten Lage klare Ziele fest zu umreißen. Trotzdem, daß Ziele fehlten, war falsch. Wollen die Jungen bessern, so soll es dankbar angenommen werden. Ich sehe nur noch keine Ziele, die der Jugend entstammten. Was Hesse gibt, sind allenfalls gute Ratschläge, meist nicht einmal neue. Her mit den neuen Zielen, oder Ihr habt kein Recht, die Alten ob ihrer Zielosigkeit anzuklagen. Denn daß wir kein rechtes Ziel hatten, vielleicht in strengem Sinne noch nicht haben, das wissen wir allein und ringen hart darum, es zu ändern, trotzdem der Blick getrübt ist in Schande, Not und Elend. Die Befreiung als Ziel? Lieber Himmel, das ist eine Selbstverständlichkeit. Es muß sich doch um etwas Greifbares in näherer Entfernung handeln, wenn praktisch damit etwas anzufangen sein soll. Mir scheint, in dieser Beziehung ist von Alten schon Besseres gefunden als vom Sprecher der Jugend im „F. Pf." und in der „Nahen Ära". Ich weiß auch ein Ideal: täglich in seinem Pflichtenkreis das Beste leisten, ganz gleich, was zunächst daraus wird. Das

klingt so traurig, so resigniert; ist es auch; tief traurig; ist von jener Traurigkeit, aus der erst echter Humor und lachende Lebensweisheit entstehen kann. Aber werdet Ihr Jungen mit Eurem hochgemuten Streben durch das nüchterne Grau der Alltäglichkeit hindurchkommen? Hoffentlich! Die Sintflut über Euch, wenn Ihr es nicht könnt!

Merkwürdig, sehr merkwürdig ist, daß es auch mit der Ziellosigkeit unsern Gegnern nicht viel besser gegangen zu sein scheint als uns. Allerlei epidemische Grippen scheinen alle Völker dieser Geschichtsepoche gemeinsam befallen zu haben. Das scheint nicht nur, es ist so. Kein Staat hat sich den Krieg richtig vorgestellt. Kein Staat hatte den Feldherrn in der Vollendung. Was wir heute anklagend prüfen, muß also aus den Zeitumständen heraus verstanden werden, auch die Ziellosigkeit. Es ist eine alte Erfahrung, daß man die wahren Kriegsziele noch relativ am besten aus den sogenannten Friedensschlüssen erkennt.

Welches Ziel hatte England? Germaniam esse delendam? Wohl kaum. Erstens wäre das gegen die Theorie von der balance of power gegangen, und zweitens hat jetzt England an dem zerstörten Deutschland wahrhaftig auch keine ganz reine Freude. Für so kurzsichtig kann man die Engländer nicht halten. Also wird es nur die Absicht gewesen sein, Deutschland empfindlich zu schwächen, seine Flotte zu beseitigen, kurzum die störende Konkurrenz lahmzulegen. Es sollte keinen Engländer geben, der nach dem gewonnenen Kriege nicht reicher geworden wäre. Wenn dies das Ziel war, so war es ein Rechenfehler. Es bleibt also entweder nur die Annahme eines recht verschwommenen, weil unrichtigen Zieles, oder eben die Ziellosigkeit, die offen zutage getreten wäre, wenn England den Krieg verloren hätte. Was es war, möge unentschieden bleiben. Sicher ist nur, daß es höchste Zeit ist, Ziele dieser Art zu revidieren aus wohlverstandenem Interesse Englands heraus, wenn es nicht auf die Länge der Zeit schweren Schaden durch den unerträglichen und untragbaren Zustand Deutschlands erleiden will.

Welches Ziel hatte Frankreich? Doch sicher nicht den Erfolg, den es im Friedensvertrag festgelegt zu haben glaubt. Da ist der Appetit erst bei dem seit 1812, also seit mehr als 100 Jahren gänzlich ungewohnten Essen gekommen. Man kann nicht sagen, Frankreichs Ziel ist und bleibt das linke Rheinufer. Dies Ziel bedeutet, da es auf die Dauer unerreichbar ist, eine vollkommene Ziellosigkeit. Frankreich hat ein Ziel. Es will Ruhe haben wie jeder, der zwar noch nicht alt ist, aber altert. Ruhe, die findet man nur im Grabe. Frankreichs Ruhe, das ist die Friedhofstille Europas, ähnlich der pax romana. Eine solche pax hat immer wehrlose, willenlose, entmannte Völker zur Voraussetzung. Konnte man bei England noch Fragen aufstellen, so ist bei Frankreich kein Zweifel. Sein Zielstreben ist tot, ohne Leben.

Und wir Deutschen? Kümmern wir uns nicht um Vergangenes. Bedenken wir das Zukünftige. Wir haben jetzt ein Ziel. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren. Also ziellos können, dürfen wir gar nicht sein. Aber die Zwischenpunkte bis zum, wie vorher gesagt, selbstverständlichen Endziel fehlen wohl. Ob sie wirklich fehlen, sei auch noch dahingestellt. Aber sie sind umstritten, nicht allgemein bewußt anerkannt. So mag denn hierfür Hesses Vorwurf zu Recht bestehen. Etwas Neues, den Alten Unbekanntes hat Hesse damit jedoch nicht gesagt. Und was er gibt, sind brauchbare Zwischenpunkte auch nicht.

„Die junge Generation steht . . . verständnislos vor der Tatsache, wie mit einem Schlage die Revolution hat anerkannt werden können" (S. 5). Ich habe mich an anderer Stelle hierüber geäußert. Die schwarze Seite des Beharrungsvermögens im Gehorsam wirkte sich hier aus. Von der Armee wird einmal das Wort gelten, das Hesse als ihr höchstes Lob bezeichnet (S. 27): „Sie lebte nur noch aus Pflicht!" Dennoch bleibt immer wieder das Gefühl des Staunens über das Verhalten unserer eigenen Kreise während der Revolution zurück. Es gibt nicht nur ein miracle de la Marne, sondern auch ein miracle de la revolution. Nur daß es doch ganz abwegig ist, zu behaupten, allein der jungen Generation steige dies Gefühl der Verständnislosigkeit auf. Ich bin im November und Dezember 1918 stundenlang und tagelang durch die einsamen Schneefelder der Eifel und des Sauerlandes geritten. In tiefem Grübeln fragte ich mich immer wieder, wie war das möglich. Wie konnte es kommen, daß die Revolution so wenig Widerstand fand. Wie war überhaupt in diesem Augenblicke eine solche Riesendummheit, wie die Revolution, möglich. Der Ausdruck Riesendummheit enthält übrigens für niemand einen Vorwurf. Bekanntlich hat ja niemand die Revolution gemacht. Ich will aber vorsichtig sein: also meinetwegen Riesendummheit vom militärischen Standpunkt aus. Mit das Verächtlichste ist mir immer gewesen, kleinstädtische Häuptlinge irgendeines Arbeiter- und Soldatenrates zu beobachten. Sie nährten ein inhaltloses Selbstbewußtsein am Umsturz und ahnten nicht, daß sie Repräsentanten einer der größten — größten, sagen wir höflicherweise: Seltsamkeiten der Weltgeschichte waren. Karl Marx hätte seine eigenen Lehren verleugnen müssen, wenn er im November 1918 dem deutschen Proletariat zur Revolution geraten hätte. Sein Ziel sollte bei wirtschaftlicher Hochkonjunktur erreicht werden. Vergessen wir es außerdem ja nicht: den deutschen Unterhändlern im Walde von Compiègne wurde nicht gesagt, euer Heer ist geschlagen, sondern, in eurer Heimat ist Revolution.

Im Gegensatz zu Hesse suche ich nun heute für letzten Endes irrationale Größen im Völkerleben nachträglich auch keine nutzlosen Erklärungen mehr. Nur eins behaupte ich, daß die Jugend hier nichts anderes empfindet als das

Alter. Alles ist richtig, nur der Gegensatz ist falsch. Es ist doch sogar eine platte Selbstverständlichkeit, daß gerade das Alter, aufgewachsen in selbstsicherem Besitze des historisch Gewordenen, den Vorgängen noch verständnisloser gegenüber steht als die Jugend, deren Wurzeln nicht so tief in das faßten, was zerstört wurde. Man gehe einmal hin und spreche mit diesen alten königlich preußischen Offizieren; man wird erschütternde Anklagen finden, die oft weit über das Ziel hinausschießen, und die oft genug herauslaufen auf nostra culpa, nostra maxima culpa. Mehr kann der Mensch nachträglich eigentlich nicht tun.

Die junge Generation sucht den Weg zum Empor (S. 6). Ja, denkt denn Hesse, daß ihn die alte Generation etwa nicht sucht? Jawohl, er weiß es und er erwähnt es sogar. Er meint, die Jungen seien eines großen Geleites von Männern der alten Ära gewiß. Nein, so ist das nicht. Die Alten werden sich auf dem Weg zum Empor auf die Kraft der Jungen stützen. Meinetwegen auch von ihnen sich tragen lassen, sobald ihre Zahl nicht mehr ausreicht; aber nur die Jungen zu begleiten, dazu können sie denn doch zu viel und werden sich auch zu gut dazu sein. Der Vorgang wird umgekehrt sein, als Hesse sich ihn vorstellt. Auch uns erfüllt die Sehnsucht nach charaktervollen Persönlichkeiten, nach der Manneskraft. Indem Hesse dies selbst zugibt, weist er uns doch eine ganz eigenartige Rolle zu, wenn er erwartet, wir werden nur die Jungen begleiten.

„Es verwindet die Jugend . . . von heute diesen Ausgang des Krieges niemals" (S. 7). Ich gestehe, daß ich derartige Aussprüche nicht mehr sine ira, sondern nur noch mit tiefem Zorn gelesen habe. Glaubt denn dieser Vertreter der Jugend, daß auch nur ein einziger der Alten, der nicht gänzlich verblödet ist, diesen Kriegsausgang verwindet? Angriffe der „Welt am Montag" lassen mich gänzlich kalt. Man sagte schon im Frieden und noch mehr im Kriege, frischer Dreck ziert den Soldaten. Das gilt auch bildlich. Aber es läßt mich nicht kalt, wenn einer unserer Jungen einen Satz ausspricht, der die Unterstellung in sich trägt, wir wären bereit, uns mit dem Kriegsausgang abzufinden.

Und doch, vielleicht tue ich Hesse mit meinem Zorn unrecht. Nach der Niederlage soll jenes frivole, zynische Wort gesprochen sein, das deutsche Volk habe auf der ganzen Linie gesiegt. Ich weiß es nicht, ob es wirklich gesagt ist. Ich hoffe, es ist eine Erfindung. Wäre es so gesagt, es würde ein Ungeheuer an Impertinenz sein. Oder der eigentümlichste Versuch, sich mit dem Kriegsausgang abzufinden. Gibt es Deutsche, die das fertig bekommen? Ja, vielleicht habe ich Hesse mit meinem Zorn unrecht getan.

„Quälend, unaufhörlich sich meldend lastet auf uns Jungen der Gedanke, wie wir den Ausweg, den Aufstieg wieder finden können" (noch S. 7). Es

wäre unverständlich, wenn es anders wäre. Aber noch unverständlicher, wenn es bei den Alten nicht ebenso wäre.

„Der junge Deutsche von heute versteht nicht mehr die Partei" (S. 10). Nun, an und für sich kann man schon allerlei Verständnis den Parteien entgegenbringen. Ich glaube, es ist Disraeli gewesen, der einmal gesagt hat, Parteien seien ein notwendiges Übel. Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, wie man parlamentarisch oder auch nur konstitutionell ohne Parteien regieren soll.

Die Parteien nicht verstehen, soll doch wohl heißen, ihre Abschaffung wünschen. Ein Ziel, aufs innigste zu erstreben. Aber wie soll man sich das vorstellen. Zieht man die Konsequenz dieses Gedankens, so bleibt doch nicht viel anderes übrig, als die Rückkehr zum Absolutismus, meinetwegen nach Spengler zum Cäsarismus. Das wird ja nun wohl von heut auf morgen, also in einer „Nahen Ära", nicht so leicht zu erreichen sein. Bleibt übrig, daß die Parteien ein notwendiges Übel sind. Aber freilich ein Übel. Dies zu erkennen, war nicht den jungen Deutschen vorbehalten. Der unpolitischste Mann aus Posemuckel hat das sicherlich auch erkannt. Es ist etwas zu viel Aufmachung, derartiges gleich mit zwei Bismarckzitaten zu belegen.

Gibt man die Notwendigkeit von Parteien überhaupt oder doch mindestens im Rahmen moderner Verfassungen zu, so billigt man damit noch lange nicht ihr Verhalten. Das große Ganze verschwindet oft hinter dem ausgetüftelten Manöver um Existenz, Entwicklung und Einfluß der geliebten Partei. Aus dieser abstoßenden Beobachtung heraus sagt Hesse:

„Es dünkt uns die nationale Bewegung zu stark an die Partei gebunden" (S. 13). Euch? Ach nein, uns Alten auch. Aber was blieb denn schließlich anders übrig, als daß die nationale Bewegung von den Parteien aufgenommen wurde, die dazu willig waren. Sollten, um den nationalen Gedanken nicht durch die Parteieinstellung anrüchig zu machen, die betreffenden Parteien den Gedanken beiseite tun? So wird das auch gar nicht gemeint sein. Der nationale Gedanke soll eben nicht nur von der und der Partei, sondern von der Gesamtnation getragen werden. Das wußten wir Alten um so eher, als wir ja noch eine Zeit gekannt haben, in der es annähernd so war. Im übrigen glaube ich, daß heute schon der nationale Gedanke mindestens im Unterbewußtsein in allen Parteien schlummert.

Jeder will heute doch das Beste für sein Vaterland, wenn auch natürlich auf seine Weise. Ich habe den Optimismus gewonnen aus den letzten Wahlagitationen, in denen jede Partei die Rettung des Vaterlandes für sich als höchstes Ziel und obersten Grundsatz ins Feld führte, ich habe den Optimismus, sage ich, daß der Weg zu einer Einigung in der Stunde der letzten, höchsten Gefahr bereits gefunden ist, daß er vorläufig nur noch im Nebel der Not und

des Elends verhüllt ist. Gefunden haben diesen Weg wahrhaftig nicht nur die Jungen, sondern die Jungen und Alten zusammen.

Aber die Jugend, heißt es, versteht nun einmal die Parteien nicht. Um ohne Parteien, die, abgesehen von allem anderen, auch noch berechtigte Interessenvertreter sind, auszukommen, müßte man in die äußerste Thule auswandern. Entweder huldigt also die Jugend einem Schlagwort, oder sie leidet am Mangel historischer Kenntnis. Freilich sagt Fürst Bülow („Deutsche Politik", S. 188) vergeblich hoffend, warnend und anklagend zugleich: „Weniger Parteisinn und Parteitreue, mehr Nationalgefühl und staatliche Gesinnung sind uns Deutschen zu wünschen." Verstanden hat aber gerade Bülow die Parteien recht gut. Allenfalls könnte man in stillen Stunden leise hoffen, die Parteiprogramme zu ändern. Man sollte meinen, auch diese müßten dem Wandel der Zeiten unterworfen sein. Leider pflegen Parteiprogramme zäh wie Schuhleder zu sein, meist auch ebenso ungenießbar.

Es wird von der unglücklichen Einstellung: Proletariat — Bourgeoisie gesprochen. „Die junge Generation wünscht einen anderen Weg" (S. 12). Ich weiß es nicht, ob die junge Generation das wünscht, denn dieser Gegensatz geht nicht von Kreisen aus, deren Jugend Hesse doch wohl repräsentieren will. Das klassenbewußte Proletariat ist eine Erfindung des parteipolitischen Sozialismus. Und noch dazu eine ganz künstliche. Ich behaupte, daß der Gegensatz so, wie er bestanden hat, niemals zu bestehen brauchte. Um dies nachzuprüfen, muß eine Zwischenfrage erlaubt sein: Was ist denn eigentlich Proletariat? Mißt man es an der wirtschaftlichen Not, dann haben sehr viele Offiziere schon vor dem Kriege dazu gehört, dann gehören heute von zehn Deutschen allemal acht zum Proletariat. Ich weiß nicht, wie da noch ein empfindlicher Gegensatz herauskommen soll. Der Ausdruck Proletariat ist so verschwommen, daß er sich nicht einmal dem Wortsinne nach richtig erklären läßt. Der Begriff Proletariat ist ebenso gekünstelt wie die anderen Begriffe, die von Marx stammen, die Verelendungstheorie, der Fetisch-Charakter des Geldes (vgl. auch Kautsky), der Mehrwert. Nun gibt es allerdings als Ergebnis dieses erkünstelten Dogmas derzeit einen Gegensatz, der immerhin mit den Worten Proletariat und Bourgeoisie sich andeuten läßt. Er ist im Verschwinden, ganz von selbst. Denn langsam zieht, wie es jemand einmal lächelnd ausdrückte, auch der Arbeiter am Wochenende einen weißen Kragen an. Daß man aber einen anderen Weg wünscht, nämlich einen gemeinsamen aller Schichten des Volkes, das ist nicht ein neuer Besitz der jungen Generation, das ist altbekanntes Gemeingut der Einsichtigen aller Bevölkerungsschichten seit langem.

„Wir wehren uns gegen eine Anschauung, . . . daß wir trennen müßten zwischen den Menschen des Rechnens und denen des Wollens . . . Wollen

und rechnen, das ist unsere Linie" (S. 13.) Eure allein? „. . . Wir Jungen stehen zu dieser Frage — nämlich der Frage des Mitlaufens der Arbeitermassen bei einem neuen Kriege — anders! Eine nationale Bewegung, die nicht zugleich eine tiefsittliche Bewegung ist, verurteilen wir." (noch S. 13). Das ist sehr, sehr richtig. Nur, daß es absolut nicht neu ist. Jeder, der nicht Vernunft und Wissenschaft so weit verachtet, daß er aus der Historie nichts lernen kann, weiß, daß jede politische Bewegung eines tiefinnerlich sittlichen Kerns bedarf. Es spricht von mehr als mangelndem Verständnis, wenn hier behauptet wird, die Jungen stünden zu dieser Frage anders als die Alten. Ich meine jedoch, daß die Frage der Massenbeteiligung in einem zukünftigen Kriege nicht ausschließlich eine Frage des sittlichen Urgrundes ist. Man kann sich sehr wohl, namentlich in unserer Lage, einen Krieg mit vollständig sittlicher Begründung denken, den die Masse doch nicht spontan auf ihre Schultern nimmt. Wenn ein Krieg sittlich begründet war, so war es der von 1813. Dennoch strömten die Massen nicht so herzu, wie wir uns das allgemein vorstellen. „Der König rief und alle, alle kamen" ist eine sehr hübsche poetische Wendung. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Man könnte sagen, daß wir um so mehr, da wir die Kenntnis der Dinge von 1813 ja besitzen, heut die Entwicklung des Gedankens an den Befreiungskrieg fördern müßten — nebenbei bemerkt, falls wir könnten und dürften —, so daß dann gewissermaßen die Erhebung „aus der Tiefe des Volkes emporwachse" (noch S. 13). Dem wird man nur zustimmen können. Das Anwachsen pazifistischer Anschauungen müßte uns schon zu Handlungen der Abwehr zwingen. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Hesse hat darin recht, daß man die nationale Evolution der Massen fördern müßte. Zu warnen ist hier nur vor einer Illusion. Ein voller Erfolg wird dieser Evolution genau so wie 1813 nicht beschieden sein. So liegen die Dinge bei einem Kriegsausbruch auch nicht. Die Masse unterliegt, ähnlich wie der einzelne schließlich auch, dem, was man politische Schockwirkung nennen kann. Der Stoß in einer bestimmten Richtung kommt, falls er nur an sich kräftig genug ist, oft mit unerbittlicher Gewalt. Die Masse fügt sich ihm dann wie dem Walten eines Naturereignisses, und zwar kraft ihrer Masse mehr als der einzelne. Davon unberührt bleibt die Forderung der sittlichen Voraussetzung. Sie ist keine Errungenschaft der Neuzeit und uns Alten wohlbekannt.

Die Jugend ist „stolz darauf, aus sich selber soweit geworden zu sein" (S. 15). Also das Alte und die Alten haben dabei nicht geholfen. Das ist schade. Jedenfalls sind die Älteren gern bereit, den Jüngeren heute noch mit der „Erfahrung, die das Alter vor der Jugend immer voraus hat" (ebenda), zu helfen.

Ganz eigenartig ist der Ausspruch: „Wer heute sein zwölftes Jahr im Soldatenrock steckt, spürt, daß es an der Zeit ist, sich einmal umzublicken"

(S. 17). Es ist sogar höchste Zeit, wenn es bisher nicht geschah, und nur verwunderlich, daß es erst jetzt geschieht. Ich vermute, das zwölfte Jahr ist gewählt, weil es gerade ein Dutzend macht, also so als eine Art Jubiläum. Die Älteren haben sich vor und nach dem zwölften Dienstjahr, das doch ein noch ziemlich niedriges Dienstalter bezeichnet, des öfteren umgetan, nicht ohne Erfolg. Und das war gut so.

Bisher war in den angeführten Stellen von den Jungen gesprochen. Daß damit ein Gegensatz zu den Alten notwendig gemeint war, ergab sich zwar aus dem Zusammenhang, stand aber nicht so deutlich da. Es kommt nun eine Stelle, wo es ausdrücklich betont wird. Voraus geht ein, oft den eigenen Behauptungen Hesses meiner Ansicht nach widersprechendes hohes Lob des Alten. Er spricht von der stolzen, alten Armee, vom Drill und der Disziplin, womit wir bis 1918 durchgehalten haben, von dem harten, geschichtlich erprobten System, das er allerdings ändern will (warum denn, wenn es erprobt ist?), von der alten militärischen Erziehung, vom Kern in der Hülle, der noch in den Tagen des Waffenstillstands bewiesen sei, vom Erbe, das das Reichsheer übernommen und zu hüten hat (Abschnitt II). Da muß es um so härter treffen, wenn es nun heißt (S. 19): „Diese Erschütterungen haben auch Menschen hart gemacht ... Vornehmlich die Jungen." Meint Hesse auch dies voll Anerkennung: die Alten waren meist schon hart genug, wir Jungen mußten es erst werden? Es könnte so gemeint sein, denn unmittelbar darauf folgt eine warmherzige Schilderung vom harten Pflichtbewußtsein eines grauhaarigen Bataillonskommandeurs, von dessen Anhänglichkeit an die Armee trotz aller schweren Not. Es folgt, wie der Offizier in stiller Pflichterfüllung mit dem Soldatenrat, mit dem politischen Schwätzertum gerungen hat. Jeder weiß, daß das nicht überwiegend der junge Offizier gewesen ist. Gewiß, es wird so gemeint sein, wie ich vorher sagte. Denn es wäre doch ein zu starkes Stück, zu behaupten, die Jungen wären aus dem Kriege härter hervorgegangen als die Alten. War es aber so gemeint, dann stimmt es nicht ganz. Denn auch die meisten der Älteren waren erst im Kriege so hart geworden, als sie heute sind; auch ihnen war der Krieg ein erstes Erlebnis. Das ist ein psychologisch so gut wie unvermeidbarer Vorgang.

„Wir Jungen erklären uns heute ... den auffallenden Mangel an Persönlichkeiten ... daraus, daß der tiefste Inhalt des ganzen Lebens einer Nation, der Staat, völlig verloren gegangen war" (S. 37). Dies ist mindestens stilistisch nicht ganz einwandfrei. Soviel ich weiß, war der Staat nicht völlig verloren gegangen und ist es auch heute noch nicht. Ein bißchen vom Staate ist, denke ich, immer noch da. Aber der Sinn dessen, was gemeint ist, mag schon einigermaßen stimmen. Auch wir Alten erklären uns das so oder so ähnlich. Darin liegt also kein Unterschied.

Zum Inhalt des Ausspruchs Stellung zu nehmen, soll einem anderen Absatz vorbehalten bleiben.

Zum Schluß der Anführungen über die Gegenüberstellung von alt und jung müssen nun leider noch zwei besonders scharfe Stellen folgen. „In der Armee . . . stehen auf der einen Seite eben die Jungen, die . . . sich Weg und Ziel klar machen, die Jungen, die eine Zeit verstehen . . . Auf der anderen Seite . . . das System, das auf den meisten Schlachtfeldern Europas gesiegt hat. Es bedarf einer Einschränkung, der Gegensatz ist hier schärfer gezeichnet, als er in Wirklichkeit bisweilen zu finden ist" (S. 26 u. 27). Der Gegensatz ist nicht nur zu scharf gezeichnet, er ist völlig verzeichnet. Daß sich in der Armee zwei Generationen berühren, ist richtig, das war immer so. Man darf voraussetzen, daß sie sich recht freundschaftlich berühren. Es wäre aber das Bedauerlichste, was uns widerfahren könnte, wenn wirklich in der Armee zwei auch nur irgendwie getrennte Seiten sich gegenüberstünden. Wenn es der Fall wäre, so müßte man schleunigst alles zur Beseitigung des Gegensatzes tun, aber nicht noch nach der Führerrolle streben, um die eine Seite gegen die andere einzusetzen. Das will wohl Hesse auch gar nicht. Auch ihm scheint es, daß die Annäherung schnelle Fortschritte macht. Dann ist ja alles in schönster Ordnung. Warum denn einen Gegensatz erst betonen, wenn die lernende Jugend sich bereits den Anschauungen des erfahrenen Alters nähert. Denn so war es doch gemeint, nicht wahr? Ich kann mir auch nicht recht vorstellen, warum man sich in Gegensatz zu einem System setzen sollte, das nach dem eigenen Eingeständnis auf den meisten Schlachtfeldern Europas gesiegt hat. Man darf überzeugt sein, daß zu solchem Gegensatz nur wenige bereit sein würden. Allerdings muß man auf die Vermutung kommen, daß Hesse sich führend an die Spitze dieser Wenigen stellen will. Er ruft ihnen zu: „Laßt euch nicht schrecken, daß wir noch wenige sind!" (S. 48.) Wenn wir dieses Verfahren der Gegensätzlichkeit und der Absplitterung kleiner Koterien anwenden wollten, würden wir bald nicht mehr weit von der gefährlichsten aller Kinderkrankheiten, die eine Armee durchmachen kann, entfernt sein: von der Junten-Bildung.

Bemüht man sich hier noch, an ein Mißverständnis infolge der etwas eigenartig gewählten Ausdrücke zu glauben, so bleibt bei dem, was nun folgt, leider gar kein Zweifel mehr. Hesse versucht die „junge Armee" zu schildern. Ihre Masse bilden die 25—40jährigen. Was darüber ist, das ist scheinbar ausgesprochen vom Übel. Ich kenne keinen einzigen Bataillonskommandeur, der unter 40 ist. Also unsere sämtlichen Kommandeure gehören samt und sonders nicht zur jungen Armee. Die junge Armee wird gebildet „aus der Mehrzahl der Männer, die mit ihren Leibern im großen Kriege die deutsche Front bildeten, die jenes tiefe Erlebnis des Sterbenmüssens hatten" (S. 42).

Der Verfasser der „Nahen Ära" hatte bis vor kurzem einen Bataillonskommandeur, der äußerlich kenntlich zwei hohe Auszeichnungen an sich trug: ein schwer zerschossenes Bein und den Pour le mérite. Dieser Bataillonskommandeur ist aber leider über 40. Gehört der nun zu der jungen Generation, die die deutsche Front mit ihren Leibern gebildet hat? Ich schätze, dieser alte Gardist wird sich merkwürdigerweise zu den Alten zählen, und zwar mit Stolz. Ja, glauben denn diese Jungen, sie hätten allein vorm Feinde gestanden, Pulver gerochen und das Erlebnis des Sterbenmüssens gehabt? „Die junge Generation nimmt die Berechtigung zu ihrer Idee und ihre Kraft aus den Leistungen der Jungen im Kriege" (noch S. 42). Alle Achtung vor den Leistungen der Jungen im Kriege! Aber haben denn die Alten nichts geleistet? Man könnte auf den Gedanken kommen, daß hier ein Unterschied zu den Alten nun doch nicht gemeint war. Dieser Ausweg wird schleunigst verbaut. Unmittelbar hinter den angeführten Worten steht die Frage, ob in der Tat ein Unterschied in der Entwicklung zweier Generationen besteht. Diese Frage wird bejaht. An sich ist diese Bejahung natürlich richtig. Sie wird erst falsch im Zusammenhang mit den vorher erwähnten Leistungen im Kriege, und außerdem ist der Grund der Bejahung noch falsch. Die Alten hätten den Krieg als Fertige erlebt. Als Erfahrene vielleicht, als Fertige nicht. Wer fertig ist, ist meist auch „fertig". Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein. Auch die Alten waren noch Werdende im Kriege.

So ist denn schon hier zusammenfassend festzustellen: Zwei Generationen sind niemals wesensgleich; aber der in der „Nahen Ära" von Anfang bis zu Ende durchgeführte Gegensatz zwischen alter und junger Armee, der ist, Gott sei Dank, in Wirklichkeit nicht vorhanden; er ist konstruiert und gekünstelt. Wäre er vorhanden, so könnte er höchstens ein Unterschied zu ungunsten der Jungen sein. Mithin ist ein Teil der Basis, auf der das ganze Buch steht, nicht richtig. Es bleibt die Frage offen, wozu dieser merkwürdige Gegensatz eigentlich konstruiert sein mag.

Ehe ich die Gegenüberstellung von alt und jung verlasse, möchte ich von mir aus noch etwas hinzufügen, was Hesse nicht geschildert hat. Unserer Jugend haftet heute zu großen Teilen eine kernige Frische an, die gerade den Älteren zukunftsfroh stimmen muß, die überrascht, wenn man an die zurückliegenden Hungerjahre denkt. Daß es auch Müde, Matte und Platte gibt, war an anderer Stelle erwähnt. Diese werden von den Kernfrischen überwuchert werden. Aber ich sehe auch einen jugendlichen Typ, der bedenklich stimmt. Ich möchte ihn den dämonischen taufen. Sie haben irgendetwas von dämonischen Gewalten im Menschen gelesen, wie sie Goethe kannte, wie sie bei Nietzsche vorkommen, wie sie die Modernen noch besser zu kennen

glauben. Ein ganz Großer wird stets eine dämonische Natur sein, ein Besessener, den der Geist treibt, einzureißen und aufzubauen kraft seines eigenen Rechtes oder Unrechtes, nach seinen eigenen Regeln. Aber der dämonische Typ der heutigen Jugend hat von alledem nichts als einen fahrigen Blick und langmähnige Frisuren bekommen. Von diesen Langbehaarten ist keiner berufen, ein rettender Dämon des deutschen Volkes zu werden.

3. Der Staatsgedanke

Da der Gegensatz von alt und jung nun einmal konstruiert war, bedurfte er der Begründung. Es fehlt somit, genau wie im „F. Pf.", auch in der „Nahen Ära" nicht an Vorwürfen gegen das alte System. Teils sind sie die gleichen wie vorher, teils sind sie neu, immer aber weit schärfer und deutlicher gefaßt.

„Unsern Vätern ist das tiefe, wahre Bewußtsein des Staates verloren gegangen" (S. 3). Später, als von der Politisierung der Reichswehr gesprochen wird, heißt es (S. 25): „Politisch sein, heißt den Staat denken." Daran wird dann (S. 27) die Forderung geknüpft, wir müßten „den Staat tiefer und reiner denken, als es bisher geschehen ist". Ich habe verschiedene recht kluge Leute gebeten, es mir einmal vorzumachen, den Staat zu denken. Ich bin, wie ehemals der Weise von Athen, auf dem Marktplatz umhergegangen und habe die schulmäßigen Philosophen gebeten, meiner Armut aufzuhelfen. Und keiner hat das Kunststück gekonnt, den Staat zu denken. Ich habe es darauf allein versucht. Ich kann den Staat nicht denken. Ich kann wohl über den Staat nachdenken, über den Staatsbegriff, ich kann Staatsempfinden haben, aber ich kann beim besten Willen den Staat nicht denken. Ich behaupte, daß derartige Wendungen, die dem normalen Sprachgebrauch einfach zuwiderlaufen, nur dazu angetan sind, Dinge zu verschleiern, die der Klärung bedurft hätten. Nehmen wir also den Vorwurf etwa in der Form, daß unsern Vätern das Bewußtsein des Staates verloren gegangen sei, und setzen wir dabei vielleicht noch besser an Stelle des Bewußtseins das Empfinden für den Staat.

Will man diese Anklage näher untersuchen, so muß man sich doch füglich zuerst einige Klarheit über das Wesen, den Begriff und den Zweck des Staates machen.

Eine erschöpfende und somit allein richtige Definition des Staates gibt es kaum (Stahl, „Staatslehre", S. 18). Im Gegenteil, für die Praxis ist meist mit den Definitionen der klügsten Köpfe wenig anzufangen.

Eine sehr scharfe Charakteristik der Staaten hat Kjellen gegeben. Ich

erwähne ihn lediglich deshalb, weil auf ihn in ähnlichen Zusammenhängen wie den vorliegenden gelegentlich Bezug genommen wird. Kjellen bezeichnete den Staat als eine Lebensform, und zwar als die imposanteste aller Lebensformen auf dieser Erde („Die Großmächte der Gegenwart"). Aber er wollte nur Porträtstudien geben. Seine Untersuchung ist streng genetisch und hält sich gebunden, die Staaten zu schildern, wie sie sind. Der absolute Staatsbegriff steht hierbei außer Betracht, wenigstens in den Großmächten der Gegenwart.

Savigny sagt, der Staat sei die leibliche Gestalt der geistigen Volksgemeinschaft; Schelling, der Staat ist das unmittelbare uns sichtbare Bild des absoluten Lebens; Fichte, der Staat ist das Gefäß, in dem Göttliches erblühen soll; Hegel, der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee; für Nietzsche bleibt der Staat die organisierte Unmoralität oder, wie es im Zarathustra heißt, das kälteste aller kalten Ungeheuer; und für Lassalle ist der Staat die Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen.

Alles recht schön und gut. Aber mit diesen Formeln ist verzweifelt wenig anzufangen. Es kommt auch weniger auf die Definition des Staates selbst als auf das Verhältnis von Staat und Individuum zueinander an. Weil eben mit diesen Definitionen so wenig gesagt ist, daher entsteht auch wohl die Unmöglichkeit, den Staat zu denken.

Platos Staatslehre erklärte den objektiven Zweck des Staates als das Übergeordnete. Jeder Staat stellt eine Summe vereinigter Kräfte dar, die durch ihr Vorhandensein einen Selbstzweck sittlicher Art, wie wir heute sagen würden, eine Mission haben. Oder besser, man setze an Stelle des angreifbaren und angegriffenen Wortes Mission die dem Staate innewohnende Zielstrebigkeit. Will man dies leugnen, so muß man die gesamte Entwicklung des Menschgeschlechtes rein mechanistisch als sinnlose Herumwurstelei in der gleichen Horizontalen ohne vertikale Förderung nach aufwärts ansehen. Ja selbst in dieser Auffassung hätte der Begriff des Selbstzweckes des Staates als reine Äußerung der nun einmal, gleichviel wodurch, gegebenen, in diesem Staate konzentrierten Kräfte Raum.

Der Staat ist nach Plato zunächst Selbstzweck. Plato opfert bewußt für die Vollendung des Ganzen die Befriedigung des einzelnen. Wesentlich anders ist die Auffassung vom Staatszweck bei Aristoteles. Für ihn ist der Staat da τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκα. Es ist das gleiche wie das honeste beateque vivere. Der aristotelischen Lehre folgte das ganze Mittelalter, so Thomas von Aquin, Dante, und noch Bako bezeichnet das bene vivere als den Zweck des Staates. Grotius bringt insofern eine Änderung hinein, als er das Problem mehr vom Rechtsstandpunkt auffaßt. Andere fügten die Begriffe von Leistung und Gegenleistung, also das Vertragsverhältnis, hinzu. Der

Vertrag bestimmt das Verhältnis zwischen Staat und Individuum. Immerhin rechnet selbst Rousseau mit der Möglichkeit, daß es notwendig werden könnte, die Einzelexistenz dem Staate zu opfern.

Spinoza hat gesagt, durch die Übertragung der Gewalt des einzelnen auf die Genossenschaft werde damit gegenüber dem einzelnen diese Genossenschaft omnipotent („Theologisch-politischer Traktat", Kap. 16). Allerdings schränkt Spinoza dies an anderen Stellen vielfach ein in Berücksichtigung der Rechte des einzelnen. Kant stellt die Frage ganz auf die Begriffe von Recht und Pflicht, wobei dann freilich der kategorische Imperativ das Tun des einzelnen so wandelt, daß es stets der Gesamtheit zugute kommt. In der praktischen Auswirkung vereinen sich die platonische und die aristotelische Lehre ganz unwillkürlich bei Kant. Schelling und Hegel betonten wieder den objektiven Selbstzweck des Staates. Treitschke meint, das Wesen des Staates ist die Macht, die jedes persönliche Opfer verlangt. Aber es gibt persönliche Güter, so hoch und unantastbar, daß der Staat sie nimmer sich unterwerfen darf.

Lassalle machte den Versuch, den sozialistischen Gedanken eine nationale Richtung zu geben, d. h. sie dem übergeordneten Staatszweck einzuordnen. Er formulierte: „Das Prinzip der freien unabhängigen Nationalität ist die Basis und Quelle, die Mutter und Wurzel des Begriffes der Demokratie überhaupt." 1861 schrieb er, „die Monarchie habe die hohe Bedeutung, den Begriff der Totalität und Einheit des sittlichen Staatswillens darzustellen, gegenüber den besonderen Interessen der Klassen und Stände."

Marx und Engels standen unbedingt in einem Gegensatz zu Lassalle. Wenn man so sagen will, gingen sie ganz auf die aristotelische Lehre zurück, diese ins Materielle vergröbernd. Sie haben das Problem rein ökonomisch aufgefaßt und damit entgleisen lassen. Infolgedessen gelang es auch diesem Feuerkopf Lassalle nicht mehr, uns und das Arbeitertum vor der Verflachung durch überwiegend wirtschaftliche Gesichtspunkte zu retten. Der Sozialismus als Parteidoktrin packte das Problem in einem merkwürdigen Widerspruch zu seiner Benennung einseitig an vom Standpunkt des guten und glücklichen Lebens des einzelnen. Dieser Sozialismus marxistischer Herkunft wirkt aber in der Praxis gänzlich antiindividualistisch, weil die Einseitigkeit der Theorie sehr bald zur Unmöglichkeit wird.

Auch der Kommunismus ging vom Individuum aus. Das erscheint vielleicht paradox. Es ist kaum ein Zustand auszuklügeln, der den einzelnen mehr in seiner persönlichen Freiheit beschränkt als der praktische Kommunismus. Dennoch ist die Behauptung richtig. Ursprünglich ist das Ziel, ein Maximum des bene beateque vivere für jeden zu erreichen, und zwar ein Maximum, ersehnt mit dem Lebenshunger des Nichtbesitzenden. Dies

Maximum ist offenbar unerreichbar. Nun, dann soll jeder wenigstens etwas haben; nicht jeder das Seine, sondern alle etwas. Es ist klar, daß dieses „Alle", das dann die Begriffsbildung verwischt, seinen Ausgangspunkt vom natürlichen Egoismus des einzelnen nimmt. Dahinter steht der brutale Gegensatz des einzelnen gegen die Gesamtheit: wenigstens etwas will ich haben!

Im Grunde genommen suchen alle sozialpolitischen Doktrinen nichts als den Ausgleich der Gesamtinteressen mit den natürlichen Forderungen des Individuums. Sie ähneln darin Religionsdogmen. Richtig und falsch, beides zugleich, sind sie allesamt. Der echte Ring, vermutlich, ging verloren.

Ganz logisch verlangt der Kommunismus eine Vereinfachung des Problems dadurch, daß der Staat zu beseitigen sei. Dann fällt die Disharmonie von selbst weg. Nur, daß sich der Staat nicht so leicht beseitigen läßt. Ganz unlogisch vereinfachten andere die Sache. Es ist augenscheinlich recht schwer, das bene beateque vivere zu erreichen, wenn man sich dabei einer unendlichen Wirrnis verschiedenster Individualitäten gegenüber befindet. Also setzt man zur Vereinfachung schleunigst alle Menschen einander gleich, obwohl sie es nicht sind.

Der politische Antipode geht, ebenfalls einseitig, nur vom staatlichen Selbstzweck aus, dem der einzelne Opfer bringen müsse. Auch das wird stets Theorie bleiben, denn ebenso wenig wie der Kommunismus den Staat beseitigt, — er tut in Rußland alles andere als dies —, ebensowenig kann man den Egoismus des einzelnen gänzlich ausschalten.

Wir sehen also immer einen staatlichen Doppelzweck: einmal den Selbstzweck und ein andermal das bene beateque vivere des einzelnen. Sie beide zu vereinen, ist die Kunst der Politik. Berechtigt sind sie beide. Es gab eine Richtung, die beide Zwecke bewußt vereinen wollte, nämlich die des preußischen Sozialismus des suum cuique. Dieser Sozialismus versuchte den Ausgleich, wobei allerdings der Staatszweck als das Gesamtinteresse Vieler das Übergeordnete bleiben mußte. Die preußischen Herrscher — man wird ja wohl auch heute noch davon einige in die Reihe der großen Politiker rechnen dürfen — stellten den Selbstzweck des Staates voran, vielleicht nicht sowohl aus bewußter Erkenntnis, als aus dem historischen Werden ihres stets gefährdeten Staates heraus. Auch Aristoteles verlangt ja eine „Vereinigung der Bestrebungen". Es geht nicht an, daß jeder Mensch jeden Tag die Grundlagen des Staates in Frage stellt.

Hiernach scheint nun, daß derjenige Staat am besten regiert ist, in dem sich der individuelle Egoismus mit dem Staatsinteresse annähernd deckt. In solchem Staate wird dann der übergeordnete Staatsbegriff allerdings leicht nicht mehr bewußt empfunden. Er bleibt, aber er bleibt unbewußt. Ist uns also der Staatsbegriff unbewußt geworden, so können wir bis 1914 gar nicht

mal so schlecht regiert worden sein. Der entstandene Zustand birgt jedoch die ungeheure Gefahr in sich, daß wir in der Zeit der Not, in der der Staatszweck allem andern vorangestellt werden muß, nicht schnell genug das bewußte Handeln wiedergewinnen. Kurz gesagt, daß der Patriotismus zur Phrase wird, wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag. Dieser Fehler war und ist vorhanden, wenngleich unverhältnismäßig geringer, als man nach geschmacklosen äußeren Anzeichen oft meint. Immerhin, er ist vorhanden, wenn er auch die Begründung für sich in Anspruch nehmen kann, daß er ein organisch gewordener Fehler ist.

Eigentlich taten die Menschen, die diesen Fehler begingen, die oben und die unten, weiter nichts, als daß sie sich auf die zweite Seite des Staates, auf das aristotelische τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκα besannen. Gewiß, das war ein sehr schwerer Fehler in kritischen Lagen, in denen der übergeordnete sittliche Selbstzweck des Staates betont und für ihn Opfer über Opfer gebracht werden mußten. Von der Not aber geht leider ein circulus vitiosus aus. Gerade die Not ließ allerwärts den einzelnen instinktiv zunächst an sich denken. Man soll dies bittere Unrecht reumütig eingestehen, man soll dies sowohl in den Kreisen der Internationale als auch der unverständig materiellen Besitzbetonung zu ändern suchen; aber man soll nicht pharisäerhaft verurteilen. Und dann noch eins: der Vorwurf in der „Nahen Ära" richtet sich gegen ganz bestimmte Kreise. Es fragt sich, ob ihre Unterlassungsschuld so groß ist. Freilich, sie haben oft genug an sich und nicht immer nur an den Staat gedacht. Aber die Zahl der Toten und die materiellen Verluste gerade der früher gesellschaftlich privilegierten Schichten sprechen eine andere Sprache. Gedanklich mag manches gesündigt sein, die Tatsachen verdienen aber auch, berücksichtigt zu werden. Leider ist zuzugeben, daß der Fehler gemacht ist und noch heute gemacht wird in Kreisen, wiederum oben und unten, in denen man ihn nun nicht mehr verzeihen könnte. Denen unterstreiche ich Hesses Worte, aber ich unterschreibe nicht sein scharfes Urteil für die Gesamtheit oder auch nur für den größeren Teil der „alten Gesellschaft".

Ganz im Gegenteil, wenn der Staatsbegriff tatsächlich im Schwinden gewesen war, so doch am meisten bei den Menschen, denen die Lehre von der Weltverbrüderung alles immer verschwommener werden ließ. Man kann schließlich über gut gemeinten Selbstanklagen nicht ganz das Unheil übersehen, das internationale Liebhabereien in Deutschland anrichteten.

Nun ist es aber noch sehr die Frage, ob denn das Staatsbewußtsein so wesentlich verloren gegangen war. Vieles deutet darauf hin, daß es in dem von Hesse mit Recht geforderten Sinne noch gar nicht vorhanden gewesen war. Vorwürfe, wie sie heute mit dem Schein der Neuheit auftreten, kann man mit fast ganz gleichem Wortlaute schon seit den 70er Jahren, also unmittelbar

nach dem großen Erfolge, lesen, gelegentlich sogar vorher. Es war auch hier so, daß der schon lange vorhandene Fehler nicht viel anderes als die höchst bedenkliche, aber im Werden des Volkes erst unvermeidbare, dann nur langsam zu überwindende und 1914 noch nicht überwundene Kehrseite einer allgemein anerkannten guten Eigenschaft war: des deutschen Fleißes. Nach Goethe bauen wir mit unseren Tugenden zugleich auch unsere Fehler an. Das wird meist übersehen. Daraus entstehen viele Vorwürfe und Selbstvorwürfe der jetzigen Zeit. Unser Materialismus war eine allerdings nicht unbedingt notwendige Kehrseite unserer fleißigen Betriebsamkeit.

Die in der heutigen Notlage bedenkliche Forderung des Achtstundentages ist nicht viel anderes als eine Reaktion auf diese überstarke Betriebsamkeit. Man muß davon abkommen, alles nur nach dem Begriff der Konkurrenzleistung, auch der geistigen, und der Rentabilität zu formen. Der Arbeiter braucht am Tage, am Wochenende, eine Zeit, sich auf sich selbst, auf seine Kinder, auf irgendein Lebensziel, auf die Allgemeinheit, auf den Staat zu besinnen.

Die Dinge lagen doch ganz anders, als daß wir erst in der letzten Zeit, etwa seit 1880, das nationale Empfinden verloren hätten. Wir begannen schon verhältnismäßig früh, nämlich bereits in den Gründerjahren, von der Einzelpersönlichkeit aus den Blick für große, allgemeine Notwendigkeiten zu verlieren. Die oben in gesteigertem Erwerbsinn, die unten in marxistischen Lehren; beide glitten mit bewundernswertem Fleiß in den Materialismus hinein. Nietzsche wollte schon 1874 (zweite Unzeitgemäße) an unserem Wirtschaftsbetriebe die typischen Zeichen des Verfalls wahrnehmen. Das war der Eindruck eines Mannes, der die Deutschen „mit zorniger Liebe und tiefem Glauben an ihre Zukunft" geliebt hat.

Vom träumenden deutschen Michel war seit der Gründerzeit bis auf den heutigen Tag tatsächlich so gut wie nichts mehr vorhanden. Der Deutsche war von den höchsten bis zu den niedersten Kreisen eigentlich Nur-Arbeiter geworden. Das einzige, auf das man hoffen konnte, war die kriegerische Tüchtigkeit. Wenn wir das nationale Staatsempfinden wieder heben wollen, dann müssen wir an Vergangenheit und Zukunft des Soldaten, des Kriegers im Deutschen glauben. Verleugnen wir auch nur eins von beiden, so nehmen wir uns das Recht, auf Deutschlands Wiederaufstieg zu hoffen. Daran ändern alle internationalen und pazifistischen Phantasien nichts. Wir können neben der gläubigen Hoffnung auf die Zukunft den Stolz auf die Taten der Vergangenheit einfach nicht entbehren. Sonst berauben wir uns jeden Selbstvertrauens, das zu großen Erfolgen bitter nötig ist. Ich habe das Gefühl, daß wir im ganzen von einer aus der Niederlage erwachsenen allzu großen Bedenklichkeit befallen sind, die lähmend wirken kann und muß.

Nebenbei muß mit Rücksicht auf einige Stellen in Hesses Schriften betont werden, daß Nation und Staat Begriffe sind, die sich nicht decken. Bei Clausewitz tritt z. B. der Begriff Staat hinter den Begriff Nation zurück, was der damaligen Zeit durchaus entsprach. In unserer jetzigen Lage, in der der Staat nur 60 von 80—100 Millionen Menschen der Gesamtnation umschließt, das Auslandsdeutschtum also ganz außerordentlich ins Gewicht fällt, muß dieser Unterschied noch mehr betont werden.

Ein Stand hat den gerügten Fehler mangelhaften Staatsbewußtseins kaum oder gar nicht mitgemacht: das alte Heer, verkörpert im Offizierkorps. Es ist das eine starke Behauptung, aber sie läßt sich beweisen. Wir haben vor dem Kriege gedarbt, wir haben im Kriege zu sterben verstanden, und wir darben nach dem Kriege. Wenn das nicht ein völliges Aufgehen im Staatsgedanken unter Aufgabe des letzten Restes von persönlichem Egoismus ist, dann weiß ich nicht mehr, was man noch so nennen will. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob die, die für ihr Vaterland fielen, oder die, die heute dafür buchstäblich hungern, den Staat gedacht, bewußt auch nur das richtige Staatsempfinden gehabt haben oder nicht. Die Tat ist entscheidend, nichts anderes. Man mußte dies betonen, weil ein Buch über die junge Armee sich doch vornehmlich an das Offizierkorps wendet. Wurde hier eine Anklage erhoben, so traf sie verletzend den Offizier.

Mithin ist festzustellen: Es liegt etwas Mahnendes in Hesses Worten, das aufrichtig und gewissenhaft bewertet sein will. Aber der Vorwurf, wir hätten das Bewußtsein vom Zweck des Staates verloren, ist stark übertrieben, und er ist im wesentlichen unhaltbar gegenüber dem Soldaten des alten Systems. Der Vorwurf wird um so eigenartiger, als Hesse unmittelbar, nachdem er gemacht ist, aus einem Vortrag Oswald Spenglers folgendermaßen zitiert: In der Armee sei noch Fortschritt, noch echtes Preußentum zu finden gewesen (S. 3 und 4). Was brauchen wir anderes Zeugnis als Spengler. Es ist mit den Vorwürfen gegen den deutschen Michel eigenartig. Wir sind ein denkbar unpolitisches Volk. Wir gleichen dem Poeten im Gedicht, der bei der Teilung der Erde zu kurz kam; wir warben zu spät um Kolonialbesitz. Wir haben den Staat nicht genügend gedacht. Und so fort, mit Grazie ad finem. Wenn man das Ergebnis vieler politischer Erörterungen sammelt, so ergibt sich eine derart lückenlose Summe von Vorwürfen, daß auch nicht ein gutes Haar mehr am Deutschen bleibt.

Die oft wiederholte Wendung vom Michel, dem Träumer hat etwas merkwürdig Widerspruchsvolles an sich. Es wird uns doch tagtäglich vorgehalten, wir seien zu materialistisch, wir hätten keine Ideale mehr. Wenn wir denn im Sumpfe des Materialismus versunken wären, dann könnten wir keine idealistischen Träumer sein. Sind wir nun vielleicht beides nicht,

weder Träumer noch Materialisten? Das ist nicht gut möglich. Wir würden damit gänzlich seelenlose, stumpfsinnige Neutra sein. Ich glaube, das wird man von den Deutschen mit Recht schwerlich behaupten können. Mir scheint, wir sind beides, und zwar in einer Art, die heute noch häufig unbequem ist, aber für die Zukunft eine ganz gute, praktische Mischung erwarten läßt.

Wir sind in den meisten Punkten in Wirklichkeit nicht schlechter und nicht besser als andere auch. Der Durchschnittsengländer, selbst der gebildete, ist nicht politischer als wir. Der Deutsche hat früher mit Erfolg nach Kolonialbesitz gestrebt als manche andern Staaten. Der Teil des Deutschtums, der hierfür geographisch von Anfang an zunächst in Frage kam, das waren die deutschen Stämme an der Nordseeküste. Wenn diese durch einen Habsburger als Vlamen und Holländer vom deutschen Reiche getrennt wurden, so ist das ein Verhängnis, aber nicht Schuld unserer Veranlagung. Im Gegenteil, es ist ein Wunder, daß wir, die wir mit Bezug auf das Weltmeer fast ein Binnenvolk wurden, uns noch beinahe rechtzeitig auf die durch unsere Bevölkerungsziffer geforderten Überseemöglichkeiten besannen.

Wir haben auch kein schlechteres Staatsbewußtsein gehabt, als andere, vielleicht ein besseres, lediglich ein unter so schweren Umständen gelegentlich nicht ausreichendes. Macht man schon Vorwürfe, dann soll man besser sagen, wir haben viel zu viel politisch gegrübelt, über den Staat und alle erdenklichen Probleme nachgedacht. Der Engländer weiß, daß Britannien die Meere beherrschen muß. Ob er sich dabei irgendetwas Verständiges vorstellt, ist ganz gleichgültig. Es ist so, so ist die Norm der Staatsraison von alters her, und jede weitere Überlegung höchst überflüssig. Eine so einfache Formel versteht auch der Einfältigste. Unsere geographische Lage legte den Satz nahe: Deutschland muß eine nach Möglichkeit unangreifbare Landmacht sein. Wäre diese ganz simple Formel, die auf Tiefsinnigkeit nicht den geringsten Anspruch macht, ererbtes Allgemeingut gewesen, gegen die ein innerer Widerspruch aus Gewohnheit nicht denkbar war, wir hätten das Feilschen um notwendige Heeresvermehrungen nicht erlebt.

Wir haben nicht zu wenig, wir haben zu viel gedacht, gesucht, geprüft. Wir waren nicht mehr ursprünglich, naiv. Gefehlt hat uns so gut wie nichts, höchstens ein bißchen gedankliche Einfachheit. Und nun sollen wir daran gehen, unser Denken und Fühlen noch viel tiefer, noch viel komplizierter zu machen. Solch tiefes Schürfen ist Sache einzelner; die Menge will eine einzige zielsichere Formel haben, die, mag Falsches dabei sein, einen richtigen, sogar ethisch begründeten inneren Kern haben muß. Eine Formel, die man von Zweifeln frei vererben kann. Denn aus Gemeinem ist der Mensch nun mal gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

So fehlerhaft, wie er immer hingestellt wird, war der Deutsche sicherlich

bis 1918 nicht. Seitdem verhüllt er sein Antlitz, so daß man ihn nicht recht erkennen kann. Früher aber war er so schlecht wirklich nicht. Nur daß uns der Weg, seit das Reich nach dem Tode Karls des Großen geteilt wurde, so furchtbar schwer gemacht war, so schwer, daß von Zeit zu Zeit ein Zusammenbruch so gut wie unvermeidbar schien. Das ist tragisches Schicksal, dadurch auch tragische Größe; Schuld ist es nicht.

4. Das Feldherrnproblem

Dann wird eine Anklage aus dem „F. Pf." wiederholt (S. 4): „In noch nicht Jahresfrist ist das über den Haufen gestoßen, was 40 Friedensjahre hindurch gegolten hatte." Das ist ein Irrtum, der eigentlich nur durch mangelhafte Kenntnis zu entschuldigen wäre. Sollte damit etwa die Perversität des Stellungskrieges gemeint sein, so ist darauf mit der Binsenwahrheit zu entgegnen, daß dieser Stellungskrieg auch nicht eine einzige der Grundwahrheiten aller Führungskunst, nicht einmal der Grundregeln der Taktik, außer Kurs setzen durfte. Wollten wir das zugeben, wir hätten jede Aussicht verloren, noch irgendwann einmal wieder einen Krieg zu gewinnen. Als man auf der Wende von 1917 zu 1918 für die bevorstehenden Angriffsschlachten eine neue Angriffsvorschrift ausarbeiten mußte, da trug man natürlich den Einwirkungen der modernen Technik Rechnung. Die Kriegskunst ist veränderlich, aber nur in dieser Beziehung. Von dieser Selbstverständlichkeit kann hier nicht die Rede sein. In den Grundzügen griff man jedoch bewußt auf die Lehren der Reglements aus der Vorkriegszeit zurück. Es kam darauf an, schnell und in gedrängter Kürze der Truppe das beizubringen, was sie nun nicht mehr konnte. Das war der geistige Inhalt des Angriffskampfes aus der Vorkriegszeit. Es ist doch auch gar nicht zu verkennen, daß bei aller Neuheit der „F. u. G.", der „A. V. A.", der „A. V. J." die alten Vorschriften bei ihnen Pate gestanden haben.

Zu behaupten, daß in Jahresfrist die Lehre von 40 Friedensjahren über den Haufen gestoßen sei, heißt doch wirklich allzu sehr an der Oberfläche bleiben. Da grub der Schweizer Oberst Wille tiefer in einem kürzlich erschienenen Aufsatz, der dem Psychologen nicht entgehen sollte. Er spricht darin von dem cauchemar prussien. Der wird siegen, der letzten Endes durch unerwartete, meinetwegen brutale Kraftleistungen in dem anderen die Vorstellung erwecken kann: der kann mehr als ich, der kann Unmögliches. So wirkte sich der Sturm auf die Spicherer Höhen als eine unfaßbare Leistung in den späteren Schlachten aus. So erst gewannen die schweren Verluste von St. Privat ihre Berechtigung. So haben wir einen ganzen Feldzug lang offensiv gesiegt. Man darf doch niemals

vergessen, daß der Stellungskrieg im Westen bei weitem nicht unser einziger Kriegsschauplatz war. Mit dem cauchemar allemand wollen wir es in Zukunft halten und nicht behaupten, es wäre schon nach Jahresfrist im Kriege alles Alte über den Haufen gestoßen. Denn der cauchemar prussien ist doch nur ein Beispiel für viele. Freilich sagt Hesse (noch S. 4): „Die Bekanntschaft mit diesem Kriege ist etwas anderes, als man sich vorgestellt hat." Das ist für den, auf den es zutrifft, recht bedauerlich. Aber das alte System und seine Lehren sind an dieser Ahnungslosigkeit gänzlich unschuldig.

Schon im „F. Ps." war das Führerproblem reichlich vorwurfsvoll betont. Hesse sprach dort dem alten System die Kunst ab, Feldherrnpersönlichkeiten zu züchten.

Gewiß, ich weiß, einer hat solche Züchtung gefordert, Nietzsche. „Man kann durch glückliche Erfindungen das große Individuum noch ganz anders und höher erziehen, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Da liegen noch Hoffnungen: Züchtung der bedeutenden Menschen." (Entwurf, Wir Philologen.) „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen, — und dies und nichts anderes sonst ist ihre Aufgabe." (Schopenhauer als Erzieher.) Nietzsche landete beim Übermenschen, von dem Zarathustra selbst sagt: „Niemals noch gab es einen Übermenschen." Danach ist die Frage reichlich berechtigt, ob denn Feldherrnpersönlichkeiten, wie sie eben Prittwitz und der jüngere Moltke nicht waren, psychologisch zu züchten seien. Daß das Wesen des wahren Feldherrn in seiner Psyche ruht, das ist sicher. Die Geschichte der Schlachten, nicht am wenigsten die der Marneschlacht, lehrt, daß die entscheidenden Krisen notwendig auf beiden Seiten gleichzeitig eintreten. Tatsächlich entscheidet in diesem Augenblicke die überlegene Psyche des einzelnen. Sicherlich kann nun nicht gemeint sein, daß man eine Feldherrnpersönlichkeit dadurch erziehen könnte, daß man ihr psychologisches Wissen beibringt. Das Nähere hierüber ist gelegentlich der Unterrichtsfrage ausgeführt. Es ist schon richtig, der wahre Feldherr ist ein Mysterium. Feldherren sind Künstler, Kunst ist angeboren, und der Weg der Kunst ist selten dornenlos. Man kann darüber denken, wie man will, eins ist sicher, daß man niemals ein System dafür verantwortlich machen kann, wenn ihm der wahre Feldherr gefehlt — ich sage nicht hatte, sondern — hätte. Will man nach den Gründen forschen, so suche man sie in der Gesamtheit des ganzen Volkes, übrigens auf die Gefahr hin, sie auch dann nicht zu finden.

In der „Nahen Ära" wird der Vorwurf bezüglich des Führerproblems noch schärfer hervorgehoben. „Harmonie entdecken die Jungen heute im Alltage wenig, sie begnügen sich allerdings nicht mit der vermeintlichen einer früheren Zeit. Sie fühlen heute, daß wir daran gescheitert sind, daß wir nur einseitige und nicht harmonische Männer zu Führern gehabt haben. Ohne

den philosophischen Inhalt ist aber Friedrich der Große für uns nicht denkbar. Und auch im Weltkriege hat Deutschland ohne einen solchen Führer nicht siegen können" (S. 15). Obwohl wenige Zeilen vorher erwähnt ist, daß Klarheit einer der Richtpunkte im neuen Deutschland sein soll, so muß man doch bekennen, daß den angeführten Sätzen einige Klarheit ermangelt. Es ist weder ersichtlich, welche Führer gemeint sind, noch welche Harmonie. Sollten nur die Staatslenker gemeint sein, so mag der Vorwurf hier absichtlich unerörtert bleiben. Uns beschäftigt die Armee. Mir scheint, als sei nicht so sehr der Staatslenker, wie der Staatsmann-Feldherr, also auch der Feldherr, gemeint. Denn weiterhin heißt es (S. 25): „Nur in gewisser Weise (im Deutschen braucht man das Wort „gewiß" bekanntlich, um etwas durchaus Ungewisses zu bezeichnen) universal eingestellte Menschen sind noch in der Lage, in einem modernen Kriege cäsarenhaft zu führen." Hier ist also offenkundig die Vereinigung von Staatsmann und Feldherr wie bei Cäsar gemeint. Nun sitzt in dem Verlangen nach dem Universalmenschen auch schon wieder ein Stück Widerspruch. In der zweiten „Unzeitgemäßen" Nietzsches vom Jahre 1874 heißt es: „Während noch nie so volltönend von der freien Persönlichkeit geredet worden ist, sieht man nicht einmal Persönlichkeiten, geschweige denn freie, sondern lauter ängstlich verhüllte Universalmenschen. . . . Sie sind in einen Zustand versetzt, an dem selbst große Kriege, große Revolutionen kaum einen Augenblick lang etwas zu ändern vermögen."

Ich fürchte, daß die Forderung des universalen Menschen eine reichlich schiefe Abstraktion aus dem letzten Kriege ist. Da die politische Führung versagte, war allerdings ein Cäsar notwendig, um den Sieg sicher zu stellen. Wenn dieser Cäsar ausblieb, so ist das ein Unglück, aber noch lange kein Vorwurf. Denn an und für sich erscheint es doch weit natürlicher, daß unter den heutigen, so überaus komplizierten Verhältnissen Feldherr und Staatsmann nicht mehr in einer Person vereinigt sind. Es entstünde und entstand wirklich eine schier übermenschliche Arbeitslast durch die Einheit. Jeder Feldherr ist zugleich Staatsmann und jeder Staatsmann muß etwas vom Feldherrn haben. Aber die aktive Betätigung gleichzeitig auf beiden Arbeitsfeldern zu leisten, ist beinahe nicht mehr denkbar. Wer hoffen will, daß uns noch einmal ein solches Genie geboren werde, dem soll das unbenommen sein. Erwarten darf man es nicht. Wohl kann ich mir vorstellen, daß über beiden ein genialer Mann stünde, der Kraft und Arbeit beider durch sein Genie eint. Dieser aber wird weder Feldherr noch Staatsmann schlechthin, sondern Fürst sein, und wenn er von Haus aus zufällig Friedrich Wilhelm Schultze hieße.

Ein Staat kann auch ohne diesen Fürsten vielleicht siegen mit einem großen Feldherrn, wenn daneben ein großer Staatsmann stünde. Ist die Macht aber in einer Person vereint, so ist dies ein Monarch dem Wort-

sinn und der tatsächlichen Wesensart nach. Es ist Cäsar, wie Spengler sagen würde.

Schlieffen hat mit der Einheit des Staatsmann-Feldherrn nicht mehr gerechnet. Er sah den Feldherrn par excellence dargestellt durch ein Triumvirat, wie er es 1866 und 1870 erlebt hatte, wie es aber in dieser glücklichen Art nicht einmal notwendig war. Nur „eins wenigstens der Mitglieder des Komitees, das gegenwärtig den Feldherrn zu ersetzen hat, muß etwas von dem Salböl Samuels abbekommen haben". Mir scheint, daß, wer den Feldherrn Psychologos verlangt, die bescheidenere Auffassung Schlieffens für einigermaßen rückständig halten muß.

Man kann in der Frage der Einheit bestimmter Eigenschaften bei einer militärisch führenden Person sogar noch weiter gehen. General Wetzell schließt seine Betrachtungen über die ersten Operationen 1914[1]) mit dem Urteil, der Generalstabschef Moltke sei Stratege, aber nicht Feldherr gewesen. Der als Einheit gedachte Feldherrnbegriff erfährt also eine weitere Unterteilung. Diese Begriffsteilung hat praktische Bedeutung, sie ist keineswegs Theorie. Der Stratege leistet Denkarbeit. Der Feldherr will und handelt. Des jüngeren Moltke strategische Entschlüsse waren anfangs auch vom Standpunkt nachträglicher Beurteilung einwandfrei. Aber er zwang seinen Willen den Armeen, wohl aus Mangel an Selbstvertrauen, nicht auf. Nun ist es sehr gut denkbar, daß die Riesenverhältnisse des letzten Krieges eine Teilung der Leistung wenn nicht erforderlich, so doch praktisch möglich gemacht hätten. In der Praxis können mehrere Personen, die sich ergänzen, den Universalmenschen, wie ihn Hesse fordert, ersetzen.

Daß der oder die Führer einst, daß sie bald zu Deutschlands Rettung erstehen, aus den Dingen selbst heraus geboren und erwachsen werden, daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. Sicher wird er oder einer von ihnen ein Psychologos sein. Und doch ganz anders, als Hesse ihn sich denkt. Viel weniger kompliziert, viel intuitiver, unbewußter handelnd. Und ich möchte vorausahnen, daß eine so schwere Bürde kein ganz Junger trägt. Blücher, Moltke und Hindenburg leisteten ihr Größtes an der Schwelle des Greisenalters. Bismarck war 55, als er das Reich schuf. Allerdings, jung waren sie alle geblieben. Deutschland gebärt aber keinen Napoleon. Ich sprach von der Hoffnung, daß der Führer bald erstehen möge. Das ist nicht gleichzusetzen dem allgemeinen, ziemlich sinnlosen Geschrei nach dem starken Manne. Gerade die, die heute danach schreien, würden den starken Mann als äußerst unbequem empfinden. Große Männer sind von niemandem und durch nichts leicht zu ertragen. Geliebt können sie im Wachsen ihrer Erfolge werden, beliebt werden sie nirgends sein. Auch das ist ein Stück Psychologie. Und wann dürfen wir

[1]) Wissen und Wehr 1925, Februarheft.

auf diesen ganz Großen hoffen? Wenn der gordische Knoten fertig ist, schickt Gott den Alexander. Wir sind allerdings in einem Zustande, daß wir vor dem Messias noch mehrere Johannes verbrauchen könnten. Aber für den Größten muß erst der gordische Knoten fertig sein. Das bedeutet, daß man diesen Führer nicht züchten, daß er nur werden kann. Wenn die unausweichlichen Gegensätze der uns feindlichen Mächte sich so gestalten, daß alles Geschick nicht mehr ausreicht, sie zu mildern, ohne Lebensinteressen aufzugeben, dann ist der Knoten kurz vor der Vollendung. Der Gedanke ist elementar einfach, die Erkenntnis und die Kraft zum Handeln im gegebenen Augenblicke Sache eines Genies.

Will man einzig und allein unter dem Feldherrn die Einheit zwischen militärischem Führer und Staatsmann verstehen, wie sie sowohl Friedrich dem Großen als auch Clausewitz vorgeschwebt hat, dann mag auch Hindenburg nicht als vollendeter Feldherr gelten. Er will bewußt im wesentlichen nur Soldat sein. Es ist aber auffallend, daß auch unsere Gegner den Feldherrn-Staatsmann ganz ohne Zweifel nicht gehabt haben. Bei ihnen kann man sogar noch hervorheben, daß sie bei objektiver Beurteilung nicht einmal einen Feldherrn mit militärischen Eigenschaften gehabt haben, der auch nur annähernd eine Schlacht von Tannenberg zu schlagen imstande gewesen wäre. Wollte man auch Hindenburg die Eigenschaften des Feldherrn par excellence absprechen, so müßte man zu dem Schlusse kommen, daß diese ganze Zeitepoche nicht dazu angetan gewesen sei, einem solchen Feldherrn endgültige Erfolge zu bringen. Vielleicht steckt da ein ganz kleines Körnchen Wahrheit drin.

Es war nun ferner nicht klar, welche Harmonie gemeint sei. Die Harmonie der universalen Einstellung, die Harmonie von Staatsmann und Feldherr, oder, was doch am nächsten liegt, die Harmonie der eigenen Persönlichkeit? Es bleibt vollständig unverständlich, wie man sagen kann, wir hätten nur einseitige und nicht harmonische Männer zu Führern gehabt. Ich muß gestehen, einen einseitigen Menschen habe ich mir anders vorgestellt als den Feldmarschall von Hindenburg. Das aber, was sich in den ersten Minuten, die man ihm gegenübersteht, zwingend und imponierend aufdrängt, ist gerade die innere und äußere Harmonie dieses ganz Großen. Der Ausdruck Harmonie ist aus der Musik entlehnt. Sucht man nach einem musikalischen Vergleich zum Wesen dieses Mannes, so würde ich an mächtige, volle und tiefe Oktavenläufe denken. Man kann ja alles mögliche behaupten. Aber wie ein Volksgenosse Hindenburgs sagen kann, wir hätten nur einseitige und nicht harmonische Führer ohne philosophischen Inhalt gehabt, das bleibt mir unverständlich. Ich fürchte nun, Ihr habt von seinem Geiste keinen Hauch verspürt.

Eigenartig ist, daß man übrigens gerade Clausewitz nicht als harmonische Natur ansprechen darf. Er hat nach seinen eigenen Worten vergeblich nach der

inneren Einheit gestrebt. Das, was man bei Clausewitz an Stelle des Begriffs der Harmonie in seinem Wesen setzen müßte, ist die Richtung seines Geistes auf die Totalität der Kultur. Diese ist allerdings bewundernswert. Nun ist die Totalität der Kultur heute für niemanden mehr möglich. Aber vor Einseitigkeit hatte sich das Offizierkorps vor 1914 gewiß geschützt. Es war oft erstaunlich, bis zu welch entlegensten Gebieten der Wissensdrang Offiziere des alten Heeres trieb. Daher erwarben auch eine erhebliche Anzahl ehemaliger, sogar aktiv gebliebener Offiziere sehr bald nach dem Kriege akademische Grade, einige Hochschullehrstellen.

Die Gedanken über den Feldherrn-Staatsmann führen noch zu einem weiteren Ergebnis. Die seltenen Größen, die beide Eigenschaften in sich vereinen, sind von Haus aus Berufssoldaten, z. B. Alexander der Große, Prinz Eugen, Friedrich der Große. Bei Bonaparte kann man zweifelhaft sein, ob er die Eigenschaft des Staatsmannes in gleicher Größe wie das militärische Genie besaß; Berufsoffizier ist auch er. Fälschlich wird Cäsar als Ausnahme gelegentlich gerechnet. Er war von Anfang an ein tapferer Offizier mit manchem kecken, abenteuerlichen Erlebnis. Allerdings war er außerdem noch manches andere: Staatspriester des Jupiter und Prozeßredner, hoher Verwaltungsbeamter und Schriftsteller, vor allen Dingen auch ein luxusverwöhnter Grandseigneur. Eine wirkliche Ausnahme bildet Cromwell. Er ist ursprünglich Landwirt, mit 29 Jahren Parlamentarier. Erst der 40jährige wird zum Militär und dann auch mehr zum Armeeorganisator als zum Strategen.

Friedrich der Große ist der letzte erfolgreiche Vertreter der Einheit beider Elemente. Moltke führt in bewußter Trennung vom Staatsmann. Mit Groll gedenkt Bismarck der Tage, in denen ihn der führende General, zu dem er doch persönlich herzlich stand, fast ausschaltete. Im Weltkriege hat die 3. oberste Heeresleitung der Politik nicht aus dem Wege gehen können, aber gegen ihren Willen.

Der kurze Überblick zeigt, daß die Einheit, wenn sie vorhanden war, mit Cromwells Ausnahme bisher den Berufsoffizier zur Voraussetzung gehabt hat.

Nun war im „F. Pf." auch noch am Schlusse behauptet, die Armee hätte nur platte Durchschnittsgrößen erziehen können. So ganz unrichtig ist das nicht. Unser Zeitalter war im allgemeinen vielleicht auf gute Mittelmäßigkeit eingestellt. „Wir werden immer nur den höchsten Grad der Mittelmäßigkeit erreichen können. Die Grenzen des Jahrhunderts reichen nicht weiter." Damit meinte zu unserem nachträglichen Erstaunen Friedrich der Große in seiner politischen Korrespondenz sein Jahrhundert. Aber es könnte auch auf die Zeit des Weltkrieges einigermaßen angewendet werden. Abgesehen von dieser möglicherweise hemmenden Beeinflussung durch die Zeitumstände ist es

jedoch stets Aufgabe der Armee, ein gesundes Mittelmaß vor allen Dingen zu erzielen. Die Eigenart der Organisation verlangt ein Aufgeben von Sonderwünschen und persönlichen Eigenmächtigkeiten im Dienste des großen Ganzen. Ein Sichhineinfügen, Sichbescheiden jedes Einzelnen liegt allerdings in diesem Berufe, vielleicht etwas mehr als in jedem anderen Berufe übrigens auch.

Mit der richtig verstandenen, bewußten Mittelmäßigkeit, also mit der Durchschnittsgüte haben wir viel erreicht. Die „France militaire" schrieb zur englisch-französischen Offensive an der Somme 1916 (entnommen Freytag-Loringhoven, Folgerungen aus dem Weltkriege): „Die große Homogenität der deutschen Armee geht aus der Tatsache hervor, daß es der deutschen Heeresleitung möglich war, . . . aus wenigstens 10 Divisionen . . . improvisierte Formationen der . . . Offensive entgegen zu werfen." Im August 1918 sagte mir einmal ein österreichischer Generalstabsoffizier, er bewundere, daß wir so ohne weiteres die Generalstabsoffiziere in den verschiedensten Stellen verwenden könnten. So gleichmäßig sei ihr Generalstab nicht ausgebildet. Wir haben in der Ablehnung des Spezialistentums früher vielleicht zu viel getan. Aber in diesem korrekten Einheitsmaß lag doch auch viel Gutes.

Nur darf das alles nicht so weit gehen, daß kraftvolle Charaktere unterdrückt werden. Freilich ist das Verhalten von Männern wie Prittwitz und anderer anscheinend auf die Debetseite des Systems zu buchen. Auch das trifft nicht ganz zu. Die kritische Betrachtung der Entschlüsse dieser Führer soll dazu führen, das Alte zu bessern, weiter zu entwickeln, von Hemmungen zu befreien. Aber es reicht doch nicht aus, um ein ganzes bewährtes System mit dem Makel des Versagens zu belegen. Und das um so weniger, als die Kreditseite nicht gerade leer ist. Eine andere Frage muß es sein, ob die Auswahl unter den sicherlich genügend vorhandenen Charakteren eine glückliche war. Schon indem man hier von glücklicher Wahl spricht, gibt man zu, daß die Persönlichkeitsauswahl stets mehr oder minder vom Glück begünstigt sein muß, daß es feste, sicher zum richtigen Griff führende Grundsätze hier gar nicht gibt. Eine sehr niedliche Stelle darüber, wie schwer doch die Persönlichkeitsauswahl auch bei anderen Nationen sein muß, findet sich in den „Briefen, die ihn nicht erreichten": „Wenn jemand plötzlich einen verantwortungsvollen Posten bekommt, gratuliert man ihm und sagt: endlich, the right man in the right place, und denkt dabei: what a mess he will make of it." Tatsächlich ist es ja auch unsern Gegnern bemerkenswert oft, namentlich zu Anfang, nicht geglückt, eine richtige Persönlichkeitsauswahl zu treffen. So ist denn auch bei ihnen vielfach a mess angerichtet.

An mehreren Stellen ist es bei uns allerdings erstaunlich, mit wie ausgesprochen unglücklicher Hand in einzelnen Fällen gearbeitet worden ist. Für jeden, der das schwere Amt, Persönlichkeiten zu beurteilen, einmal selbst aus-

geübt hat, wird es einleuchten, daß aus dem tragischen Mißgriff ein Vorwurf nur dann abzuleiten wäre, wenn klar erkenntlich nach ungerechtfertigten Gesichtspunkten gehandelt worden wäre. Wer den alten deutschen Generalstab und die alte Generalität auch nur im geringsten kennt, der wird kaum behaupten können, daß unsachliche Gesichtspunkte mehr den Ausschlag gegeben hätten, als dies nun bei den Beziehungen von Mensch zu Mensch stets unvermeidlich bleiben wird. Immerhin scheut das gebrannte Kind das Feuer. Man könnte wohl aus den tatsächlichen Vorgängen gute Lehren ziehen und alte Fehler vermeiden. Das ist eine Angelegenheit, wohl zu überlegen von denen, deren Sache das ist. Jedoch ich sagte, auch die Kreditseite ist doch wahrhaftig nicht leer. Männer mit ausgeprägter Eigenart wie Graf Schlieffen und der alte Graf Haeseler sind hier allerdings nicht zu nennen, denn sie stammten ja aus der Schule von vor 1880. Warum gerade damals, wie das Zitat im „F. Pf." besagt, die gesunde Entwicklung abgebrochen sein soll, ist nicht ganz einleuchtend. Ist hier etwa verschämt statt 1888 die Jahreszahl 1880 gesetzt, weil man doch nun mit ausreichendem Grunde nicht gut alles der Regierungszeit Wilhelms II. aufbürden kann, obwohl man es ja recht gern täte? Aber es wird nun einmal behauptet, daß der Fluch der Mittelmäßigkeit der Armee seit 1880 anhafte. Also François, Morgen, Surén, mag man über sie denken, wie man will, waren keine Einzelgänger? Feldmarschall Freiherr von der Goltz, v. Mackensen, v. Below, v. Falkenhayn, Graf Goltz e tutti quanti waren korrekter Durchschnitt? Gewiß, zum Feldherrn schlechthin wurden sie nicht; vielleicht nur deshalb, weil der vorhanden war: Hindenburg! Und die Originale buntscheckigster, auch geistvollster Art, die mir in meiner Friedens- und Kriegszeit über den Weg gelaufen sind, haben sie alle in der alten Armee Erfüllung ihres Wesens nicht finden können? Steht nicht manch knorriger Eichbaum auch heute noch ungefährdet im Walde des Reichsheeres? Kennt Hesse keinen?

Die Frage der Führerzüchtung ist wert, noch eingehender betrachtet zu werden. Man kann, wie gesagt, das Genie, den Feldherrn par excellence nicht züchten. Das ist wohl unbestritten. Aber man kann das juste milieu schaffen, aus dem Führernaturen überhaupt hervorgehen. Um das zu tun, gibt es verschiedene Wege. Einer ist, dem Aufstieg Geeigneter die Hindernisse hinwegzuräumen. Hesse meint diesen Weg. Das beweist schon die wiederholte Forderung der Gedankenfreiheit, der Vorwurf, mannhafte Persönlichkeiten hätten im alten System zu schwer den Weg nach oben gefunden. Also, um es mit einem Schlagwort zu kennzeichnen: freie Bahn dem Tüchtigen. Man kann nicht beweisen, daß der Weg falsch ist. Man kann anderer Auffassung sein, aber es steht dann eben Ansicht gegen Ansicht. Immerhin stimmt einiges bedenklich. Alle die Hemmungen, die wir so oft als Vorurteile und überalterte

Gewohnheiten schelten hören, sind vielfach nichts anderes als Sicherungen gegen das Emporkommen vielgewandter Halbbildung, gegen das Eindringen von Talmicharakteren, von Menschen ohne das Rüstzeug ererbter Tradition und einer durch Generationen wertvoll und werteschaffend gemachten Weltanschauung. Freie Bahn dem Tüchtigen? Sehr schön! Ein alter Batteriechef hörte einst, wie von einem Offizier lobend gesagt wurde, er sei tüchtig. Lächelnd meinte er: „Ein vernichtendes Urteil; tüchtig sind wir alle." Was bedeutet denn außerdem tüchtig? Tüchtig kann der größte Ekel sein, sehr tüchtig sogar.

Ein anderer Weg ist die Erziehung und Züchtung einer Führerkaste, wie sie etwa England seit langem in Oxford und Cambridge treibt. Wir sind auf entgegengesetztem Wege, wir bauen z. B. Schulpforta ab. Die Züchtung einer Führerkaste wird stets aristokratische Auslese sein. Aber das ist Empfindungssache. Jedoch Vergangenheit und Gegenwart mahnt zu reiflicher Überlegung, ob man diesen Weg, eine Führerkaste zu erziehen, nicht doch einschlagen sollte.

Die Legende, daß den mannhaften Charakteren und leistungsfähigen Persönlichkeiten der Weg empor im alten System nicht frei oder nicht frei genug gewesen wäre, ist so hartnäckig, daß man allmählich fast selbst daran glaubt. Nun sind aber nicht nur die Jungen, sondern auch wir Alten Skeptiker. Das Merkwürdige an der Legende ist nämlich, daß man nie ein einigermaßen einwandfreies Beispiel als Beleg erhält. Die Antworten auf eine Frage danach kann man in drei Arten teilen. Die erste Art sind grausliche Geschichten von einer Tante, die einen Schwager hatte, dessen Neffe zweiten Grades ... und dem ist ausgerechnet ein Vetter von der Hofdame der Kaiserin vor die Nase gesetzt. Mit solchen Geschichten ist nicht viel anzufangen. Ist damit nur gemeint, daß man auf persönliche Empfehlung etwas gab, so steckt Richtiges darin. In manchen Staaten, in denen die Hofdame fehlt, kann man dann ruhig den Abgeordneten an Stelle der Hofdame setzen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Hofdamen meist netter waren als Abgeordnete. Es steckt nicht nur Richtiges in diesen Geschichten, sondern auch Berechtigtes. Nimmt denn etwa ein Handelsherr in sein Geschäft nicht lieber den Sohn eines Geschäftsfreundes als einen völlig Unbekannten? Soll ein Regimentskommandeur nicht lieber den Sohn eines bewährten Freundes und Kriegskameraden nehmen als sonst jemand? Tatsächlich sind ja aber nicht nur diese berechtigten Empfehlungen, sondern andere Vorgänge gemeint. Mag etwas Wahres daran sein, es verblüfft, daß man so gut wie nie ein beweisendes Beispiel hört. Das, was wahr daran bleibt, ist Menschliches, allzu Menschliches.

Bei der zweiten Art wird vollständig negativ gefolgert. Die richtigen Leute standen nicht an der rechten Stelle, also! Daß das nur sehr teilweise stimmt, daß es für den stimmenden Teil ganz andere Gründe hat, ist vorher ausgeführt.

Die dritte Art beschränkt sich meist auf einen bestimmten, vorgeblich typischen Fall. Da ist z. B. der jüngere Moltke. Daß an seiner Stelle zum Chef des Generalstabes nicht der General Sowieso genommen wurde, ist nur auf Hofintrige zurückzuführen. Außerdem hat der Kaiser ja auch selbst gesagt: „Im Frieden wird er es schon machen, und im Kriege mach ich es allein." Wer sich auch nur einigermaßen ehrlich des Verhaltens des Kaisers seit 1908 entsinnt, wird zugeben müssen, daß der Monarch diesen Ausspruch so gar nicht getan haben kann. Und wer war denn nun dieser General Sowieso? Namen schwirren umher, bei denen man sofort erkennt, daß, der sie nennt, keine Ahnung von den tatsächlichen Verhältnissen hat. Einen schwer leidenden Mann hätte der Kaiser sicher nicht in seiner Stellung belassen, wenn er einen andern gehabt hätte. Zu berücksichtigen blieb, daß Moltke eine hochbedeutende Persönlichkeit war, nur todkrank. Wer kam denn als Ersatz in Betracht? Diese Frage bleibt auch heute noch offen, wenn man sie nicht aus der Kenntnis der Kriegsvorgänge heraus beantworten will. Sie bleibt sogar dann noch schwer, sehr schwer zu beantworten. Daß das alles so war, ist Schicksal, nicht Schuld.

Festzuhalten ist, daß die Fülle hervorragender Generale wohl geeignet ist zum Beweis, daß das juste milieu, aus dem tüchtige Führer hervorgehen können, dem alten System durchaus nicht gefehlt hat.

5. Die Gesellschaft

Ein weiterer Vorwurf lautet: „Unserem militärischen Wesen hat einiges Wesentliche gefehlt . . . Es steht mir . . . die Verquickung des Begriffs vom lebendigen Kriege mit dem ganzen weiten Leben einer Nation vor Augen . . ." Diese Behauptung wäre nicht nur zu beweisen, sondern vorher zu erklären gewesen. Das versteht so kein Mensch. Wer das verstanden zu haben glaubt, der versteht es ganz sicher nicht. Also unsere alte Armee, gegründet auf der allgemeinen Wehrpflicht, entstanden in den Befreiungskriegen, ist nicht mit dem Leben der Nation verquickt gewesen? Das verstehe ein anderer. Eine Armee ist überhaupt, wenn sie sich nicht zum Typus der Prätorianer-Garde ausgewachsen hat oder, wie unsere jetzige Reichswehr, durch Diktat entstand, stets nur der Exponent des Volkes selbst. Unsere alte Armee war das Volk an sich. Wie diese Armee nicht mit dem Leben der Nation aufs innigste verquickt gewesen sein soll, das bleibt mir schleierhaft. Man könnte mit Gewalt vielleicht einen einzigen Punkt heraussuchen, in dem sich Armee und Volksentwicklung voneinander getrennt hatten. Auch dieser Punkt bleibt völlig problematischer Natur. Man kann sehr zu Recht behaupten, daß selbst hier die innerliche Trennung nur eine scheinbare war. Im Laufe des 19. Jahrhunderts

wurde zunächst die Verfassung Preußens und dann die Verfassung des Deutschen Reiches eine konstitutionelle. Dem entsprach die Konstruktion des inneren Organismus der Armee allerdings nicht. Sie war, abgesehen von der Bewilligung der Geldmittel, zweifellos staatsrechtlich ein absolutistischer Rest. Allerdings ein selbstverständlicher Rest, denn ich glaube, es wäre der Armee recht schlecht bekommen, wenn es anders gewesen wäre. Zur Kennzeichnung dessen, was ich bei der Divergenz von Verfassung und Armeeorganisation meine, sei nur ein, noch dazu vielleicht gar nicht mal so wesentliches Beispiel erwähnt. Der preußische Kriegsminister hatte eine verfassungsrechtlich aufgefaßt im Verhältnis zum heutigen Reichswehrminister persönlich erheblich schwierigere Stellung. Als General unterstand er der unbedingten Befehlsgewalt seines Königs, als preußischer Minister trug er die verfassungsgemäß gegebene Verantwortlichkeit. Dies Beispiel beleuchtet, daß tatsächlich die Struktur der Armee in einigen Dingen nicht mehr ganz konform der politischen Entwicklung war. Ich bin der Ansicht, zu ihrem Glück. Man kann natürlich auch anderer Ansicht sein. Ich zweifle aber, daß dieser eine Umstand in der „Nahen Ära" gemeint wurde. Sollte mit der angeführten Stelle etwas anderes gemeint sein, so gehe man hinaus aufs Land und frage die Leute. Die alte Armee lebte mit der Nation und die Nation mit ihr. Sie war national im besten Sinne. Wenn heute 1924 württembergische Bauern nach dem Manöver Flurschadenentschädigungen ablehnen, so ist die Reichswehr nur auf dem besten Wege, das zu erwerben, was sie von den Vätern ererbt hatte, um es zu besitzen.

Schützinger, der sozialdemokratische Völkerbundsmilitarist, schreibt: „Was das Regiment Geßler zu einer so düsteren Episode der neudeutschen Wehrpolitik stempelt, ist die Entfremdung von Staatsbürgerschaft und Wehrmacht, die immer noch als Rudiment jenes feudalistischen, preußischen Klassenkampfinstruments im Heere wuchert . . ." Das ist im Grunde nicht viel anderes, als was Hesse sagt. Dasselbe wie Schützinger wollte er doch wohl kaum sagen.

Es war nun nicht genug, daß man dem alten militärischen System als solchem Vorwürfe machte. Darüber hinaus erhält die Schicht, aus der der Offizier im allgemeinen herstammte, also das, was wir als Gesellschaft zu bezeichnen pflegen, verstreut in der „Nahen Ära" eine Anzahl recht heftiger Seitenhiebe, die ganz eigenartig anmuten.

Zunächst eine Kleinigkeit vorweg. Einmal (S. 2) ist die Gesellschaft als „sogenannte" Gesellschaft bezeichnet. Es gab erfreulicherweise nicht nur eine „sogenannte", sondern tatsächlich im besten Sinne eine gute Gesellschaft. Ohne eine aristokratische Oberschicht ist ein Volk genau so unlebendig wie ohne die anderen Schichten. Es täte uns in den Staub Getretenen heute sehr not, etwas aristokratischer zu denken und zu fühlen. Im Sinne des noblesse

oblige gab es eine Gesellschaft und bestand sie zu Recht. Es gibt wirklich einiges, das nur auf dem Boden vererbter Traditionen gedeiht. Man lese darüber die sehr lehrreichen Ausführungen von Marx, Weltkrieg, über Vererbung der Lebensposition.

Börries von Münchhausen nennt die Ahnen die Hüter jener heiligsten Güter, die nicht käuflich sind. Zu solchen Ahnen ist das Adelsprädikat gewiß nicht notwendige Voraussetzung.

„Es ist uns heute so, als hätte in den maßgebenden Kreisen der Vorkriegszeit eigentlich nur ein Stand den Atem dieses anders gewordenen Volkes gespürt — der Wirtschaftler, vor allem der Kaufmann . . ., am wenigsten wohl der Grundbesitzer, der Beamte und auch der Offizier" (S. 2). Ich möchte keineswegs verneinen, daß es bornierte Schafsköpfe in jedem Stande gibt. Es schadet gar nichts, wenn Großgrundbesitzer mit Anschauungen aus dem Jahre 1760, auf dem Amtsschimmel eingeschlafene Beamte und vielleicht auch ab und zu dieser oder jener Offizier einen heilsamen Schrecken bei Hesses Worten bekommen. An und für sich aber ist die angeführte Behauptung das Gegenteil vom wirklichen Leben. Wenn einer das Leben des Volkes mitzuleben imstande war, so war es der Grundbesitzer, der Offizier und häufig genug auch der Beamte, die tagtäglich mit dem Volke in Berührung kamen. Am wenigsten aber hat die Seele seines Volkes der Wirtschaftler verstanden. „Der Deutsche ist . . . zum Händler geworden; zum Kompromißler im schlechten Sinne." Das sage nicht ich, weil ich es so gar nicht für richtig halte; das sagt Hesse (S. 9). Durch den Beamten und Offizier ist der Deutsche sicher nicht zum Händler geworden. Dazu hatten beide Berufsarten zu ihrem Schaden nicht die geringste Veranlagung. Durch wen denn anders, wenn es so wäre, als durch den Wirtschaftler?

Es sei hier eine Einschaltung erlaubt. Anstatt neben einigen billigen Worten der Anerkennung immer nur herauszusuchen, was die Armee alles gefehlt, wie verkehrt wir doch alles gemacht haben, wie zu ändern, zu bessern sei, sollte man einmal frei heraus von dem Unrecht, das uns getan, psychologisch sprechen. Da blutet ein Offizierkorps $4^1/_2$ Jahre. Ein Drittel tot, rund 90 Prozent verwundet, die anderen meist nur durch Zufall unverwundet. Man versucht danach ihm die Achselstücke herunterzureißen. Vom „Atem der Armee" haben die Kreise, die das taten, jedenfalls keinen Hauch verspürt. Die Weiterungen der Revolution bringen sofort den Zustand des Nichtmehrweiterkönnens. Wieder ist es der Offizier, der mit Einsatz seines Lebens den Weiterbestand des Staates erst möglich macht. Als Quittung folgen Beschimpfungen des Militärs, wenn auch natürlich von unverantwortlicher Stelle, wie sie unobjektiver kaum zu denken sind. Friedrich der Große schrieb in seinem politischen Testament von 1752: „Die Offiziere verachten und von

ihnen fordern, daß sie mit Ehren dienen, ist ein Widerspruch." In wohlverstandenem Staatsinteresse diente der Offizier trotzdem weiter und bewahrte ohne Rücksicht darauf, wie er nach Herkunft und Erziehung empfand, dem Gesamtwohl zu Liebe eine nicht mehr zu übertreffende Loyalität gegenüber der Republik. Am wirklichen, praktischen Erfolg gemessen hat kaum einer der Republik so viel genützt, wie der Soldat. Und diesem treuen Diener am Staate erspart man heute nicht einmal die drückendsten materiellen Sorgen. Es ist doch zu gedankenlos, zu meinen, der Offizier wäre im Dienst verblieben aus Sorge um das tägliche Brot. Dazu langt es ja kaum. Man soll nicht sagen, das ginge uns allen so und sei eben nicht zu ändern. Vom Soldaten wird Außergewöhnliches verlangt, nämlich letzten Endes der Einsatz seiner Knochen. Darum soll man ihn auch nicht mit gleichem Maße messen wie die andern, aus rechtlichen, aber auch aus Nützlichkeitsgründen. Das Leben einsetzen, und dann noch von den bittersten Sorgen um die Familie nicht frei sein, das fügt sich nicht zusammen. Auf den Schultern des Soldaten ruht die Betätigungsmöglichkeit aller anderen Berufe. Dieser Gedanke ist nicht neu. Ihn heute aber auszusprechen, das gilt und galt schon vor dem Kriege als Überheblichkeit. Nicht für eine Minute, wie Hesse sagt, sondern in der Geschichte Deutschlands immer wieder und auch in Zukunft lange, bange Minuten hat die Armee ihre historische Mission. Das auszusprechen ist unser gutes Recht, es zu verschweigen völlig falsche Bescheidenheit. Nur die Lumpe sind bescheiden. Mißt das Offizierkorps einmal, was es nicht tut, seine Leistungen an denen der anderen, so kann es ruhig von sich behaupten: Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Nebenbei bemerkt sei der Hinweis gestattet, daß die Worte „den Atem des Volkes spüren" nicht allzu glücklich gewählt sind. Gemeint ist die Seele des Volkes, die zu suchen für jeden Ernstdenkenden Pflicht ist.

Weiter: „Nicht in der Lüge liegt die höchste sittliche Gefahr für den Diplomaten, sondern in der geistigen Verflachung des eleganten Salonlebens" (S. 2). Es ist ein Zitat aus Treitschkes Politik. Gefahr ist nicht vollendete Tatsache. Diese Gefahr hat immer bestanden und wird bestehen bleiben. Es gibt eben Berufe, deren Tätigkeit Gefahren mit sich bringt. Mancher ist auch sicher der Gefahr erlegen. Ich bin bereit, Beispiele heranzuholen, obwohl ich im Augenblick keines zur Hand hätte. Es liegt aber durchaus nicht in den Worten der Sinn, daß es nun so war. Ohne Beweise bleibt der Vorwurf nicht haltbar.

„Ein Offizier . . . fühlt heute, daß die strahlende Uniform eines blutjungen Soldaten und das schlichte Kleid wissenschaftlich hochgebildeter Menschen nicht immer im richtigen Verhältnis zueinander gestanden haben mögen" (S. 3). Die Schuld wird in den nächsten Zeilen ausdrücklich der Gesellschaft und dem System gegeben. Ich habe in Kreisen wissenschaftlich hochgebildeter

Menschen verkehrt. Ich kann versichern, daß es in den Kreisen, die ich kennengelernt habe, nicht so war. Diese Feststellung wirkt um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß Hesse und ich zufällig in ein und derselben Stadt, nämlich Danzig, militärisch aufgewachsen sind. Der Unterschied zwischen unseren Auffassungen muß sich davon ableiten, daß mir einige Jahre mehr in der schönen alten Hansastadt beschert waren. Und doch, wenn ich weiter lese, fällt mir ein, daß etwas Berechtigtes an Hesses Worten sein kann. Er schreibt (S. 40): „Sind wir uns in der alten Armee völlig darüber im klaren gewesen, was wir für den Staat bedeuteten? Lag es nicht an uns, gerade den Gedanken dieses Rechtes auf Leben zu entwickeln?" Ich glaube jetzt fast selbst, wir sind uns nicht so ganz klar darüber gewesen. Wir litten nämlich in Wirklichkeit an etwas zu viel Bescheidenheit. Daß das so war, daran war mancher wohlgemeinte, aber verkehrte Presseeinfluß mit schuld. Man nehme einmal ein paar alte Zeitungsbände hervor und man wird spaltenweise finden, wie uns immer wieder Bescheidenheit gepredigt wurde. Wir sollten nur ja nicht empfinden, als ob wir etwas Besonderes für den Staat bedeuteten. Nein, die strahlende Uniform hat nicht immer im richtigen Verhältnis zu dem schlichten Kleid anderer Menschen gestanden. Leider aber sind die Worte nunmehr in ganz entgegengesetztem Sinne zu Hesse zu verstehen. Der Offizier hat wohl kaum den Wert und die Bedeutung anderer Menschen unterschätzt, im Gegenteil, ich habe oft gefunden, daß der junge Offizier über den Großhandelsherrn mit einer übertriebenen Hochachtung dachte, die in dem Maße ihrer Übertreibung nicht mehr gerechtfertigt war. Dagegen fand man recht häufig, besonders in akademischen Berufen, ein Urteil über den Offiziersberuf, das nur auf Kenntnislosigkeit beruhen konnte. Wenn der Junge zu allem anderen zu dumm ist, dann wird er halt Offizier, das ist nicht mehr eine geistlose Redensart, das ist oft Ansicht und Überzeugung gewesen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß es ein Ruhmestitel der organisatorischen Kraft der Armee war, bis zu gewissen Chargen die Fähigkeiten auch einer glatten Mittelmäßigkeit nutzbringend zu verwenden. Es muß schon sehr gut um eine Organisation bestellt sein, wenn sie das kann. Im übrigen ist aber die angeführte Redensart kennzeichnend für falsche Beurteilung. Vielleicht war sogar in der Armee so viel Intelligenz konzentriert, daß andere Berufe dadurch blutleer geworden sind. Es blieb nicht einmal bei dem akademischen Vorurteil. Auch in wirtschaftlichen Kreisen, sowohl des Besitzes wie des Handels, konnte man gelegentlich die Auffassung hören, der Offizier sei doch eigentlich nur eine Drohne am Staatsleben. Kurzum: in dem Satze von der strahlenden Uniform verbirgt sich eine schwere Ungerechtigkeit gegen das alte Offizierkorps.

Die Anklagen gegen die Gesellschaft häufen sich. Nachdem erst dem Offizierkorps der alten Armee der Vorwurf gemacht wird, es habe trotz denkbar

sozialer Einstellung seines Berufes die geistige Vertretung dieser Aufgabe nicht genügend erkannt, geht es weiter (S. 5): „Wahrlich, es hieß, der gesellschaftlichen Schicht, aus der das Offizierkorps selber stammte und in der es sich bewegte, zu sagen, daß ihr das Gefühl für den sozialen Gedanken in gewisser Weise (soll natürlich heißen in ungewisser Weise) abhanden gekommen wäre. Zur Besinnung, zu Preußentum und Sozialismus mußte im Eingang des Jahrhunderts der Arbeit und der Arbeiter aufgerufen werden! Dann wäre es nicht zur Revolution gekommen." Ehe man sich mit dem eigentlichen Vorwurf beschäftigt, muß einiges richtiggestellt werden. Das Offizierkorps stammte bei einer Zahl von rund 25000 Offizieren nicht aus einer Schicht, sondern aus verschiedenen Schichten. In dem strengen Sinne der Zeit noch vor 1870 war die Homogenität des Offizierkorps nicht mehr zu erreichen. Das ist, wie alle derartigen Vorgänge, gleichzeitig ein Vorteil und ein Nachteil. Darüber soll hier nicht gestritten werden. Sicher ist, daß das Offizierkorps keineswegs aus einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht stammte. Stimmt also der Vorwurf, so stimmt er für mindestens mehr als die Hälfte des ganzen deutschen Volkes, von den fürstlichen Geschlechtern herab bis zum kleinen Beamten und Bürgersmann der Kleinstadt. Der Schluß aus der Umkehrung ist unausweichlich, daß dann der soziale Gedanke nur noch beim Arbeiter nicht abhanden gekommen sein konnte. Es ist nicht anders; liest man die angeführte Stelle sorgsam durch, so bleibt kein anderer Schluß mehr möglich. Jeder hat das Recht, diesen Schluß für richtig zu halten. Ich halte ihn für falsch. Ferner ist unser Jahrhundert das der Arbeit und der Arbeiter genannt worden. Das ist ein Schlagwort und weiter nichts. Nach Ellen Key ist es das Jahrhundert des Kindes. Wer hat nun recht? Keine Zeit ist einseitig. Oder anders: Jahrhunderte der Arbeit und der Arbeiter waren auch die voraufgegangenen. Was waren sie denn sonst? Jahrhunderte des Vergnügens höchstwahrscheinlich doch nicht. Und ist denn Helmholtz oder Humboldt, Scharnhorst oder Gneisenau, Schlieffen oder Hindenburg kein Arbeiter, war ihr Leben nicht Arbeit? Das sind Nuancierungen der politischen Kleintaktik, aber nicht Grundlagen für ernstliche Angriffe. Und dann die Behauptung, auf anderem Wege wäre es nicht zur Revolution gekommen. Die größten Historiker haben es abgelehnt, im Konjunktiv zu sprechen. Was hätte und wäre, wenn man, das kann kein Mensch wissen, sogar Hesse nicht. Wie kann man sagen, wir hätten die Revolution auf anderm Wege verhindern können. Das ist direkt falsch. Wenn die Revolution von Marx an bis zum Oktober 1918 gepredigt wurde, dann war sie nicht mehr zu verhindern. Das ist eine Illusion. Einmal mußte sie kommen, ob mit Erfolg oder ohne Erfolg, das steht dahin. Erstaunlich ist allerdings, daß alle großen sozialistischen Führer in der Literatur die gewaltsame Revolution abgelehnt

haben. Der theoretische Standpunkt und die praktische Propaganda vor der Masse sind leider eben etwas ganz anderes. Die Masse hat stets nur Revolution herausgehört, wenn von Revolution gesprochen wurde, und die feinen konditionalen Unterschiede niemals verstanden. Nach ihren eigenen Theorien hätten die Sozialdemokraten mindestens ebensoviel Veranlassung gehabt, die Revolution zu verhindern, wie alle andern auch. Aber sie haben sie nicht verhindert.

Zurück zu Preußentum und Sozialismus. Wer sollte dazu aufgerufen werden? Die Intelligenz und der Besitz? Das hätte gar nichts geschadet. Ich lehne aus Grundsatz nirgends die Möglichkeit und damit die Notwendigkeit der Besserung ab. Es gab und gibt gewiß manchen Querkopf, der recht unsozial handelte. Es ist aber eine grobe Ungerechtigkeit, diesen Schichten in ihrer Gesamtheit Mangel an Sozialismus, an Gemeinschaftsgefühl vorzuwerfen. Sie standen diesem Begriff oft viel näher, als sie selbst und andere ahnten. An sozialem Handeln, Fühlen und Denken fehlte es nicht mehr, als es menschlich ist. Wohl aber am äußeren Geschick, am mise en scène. Das ist letzten Endes eine Taktfrage, bei der auch heute noch viel zu wünschen übrig ist.

Also wer sollte aufgerufen werden? Die Arbeiter? Ich glaube zu verstehen, was in übertragenem Sinne damit gemeint sein kann, der Arbeiter hätte noch mehr zu Preußentum und Sozialismus aufgerufen werden müssen. Es war eine unglückselige Entwicklung in den letzten 30 Jahren vor dem Kriege, daß sich kein anderer Weg als der des Kampfes mit der Sozialdemokratie fand, daß auf diese Weise vielleicht wertvolle Kräfte und Persönlichkeiten ungenutzt blieben. Unsere Weisheit ist aber ziemlich nachträglich. So einfach, wie man die Dinge rückwärts schauend leicht ansieht, waren sie denn doch nicht. Bismarck hat für sein Verhalten seine Gründe gehabt. Gänzlich außerhalb seines Vorstellungskreises lag es vermutlich nicht, die deutsche Arbeiterschaft sozusagen Lassallesche Wege ziehen zu lassen, d. h. wirtschaftliche Kämpfe von staatspolitischen Fragen innerlich zu trennen und auch für das Arbeitertum den nationalen Staatsgedanken allem anderen überzuordnen. Es wäre eine wesentliche Hilfe für unsere innere Befriedung und Gesundung, wenn endlich Wirtschafts- und Lohnfragen von politischen Problemen, zu denen sie nicht gehören, getrennt würden.

Wenn man meinte und der Überzeugung war, ohne Umschweife ausgedrückt, die Sozialdemokratie hätte zum Dienst am Staate lange vor dem Kriege herangezogen werden müssen, dann sollte man es auch sagen. Ein verschleiernder Ausdruck kann nur irreführen, ja sogar das unmöglich machen, was erstrebt wird. Was soll wohl ein württembergischer Arbeiter damit anfangen, wenn ihm gesagt wird, er solle sich zu Preußentum und Sozialismus bekehren? Die Hauptsache, die durch solche Bekehrung erstrebt werden sollte,

die Möglichkeit der Teilnahme an den Staatsgeschäften, ist überdies nunmehr gegeben.

Aber selbst, wenn man noch einmal rückwärts schaut, bedauernd das Abseitsstehen des Arbeitertums feststellt, läßt sich dennoch nicht ein Vorwurf gegen die Vergangenheit in annähernd ausreichendem Maße aufrecht erhalten. Zu Preußentum und Sozialismus sind die Arbeiter oft genug aufgerufen worden. Sie verstanden aber auf Grund einer 50jährigen Propaganda ganz etwas anderes darunter als ausgerechnet Preußentum und Sozialismus.

Man kann schon an und für sich niemals behaupten, es wäre nicht zur Revolution gekommen, wenn der Arbeiter rechtzeitig aufgerufen worden wäre. Man könnte aber sogar darüber hinaus behaupten, daß es trotz dieses Aufrufes zur unverständlichsten aller Revolutionen der Weltgeschichte gekommen ist. Denn verständlich würde diese Revolution erst dann, wenn man die Rettung nicht mehr im bisherigen System für möglich hielt, die Macht an sich riß und nun meinetwegen selbst unter der roten Fahne die Verteidigung der Gesamtnation entflammte. Das tat man nicht. Die daraus zu ziehenden Schlüsse gehören nicht hierher. Man könnte vielleicht sagen, daß man wohl die Arbeiter aufgerufen, aber nicht genug aufgerufen habe. Und daß an diesem „nicht genug" auch das Offizierkorps seine Schuld träfe. Soweit das Offizierkorps mittelbar zu wirken imstande war, hat es seine Pflicht erfüllt; soweit es noch mehr tun sollte, wird an anderer Stelle darauf zurückzukommen sein.

Ich lese einen Vorwurf gegen die Gesellschaft auch aus folgender Stelle heraus: „Niemand vermag ein anderes Vorrecht aus dem Schicksalsspruch seiner Geburt herzuleiten, als daß er dankbar . . . ist und die ihm als einem Glücklichen gewordenen Gaben und Mittel zum Nutzen der Allgemeinheit verwendet" (S. 15). Als einem Glücklichen, das mußte kommen. Für wie viele der durch Geburt Privilegierten gilt der Spruch des alten Dingelstedt:

Wenn ihr mich dermaleinst begrabt,
Auf meinem Grabstein sei zu lesen:
Er hat im Leben Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen.

Von dieser Kleinigkeit abgesehen gab es auch im alten System eine sehr schöne Devise, die alles das enthält, was Hesse verlangt, nämlich: noblesse oblige! Sieht man sich heute an, welch fabelhaften Widerstand die durch Geburt privilegierten Kreise gegen ihre Proletarisierung erfolgreich aufbieten, so wird man behaupten können, daß auch früher das noblesse oblige nicht ganz vergessen sein konnte. War aber anderes mit der angeführten Stelle gemeint, so sinkt ihre Bedeutung zum wesenlosen Gemeinplatz herab. Es gibt natürlich immer Leute, denen man von Zeit zu Zeit gern die allereinfachsten

Lebensregeln ins Gedächtnis zurückrufen möchte. Von denen sprechen wir doch hier nicht.

Ganz allmählich streift es ans Komische. „Das Offizierkorps — hier ist also ganz unmißverständlich das Offizierkorps genannt — hat sich aus der Verstrickung einer gesellschaftlichen Schicht nicht genügend herauszulösen vermocht" (S. 18). Es war bereits oben gesagt, daß das Offizierkorps nicht aus einer einzigen gesellschaftlichen Schicht stammte. Aus der Verstrickung seiner Schichten hat es sich freilich nicht nur nicht genügend, sondern gar nicht herausgelöst. Kein Mensch kommt aus seiner Diogenestonne von Erziehung und Milieu heraus. Es wäre schlimm um den Menschen bestellt, der Kinderzeit und Mutterhände selbst aus falsch verstandenem Pflichtgefühl vergäße. Ich nehme aber einmal an, die Loslösung wäre notwendig gewesen. Dann gab es nur zwei Wege. Entweder das Offizierkorps ging in eine andere Schicht über, oder es bildete eine Schicht für sich. Ich weiß nicht ganz, ob es gut gewesen wäre, wenn das Offizierkorps eine Schicht, also um den Ausdruck zu gebrauchen, eine Kaste für sich gebildet hätte. Manches spricht dafür, vieles dagegen. Wollte das Offizierkorps das nicht tun, so blieb, wenn man den Gedanken zu Ende denkt, nichts als der Übergang in eine andere Schicht. Nun stammte aber das Offizierkorps aus fast allen Schichten mit Ausnahme der handarbeitenden Kreise. Demnach mußte in Konsequenz des Gedankens das Offizierkorps seinen Anschluß dort suchen. Ich würde es für einen schweren, ehrlich gestanden schweren Fehler halten, wenn man diesen Weg a limine als falsch ablehnen wollte. Ich fürchte jedoch, daß der Ausgang des Versuchs höchst ungewiß gewesen wäre. Für Experimente ist aber eine Armee ein recht ungeeignetes Objekt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit das Wort Experiment unterstreichen. Mancherlei Vorschläge ganz allgemein gesprochen stellen nichts als Experimente dar, die man mit Heeresinstitutionen nur nach sehr reiflicher Überlegung vornehmen darf.

Den vorher angeführten Zeilen folgt nun unmittelbar etwas, das zwingend scherzhaft anmutet. „Das Offizierkorps hat sich auf dem Parkett, auf den Turnierplätzen vielleicht hier und da zu wohl gefühlt. Hat dem geistigen Arbeiter, auch in den eigenen Reihen, nicht immer den ihm gebührenden Platz eingeräumt" (noch S. 18). Man muß es ablehnen, sich mit diesen Worten, nachdem der Krieg eine andere Sprache gesprochen hat, im Ernste auseinanderzusetzen. Selbst Leute, die sich auf dem Parkett äußerst wohl gefühlt haben, Monokel und Lackstiefel — ich wollte, ich hätte heut noch welche — getragen haben, konnten vollendete Soldaten sein. Im Ernst, hier ist nichts zu wollen. Dem ganzen Absatz geht der Satz voraus: wir kritisieren auch. Bitte sehr! Wenn Euch so billige Kritik genügt?

Auf derselben Stufe steht es, wenn gesagt wird: „Ideen versicht man

nicht aus dem Klubsessel, beim Glase Wein und beim Rauch der Havanna" (S. 43). Was soll das? Es ist doch unmöglich, daß man glaubt, wir hätten unsere Ideen im Klubsessel verfochten. Hesse muß ganz genau wissen, daß in den Klubsesseln schon früher und erst recht in heutiger Zeit Leute saßen, die sehr, sehr selten selbst Offiziere oder Väter von Offizieren waren. Das muß er wissen. Wenn er es aber gewußt hat, dann frage ich die scharfe Frage, warum er das schrieb, wem zu Liebe. Etwa dem zu Liebe, der solches gern liest? Man sucht unwillkürlich nach einem Grunde zu dieser Einstellung gegen die Gesellschaft. Man ahnt ihn, wenn man das folgende liest: „Die alte Generation hat eigentlich gar nicht die Freiheit zu einer eigenen Bahn, geschweige denn zur Größe aus sich heraus gehabt. Belastet durch Geburt und Erziehung, durch Gesellschaft und politisches System, so dünkt uns heute der Weg, den sie gegangen ist. Es wundert uns auch nicht, daß sie sich aus dieser Atmosphäre nicht haben losreißen können. So leicht ist ihnen der Eintritt in das Leben gemacht worden, so wenig muß die Bürde, die sie trugen, zu fühlen gewesen sein" (noch S. 43). Das ist es. Wir konnten uns abmühen, so viel wir wollten. Der Weg zur Größe war uns durch Gesellschaft, Geburt und namentlich das fluchwürdige alte System verschlossen. Ich habe nicht geahnt, welch einer jämmerlichen Gesellschaft ich eigentlich angehört habe. Derartiges kann nur jemand schreiben, der Arbeit, Last und Leistung der voraufgegangenen Generation nicht achtet. Dazu bestand kein Recht, selbst nach einem verlorenen Kriege nicht. Was weiß denn Hesse von unserem Leben, wenn er die Bürde, die wir trugen, so leicht nimmt. Nichts weiß er. Sonst würde er so nicht sprechen.

Ich fürchte, heute wird der Weg zur Größe gelegentlich durch Byzantinismus nach unten, durch Huldigung vor der Masse versperrt. Vielleicht fehlt es uns jetzt nur allzusehr am Grandseigneur, der über den Dingen zu stehen wußte.

6. Die soziale Frage

Man forschte im „F. Pf." nach allen Anklagen berechtigt, welche Verbesserungsvorschläge gemacht wurden. Es ist klar, daß nach dem verschärften Ton das Suchen nach positiven Gaben erneut einsetzen muß. Die positiven Vorschläge bleiben in der „Nahen Ära" auch nicht aus. Zu ihnen ist Stellung zu nehmen.

Eins der wichtigsten von dem, was die junge Generation will, ist nicht mehr und nicht weniger als die Lösung der sozialen Frage. Ich habe mich nicht geirrt. Das steht klipp und klar da (S. 27). Es ist auch nicht möglich, anzunehmen, daß hier ein Problem gemeint ist, das außerhalb der Armee läge.

Das Offizierkorps ist zum mindesten mit gemeint. „Die Tragik im Schicksal des Offizierkorps der alten Armee liegt darin, daß es durch den Beruf denkbar sozial eingestellt gewesen ist, aber die daraus erwachsende Aufgabe einer geistigen Vertretung dieses Gedankens nicht genügend erkannt hat" (S. 5). Also das Offizierkorps ist zwar sozial eingestellt gewesen. Das ist eigentlich schon recht viel. Mehr konnte man billigerweise kaum verlangen, zumal doch viele Stellen aus Hesses Schriften so lauten, als wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Jedoch die geistige Vertretung hat gefehlt. Darauf komme ich später zurück. Hier war nur festzustellen, daß das Offizierkorps mit gemeint ist. Außer der politischen Betätigung der Armee, die später zu behandeln ist, scheint Hesse ein wesentliches Mittel für die Lösung darin zu sehen, daß das Proletariat andere Führer erhält. Der Traum, daß diese Führer Offiziere sein könnten, wird ja wohl auch für Hesse ein Traum bleiben. Die Gründe liegen allerdings überall wo anders, nur nicht im Mangel an sozialem Verständnis des Offiziers. Schon Hesse selbst hat in der oben angeführten Stelle bezeugt, daß der Beruf den Offizier denkbar sozial eingestellt habe. Ich möchte jedoch noch ein anderes Zeugnis heranziehen. Der Sozialdemokrat Anton Fendrich schreibt 1919, also nach der Revolution, in seiner Schrift „Die Kluft" im zweiten Kapitel auf S. 15: „Es war keine Seltenheit, unter geistig hochstehenden Berufsoffizieren solche zu finden, die starkes Verständnis für Sozialismus hatten. Das Organische und Disziplinierte daran fesselte sie. Sie ahnten irgendeine Verwandtschaft mit dem Militarismus. Das Lassallesche Wort vom Schritt der Arbeiterbataillone war das Bild dafür. Der feine Generaloberst Moltke sprach mit mir mehrere Male gerade über Lassalle und seine geistige Größe ..." Das schreibt ein Sozialdemokrat 1919. Im Ernst ist natürlich an den Offizier in diesem Zusammenhang von Hesse gar nicht gedacht. Es heißt in der „Nahen Ära": „Dann zwingt die äußere Not die Intelligenz, die Gedanken des Proletariats aus sich selber heraus zu denken ... Und dann erst kommt in Wahrheit die Stunde der Arbeiter, denn dann haben sie Führer" (S. 12). Das, glaube ich, ist eine völlige Verkennung der Zusammenhänge.

Man muß es schon als sehr zweifelhaft hinstellen, ob die Intelligenz durch rein materielle Not gezwungen wird, die Gedanken des Proletariats aus sich heraus zu denken. Die Gemeinsamkeit dieser Gedanken entsteht erfahrungsgemäß erst aus gemeinsamer geistiger und seelischer Not. In diesem Falle hat das Proletariat oder, was sonst in früheren Geschichtsepochen an seiner Stelle stand, Führer gefunden, die nicht aus seinen Reihen hervorgingen. Die Führerpersönlichkeiten in der Französischen Revolution waren von der verschiedenartigsten Herkunft. Wir haben in unseren Tagen in Rußland erlebt, daß viel weniger die Gemeinsamkeit der materiellen als der anders gearteten Not dem russischen Proletariat Führer verschaffte, die ihm hätten

aufs tiefste wesensfremd sein sollen. Ob eine ähnliche Erscheinung bei uns denkbar wäre, das ist mindestens die Frage. Wie die Dinge sich bisher entwickelt haben, verlockt nicht viel dazu, die Frage zu bejahen. Durch die ganze Entwicklung unserer Sozialdemokratie zieht sich eine ganz auffallende Ablehnung der sogenannten sozialistischen Akademiker.

Es haben auch akademisch vorgebildete Männer Einfluß auf die Arbeiterbewegung erreicht. Bei unserem Arbeiter herrscht aber eine ganz instinktive und, man muß es eigentlich zugeben, von ihm aus berechtigte Ablehnung des Akademikers. Der Ausdruck Akademiker ist keineswegs im wirklichen Sinne zu nehmen. Gemeint ist hier die Herkunft aus allen geistig arbeitenden Berufen. Wohl nimmt man die Überläufer sehr gern zu Propagandazwecken. Eine führende Rolle überläßt man ihnen nicht ohne Widerstreben und stets ganz unbewußt dann ohne inneres Verständnis. Anton Fendrich schreibt, diese ablehnende Haltung „. . . entspringt der dumpfen Ahnung beim Proletariat, daß eine Geisteswelt sie vom Akademiker trennt, die nicht die Geisteswelt der materialistischen Geschichtsauffassung ist. Der akademisch gebildete Führer der Sozialdemokratie hat zumeist aus der Bildung der humanistischen Gymnasien, aus den Klassikern der Dichtkunst und Philosophie im Altertum und in der Neuzeit viele metaphysische Elemente mit in seine Weltanschauung hinübergenommen. Darin wittert der sozialdemokratische Arbeiter, der sich unter oft gewaltigen Opfern nur in seine materialistische Klassenphilosophie eingearbeitet hat, Gefahr für diese seine Gedankenwelt. Selbst zwischen Führernaturen aus dem Proletariat und solchen aus dem gebildeten Bürgertum bleibt oft genug ein Spannungsunterschied zurück, der bisweilen tragische Formen annimmt." Der Arbeiter will an seiner Spitze Männer sehen, die aus seinen Verhältnissen hervorgegangen sind. Darin liegt viel Schwäche, aber auch manche Stärke der deutschen Arbeiterbewegung. Der langjährige Parteivorsitzende Bebel war in der Tat dem Gefühl des deutschen Arbeiters nach einer der ihren.

So sehr viel Wahrscheinlichkeit hat also eine Führung der Arbeiterbewegung durch Überlagerung einer Intelligenzschicht über die handarbeitende Masse nicht.

Davon abgesehen, kommt noch etwas anderes in Betracht. Der abwehrende Instinkt unserer Arbeiter hat weitere innere Gründe. Wohl ist es vorgekommen, daß die Bewegung von unten nach oben emporstrebender Stände, richtiger gesagt, der Drang aus dem nichtprivilegierten Dasein zur Teilhaberschaft an Privilegien, Führer gefunden hat, die ursprünglich den drängenden Schichten nicht entstammten. Dadurch sind solche Bewegungen oft erst zum Erfolge geführt. Aber noch allemal ist dann aus diesen Bewegungen ganz etwas anderes geworden, als die geführte Massenschicht

eigentlich wollte und erwartete. Allmählich kommt es immer so, daß die Führer wohl noch die Wucht der Massen ausnützen, sich von den Massen tragen lassen, im übrigen aber die Schöpfungen ihres eigenen Geistes zu verwirklichen trachten. So haben sich ganz Große der Geschichte an die Spitze revolutionärer Bewegungen gestellt, aber fast niemals die Menge dahin führen können, wohin diese ursprünglich wollte. Darin liegt nicht etwa eine Hinterhältigkeit, ein Betrug der Masse durch die Führer, sondern ein zwangläufiger Gang der Entwicklung, der immer dann eintritt, wenn eine Partei oder ein Stand von der bloßen Interessenvertretung dazu übergeht, sich staatspolitische Ziele zu stecken. Solange die sozialdemokratische Partei nur die Interessen der Arbeiter vertritt, was einen glatten Rückfall ins Ständetum dem Wesen nach bedeutet, so lange braucht sie keine Führer aus den geistigen Berufen. Die aus dem Proletariat hervorgegangenen Führer stehen wahrhaftig geistig hoch genug, um das von sich aus zu leisten. Mit dem Augenblick, wo die Arbeiterbewegung staatspolitische Ziele verfolgt, wird sie der Führer aus dem Bannkreise der Intelligenz nicht mehr entraten können. Sie kann Männer nicht entbehren, deren Wissen im allgemeinen nicht mehr autodidaktisch erworben ist. Mit diesem Augenblick aber geht die Bewegung dann sofort in eine Richtung, die nicht mehr die ursprüngliche ist. Es kann noch eine Bewegung der Arbeiter, aber niemals mehr eine Arbeiterbewegung sein. Freilich kann es so kommen, wie Hesse es voraussagt. Wir wollen es sogar hoffen. Und dann wird vielleicht die Bewegung der deutschen Arbeiter ihre größten Erfolge erreichen. Als Allererstes müßte allerdings der verhängnisvolle Irrtum des Klassenkampfes aufhören. Dieser Kampf aber ist von unten erklärt. Das Nichtverstehen ist von unten nach oben hartnäckiger als umgekehrt. Mögen nun auch die Verkünder des Klassenkampfes ihr notwendiges Teil zur Versöhnung beitragen. Solche Entwicklung mag dann dazu helfen, die Befreiungsstunde unseres Volkes um ein Beträchtliches näherzurücken. Dies jedoch in Wahrheit die Stunde der Arbeiter zu nennen, ist mindestens eine Verschleierung dessen, was tatsächlich vor sich gehen wird. Es ist eine Umkehrung der sozialdemokratischen Bewegung von den 50er Jahren bis zum November 1918. Wenn diese Umkehrung gemeint war, dann kann man einverstanden sein.

Es ist nicht nur eine Umkehr, es ist eine Abkehr. Nämlich eine Abkehr von Karl Marx. Vor kurzem erschien in den Süddeutschen Monatsheften ein Aufsatz von August Winnig, der Glaube an das Proletariat. Ich wage nicht zu entscheiden, ob das alles richtig ist, wie es Winnig schreibt. Aber ich behaupte, daß wohl sehr selten der ethische Kern der Arbeiterbewegung edler gefaßt worden ist. Wollte das Schicksal Deutschlands, der deutsche Arbeiter ließe sich in tiefster Seele von solchen Führern beeinflussen und nicht

von — andern! Winnig setzt sich auch mit der Frage auseinander, was das Proletariat sei. Er meint, man könne nicht sagen, es sei dies oder das. Für ihn ist das Proletariat nicht die Klasse der Unterdrückten und Ausgebeuteten, wie der Proletarier sagt. Es ist mehr als nur Klasse. Es ist nicht die Gesamtheit der unselbständig Erwerbstätigen, wie der Volkswirt sagt. Es ist „ein neuer Stand, ein neuer Auftrieb des Volkstums, der mit seiner jungen und unverbrauchten Kraft den älteren Ständen nachwächst, ihnen zur Seite tritt, sie zugleich ablöst und ergänzt". Man muß dabei zugeben, daß diese Definition keine ist. Denn nun ist das Proletariat eigentlich nichts und nicht mehr. Seine Bewegung ist ein gesunder Lebensprozeß des ganzen Volkes, ist nichts anderes als ein Übergang, ist wechselndes, werdendes Leben. Damit scheint die Problemstellung ganz andersartig. Und doch hat Winnig allzu recht. Das Proletariat, der Arbeiter, ist ein neuer Stand und muß als solcher, aber gerade als solcher anerkannt werden. Von ihm aus steigen, wie in jedem gesunden Baum, die Kräfte treibend nach oben. Das aber ist ein Vorgang ohne jede Feindseligkeit. Die Wurzeln haben die Blüte zum Zweck und nicht als Feind. Winnig stellt die Frage auf, warum die Sozialdemokratie in den Sumpf der Feindschaft, des Klassenhasses geraten sei. Für den Arbeiter war dies nicht das ursprüngliche Ziel, wohl aber für einen Teil der Führer. Als nämlich die Intellektuellen die Führung an sich rissen, da entstand der verderbliche Parteisozialismus. Diese Intellektuellen verstanden den ethischen Wert der Arbeiterbewegung nicht. Sie waren Abtrünnige des Bürgertums, voll fanatischem Haß gegen dieses und doch mit ihm im tiefsten verbunden. Der verhängnisvollste von ihnen ist Karl Marx. Er fälschte den idealen Inhalt der Bewegung um in rein materialistischer Auffassung. Und alle die anderen Intellektuellen, zu erheblichen Teilen dem Judentum entstammend, trieben auf diesem öden Wege weiter. Darum lehnt Winnig die sogenannten Intellektuellen als Arbeiterführer ab. Das ist ungefähr das Gegenteil von dem, was Hesse sagt. Für das ständisch aufgefaßte Arbeitertum — ein sehr glücklicher Ausdruck — handelt es sich nicht um den Gegensatz zwischen Besitz und Nichtbesitz im materiellen Sinne, wie man ihn oberflächlicher als Marx gar nicht fassen konnte. Es handelt sich um neue Kräfte der Gesamtnation, es handelt sich nicht um die soziale Frage.

Die bisherigen Ausführungen sind jedoch nur ein Vorspiel. Gerade die soziale Frage will die Jugend lösen. Man liest den Vorwurf heraus: weil die Alten sie nicht gelöst haben. Es fällt dabei wenig ins Gewicht, ob dieser Vorwurf wirklich beabsichtigt war. Denn die Tatsache, daß die Frage nicht gelöst wurde, besteht. Vom Standpunkte dessen, der sie lösen zu können glaubt, ist das ein Vorwurf. Nun ist der Gegenstand schwer zu fassen. Der Begriff der sozialen Frage wird immer auf eine Deutung herauskommen:

wie ich sie verstehe. Darum mußte, weil die bahnbrechende Willensmeinung der Jugend einen Vorwurf in sich schließt, ein ganz kurzer Umriß gegeben werden, was hier unter sozialer Frage verstanden sein soll. Dieser für die Begründung des Vorwurfs unerläßliche Umriß fehlt in der „Nahen Ära". Auch dann noch, in begrenztem Rahmen, glaube ich, daß die Armee, soweit diese für die Lösung der sozialen Frage hier in Betracht zu ziehen wäre, ganz bestimmte Beschränkungen auf diesem Gebiete nicht beiseite schieben kann. Die alte Armee hat soziale Aufgaben gelöst: die heilsame Einwirkung der Dienstjahre in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht ist unbestritten. Die neue Armee hat einen anderen Rahmen und auch andere Aufgaben. Daß sie sich ihnen gewachsen zeigte, kann man, um nur ein Beispiel zu nennen, nach den Erfolgen der Fürsorgetätigkeit während des Ausnahmezustandes nicht gut leugnen. Es ist also festzuhalten: daß die Armee auch soziale Aufgaben in einem ihr von Berufs wegen begrenzten Ausmaße hatte, war bekannt; daß sie neue Aufgaben hat, ist erkannt. Die Tat hat das bewiesen, auf dem in dem einen Beispiel genannten Gebiet und auf anderen auch. Daß aber etwa die Armee mit zur Lösung der sozialen Frage schlechthin berufen sei, ist eine Unmöglichkeit aus mehreren Gründen und schon deshalb, weil diese Frage in Wirklichkeit unlösbar ist. In der Theorie gibt es allerdings verschiedene Lösungen.

Eine französische, einseitig gegen uns zurechtgeschnittene hat Clémenceau verfaßt. Er erklärte, daß wir 20 Millionen Menschen zu viel hätten. Das stimmt. Wenn wir 20 Millionen Menschen in Deutschland weniger hätten, wäre die soziale Frage mindestens leichter einer Lösung anzunähern. Bliebe allerdings noch immer die Feststellung übrig, was denn diese soziale Frage eigentlich in Wirklichkeit sei. Marx und Bebel haben das ausreichend auch nicht feststellen können. Im übrigen ist die französische Lösung für uns so reichlich unfreundlich, daß man sie mit Recht beiseite tun kann.

Eine andere Lösung basiert auf Gleichheit, Freiheit und, wie ich annehme, aus stilistischer Sehnsucht nach der Dreizahl, auch auf Brüderlichkeit. Sollen alle gleich sein, dann ist Zwang nötig, harter ungerechter Zwang. Damit ist die Freiheit erledigt. Sind alle frei, dann ist die Gleichheit zum Teufel. Denn die Menschen sind und bleiben von Natur verschieden. Und mit der Gleichheit ist's dann auch mit der Brüderlichkeit aus. Ein masurischer Ochsenhirt und ein Heidelberger Universitätsprofessor sind praktisch genommen Brüder nur in sehr allegorischem Sinne. Es klingt so, als ob Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit die sozialen Gegensätze mildern müßten. Die Wirklichkeit sieht bedauerlicherweise anders aus, ist aber von der Natur in dieser Beziehung unabänderlich gemacht.

Der Kommunismus erklärt logisch und offen: in diesen Verhältnissen, die

jetzt bestehen, ist die Frage freilich unlösbar. Es muß erst alles zerschlagen, dann von Grund aus, vom elementarsten Anfang an neu aufgebaut werden, um zum erhabenen Ziele zu kommen. Wie dieses Ziel eigentlich aussehen soll, das weiß so recht niemand. Liebknecht sagte einmal in einer Reichstagssitzung, als er sich dazu äußern mußte, es wäre Unfug, sich den Zukunftstaat ausmalen zu wollen. Wie der aussähe, das wüßte man nicht. Man wüßte nur, daß eben alles anders sein müßte. Das ist nicht weit ab von dem schönen Satze: allens muß verrunjenieret werden. Es ist hier nicht der Ort, sich mit der Theorie des Kommunismus auseinanderzusetzen. Die praktischen Folgen in Rußland sind nicht so ganz eindeutig verlockend. Im Rahmen dieser Ausführungen kann die kommunistische Lösung füglich außer Betracht gelassen werden.

Das suum cuique ist auch nur ein Ideal, und zwar ein unerreichbares, da Menschenarbeit Stückwerk bleibt. Aber es hat immerhin greifbare Erfolge zu verzeichnen gehabt. Diese Lösung ist auch durch den von Hesse mehrfach angeführten Spengler anerkannt. Nur meine ich, daß die Alten der Armee dem suum cuique geistig und gefühlsgemäß mindestens ebenso nahestehen als die Jungen. Das dürfen die Alten vielleicht doch für sich in Anspruch nehmen. Jedoch eine glatte Lösung wird auch dem suum cuique niemals beschieden sein. Die gibt es nicht. Wohl ist die Ausgleichung einer sozialen Spannung einer ganz bestimmten Epoche für eine ganz bestimmte Schicht annähernd denkbar.

Eine Schicht, eine zur Gesamtwirtschaftslage ganz bestimmt abgemessene Zahl besitzt; besitzt irgend etwas. Der Begriff Besitz ist hier durchaus nicht nur im materiellen Sinne zu fassen, überwiegend sogar in anderem Sinne. Andere besitzen nicht, oder nicht genug, und dies auch noch mehr oder minder subjektiv. Für alle ist aber zu keiner Zeit genug da gewesen, höchstwahrscheinlich auch objektiv nicht, sicher nicht nach dem subjektiven Empfinden des einzelnen. Der Besitzende verteidigt also, der Besitzlose greift an, beide mit gleich gutem Recht. Wirkliche soziale Umwälzungen, also nicht etwa die Revolution von 1918, sind ein Prüfstein, ob der bisher Besitzende noch die Kraft zum Besitz hatte, oder ob ein anderer kräftiger ist. Die Kräfte beweist man allerdings nicht, indem man revolutionär etwas erobert, sondern erst indem man es hält und erhält.

Zeigte sich der andere kräftiger, so wird er besitzend, mindestens mitbesitzend. Dafür aber werden andere besitzlos. Und nun konsolidieren sich die Dinge zum sozialen Zustand, mit gleicher Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit wie früher, nur mit anders verteilten Rollen, bis wieder ein greifbares Mißverhältnis der Kräfte eintritt. Glaubt wirklich jemand, daß, wenn morgen alle Wünsche des deutschen Arbeiters erfüllt würden, nicht wiederum eine neue, vielleicht von oben heruntergestürzte, vielleicht unten als Rest verbliebene

Schicht Enterbter des Schicksals zurückbliebe? Es bleibt ein ewiger Kampf, solange wir Menschen und nicht Platos Götter und Göttersöhne sind. Aber den Kampf mildern, lindern, das kann man. Das ist, wenn nicht der volle ideelle, so doch der praktische Sinn des suum cuique. Ist wohl auch der Sinn manchen andern, zur Lösung der sozialen Frage aufgestellten Systems, freilich meist in weniger praktischem Sinne.

Uns allen mag auf sozialem Gebiete das Ziel dicht vor Augen bleiben, die Disharmonie im Volke aufzuheben, wie es der Freiherr von Stein in die Worte faßte: „Den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich macht, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne und auf diese Weise das Volk zu nötigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Blut ihnen gern zum Opfer bringt". Denken wir aber daran, daß auch Steins Reformen ihr Ziel niemals völlig erreichen konnten. Spricht man von der Lösung der sozialen Frage schlechthin, so gibt man ein Versprechen, das man nicht halten kann.

Die soziale Frage und der Machtgedanke hängen nun auch noch innerlich zusammen. Daß nur ein auf Macht gegründeter, starker Staat sich wieder wird erheben können, das ist etwas, was man versuchen sollte, jedem Deutschen heute einzuhämmern. Wenn wir noch lange die Internationale singen und pazifistischen Ideen nachjagen, dann werden wir bald beginnen, das nationale Schicksal der Juden zu wiederholen. „Wer meint, daß die Schande seines Volkes der erste Schritt zum Glück der Menschheit sei, ist ein Fantast" (Karl Alexander von Müller). Man sage doch nicht, ein 60- oder 80- oder 100-Millionen-Volk könne nicht untergehen. Es kann als Staat untergehen. Sicher ist jedoch, daß die Kreise, denen Hesse den Vorwurf macht, sie hätten den Staatsgedanken nicht genug in sich getragen, den Machtgedanken am wenigsten vergessen hatten. Jetzt aber ist zu betonen, daß ein neuer, starker deutscher Staat nicht ohne eine große neue Milderung der sozialen Spannung denkbar ist. „Es gibt kein einfaches Zurück über den Abgrund, der hinter uns liegt .... Arbeit und Besitz .... sind aus ihren Fugen gelöst ...., es gilt, sie wieder einzurenken. Die deutsche Arbeiterschaft ist in jahrzehntelanger Verhetzung herausgesprengt worden aus unserem Staat, ... und es gilt, sie wieder zu gewinnen aus dem Internationalismus ..., dem zerstörenden Materialismus. Eine ungeheure Aufgabe, nicht kleiner als die der preußischen Reform nach 1807 ... Jede andere Lösung ist bloßes Stückwerk und ohne Dauer." (Karl Alexander von Müller.) Arbeit und Besitz sollen wieder in richtiges Verhältnis gesetzt werden. Aber der Besitz bleibt und muß bleiben. Nicht alle können an ihm teilhaben. Hoffentlich sehr viel mehr als früher. Ich wünschte, in 30 Jahren hätten eine Menge Arbeiter ihr Eigenhäuschen und

ihr Stück Land. Eigener Besitz, und sei er noch so klein, gibt Ziel und Richtung dem Alltag und dem ganzen Leben. Freilich steckt in solchem Fortschritt ein Stück Rückschritt ins 18. Jahrhundert. Neben anderen Wirkungen hört z. B. auch die Freizügigkeit auf. Wer auf ererbter Scholle sitzt, kann, praktisch genommen, nicht mehr wandern. Wie dem auch sei, nicht alle werden besitzlich werden können, längst nicht alle Arbeiter. Eine Lösung der sozialen Frage ist auch das nicht.

Fürst Bülow hielt die soziale Frage ebenfalls für unlösbar. Er sagte 1901 (Reden I.): „Die Monarchie, welche am Anfang des vorigen Jahrhunderts ohne gewaltsame Erschütterung den Übergang gefunden hat vom alten zum neuen Staatswesen, ist auch heute stark und einsichtig genug, um diejenigen Übelstände und Mißstände, welche neben vielen Lichtseiten die moderne Entwicklung der Dinge mit sich gebracht hat, und die wir zusammenfassen unter dem Namen soziale Frage, zu mildern und soweit zu beseitigen, wie dies möglich ist auf dieser unvollkommenen Erde." Ob Bülow heute an Stelle der Monarchie in seiner Rede die Republik setzen würde, weiß ich natürlich nicht.

Ist es aber Aufgabe einer Armee, in alle diese Dinge einzugreifen? Ja und Nein! Nein, wenn man darunter ein programmatisches Hineinwirken in soziale Entwicklungen versteht. Ja, wenn es auf die Tätigkeit des einzelnen ankommt. Zu helfen, zu stützen, zu lindern, ist jedes ganzen Mannes Ehrenpflicht. Und nichts ist schlimmer als ein Soldat, dem der Herzenstakt von Mensch zu Mensch fehlt. Die warmherzig gefühlte Pflicht der Einzelpersönlichkeit wächst natürlich zu einer Aufgabe der Gesamtheit zusammen. Man kann aber nicht sagen, daß die Alten in der Armee dieser Aufgabe ferngestanden hätten. Das wage einmal einer mit Beweisen zu behaupten.

Ich kann mir den Einwand vorstellen, die soziale Frage schlechthin sei natürlich nicht gemeint, nicht dies verschwommene Schlagwort verflossener Jahrzehnte. Ja, was war dann gemeint? Das mußte wenigstens mit einigen Strichen kurz gezeichnet werden. War es das eben geschilderte Bestreben, schwer tragbare Spannungen zu mildern? Gut; glauben die Jungen den Alten darin über zu sein, um so besser. Nur sei man über ein ganz klein wenig Skepsis, so nach der Art von der Botschaft und dem Glauben, nicht ungehalten. Aber immerhin, ein Wettstreit in dieser Richtung ist nur aufs freudigste zu begrüßen. Oder war's das nicht, ist mit der jungen Armee überhaupt nicht der engbegrenzte Kreis des Reichsheeres gemeint? Man könnte das zwischen den Zeilen lesen. Wenn es so ist, dann geht das über den Rahmen dieser Ausführungen hinaus. Hier ist von einer jungen Armee und Angriffen gegen die Repräsentanten der alten Armee gesprochen. Oder war die soziale Arbeit innerhalb des Heeres gemeint? Diese nämlich bedarf durchaus der Beachtung. Die

Leistungsfähigkeit jeder Armee, vornehmlich aber einer Söldnertruppe, wird entscheidend gemindert, wenn man ihre einzelnen Angehörigen dauernd in elementarster Sorge um ihre nackte Existenz läßt, wenn man den Ausscheidenden nicht weiterhilft, damit sie Lebensziel und Arbeit finden. Ich glaube kaum, daß diese Seite des Problems gemeint war. Wenn es der Fall gewesen wäre, dann waren praktische Vorschläge zu fordern. Kurzum, ohne zu wissen, was nun eigentlich gemeint ist, kommt man in dieser Sache nicht weiter. Der Satz, die Jugend wolle die soziale Frage lösen, besagt rein gar nichts.

Vielleicht lag die Vorstellung zugrunde, daß wir an dem unsere Zeit durchziehenden Kampf um Haben oder nicht Haben, roh ausgedrückt, aber wiederum nicht nur materiell gefaßt, führenden Anteil nehmen müßten. Dann könnten wir mit dazu beitragen, den Kampf zu einem allgemein befriedigenden Abschluß zu bringen, ihn der Versöhnung nach Möglichkeit anzunähern. Ich weiß nicht, ob solcher Abschluß überhaupt je möglich ist, denn jeder Abschluß enthält in sich einen Anfang. Jedes Finale eines sozialen Kampfes ist die Ouvertüre zu einem neuen. Jedoch glaube ich, daß man solchen befriedigenden und versöhnenden Abschluß vom bestimmt festgelegten Standpunkt des Miterlebenden aus für möglich halten kann. Zwar nicht als Lösung an sich, wohl aber als ein zeitliches Optimum. Sicher ist, daß eine Armee, welcher Art sie auch sei, sich der Mitwirkung an den hier entspringenden Aufgaben gar nicht entziehen könnte, selbst wenn sie wollte. Aber diese Mitwirkung wird doch klugerweise nur eine mittelbare sein. Die Mittel sind: die Einwirkung auf die Menschen, auf die Umwelt durch die Tätigkeit des Berufssoldaten an und für sich. Das klingt wenig und enthält doch einen äußerst umfangreichen Komplex von Einflußmöglichkeiten. Ferner die Einwirkung des Soldaten in der Weiterbildung und Erziehung nichtmilitärischer Kreise, also kurz gesagt die zum Leben jedes Volkes notwendige Erhaltung des Wehrgedankens und der physischen und psychischen Wehrfähigkeit. Es handelt sich dabei auch noch um rein militärische Funktionen, bei denen sozusagen nur das Wie und das Wo, aber nicht das Was des Soldatenberufes geändert wurde. Um zu zeigen, was ich meine, sei daran erinnert, daß heute in Frankreich, in dem sich etwa 8000 Vereine und 9000 Schulen mit militärischer Jugendausbildung beschäftigen, in Amerika, in Japan die körperliche Erziehung der Jugend ganz militärisch aufgezogen ist, daß vielfach militärische Dinge an den Schulen von Berufssoldaten gelehrt werden, daß oft für zivile Examen militärische Voraussetzungen erfüllt werden müssen. Und dies in Ländern, die den Kampf gegen den Militarismus angeblich geführt haben. Hier ist ureigenste Scholle des Soldaten, die von ihm zu bebauen wäre. Das ist bei uns Alten und Jungen gleich schmerzlich klar. Solange aber das Versailler Diktat besteht, heißt es hier bedauerlich deutlich: Eintritt verboten! Wenn dieses Verbot nicht bestünde, dann wäre die Einwirkung

soldatischen, wehrhaften Geistes in der Jugenderziehung dringend erforderlich. Denn zweifellos kann es sich nicht nur um die körperliche Erziehung handeln, wenn man ein Volk männlich erhalten will. Zum Beispiel resultiert ein Teil des gefährlichen Pazifismus aus falschen Vorstellungen vom Kriege. Aus Stellungskriegserinnerungen besonderer Art wird verallgemeinert bis zu einer Grausigkeit, die zum Bewegungskrieg, also zur ganzen Wesensart des Zukunftskrieges, nicht paßt. Ich entsinne mich aus meiner Kindheit eines Buches von Dr. Adrian Schücking, der den russisch-türkischen Krieg als Arzt mitgemacht hatte. Diese furchtbaren Schilderungen mußten unbedingt abschreckend wirken, zumal da sie für mich schon aus persönlichen Gründen den Stempel der Wahrheit trugen. Der Leser vergaß dabei nur stets, daß hier Ausnahmevorgänge des Krieges geschildert worden waren. Die daraus entstehenden Verallgemeinerungen sind niemals ungefährlich. Gewiß ist kein Krieg ein Osterspaziergang. Wer aber glaubt, daß in Zukunft allgewaltige Maschinen den Menschen als Kämpfer ausschalten könnten, daß Technik und Chemie ein wüstes, schicksalhaftes Hinmorden von hunderttausenden nahezu Wehrloser verüben könnten, der irrt. Auch in Zukunft ist der Mensch der Meister des Kampfes. Und kommende Kriege werden vielleicht nicht einmal so blutig sein, wie der letzte; aus mehr als einem Grunde.

Bleibt schließlich noch die Einwirkung des Soldaten nach seinem Austritt aus der Armee. Das ist ein Gebiet von ganz eminenter Bedeutung. Sieht man sich im Lande um, so kann man recht vielen gerade von den Alten Verdienste kaum absprechen. Diesen Punkt der Einwirkung durch die ehemaligen Aktiven, worüber manch dankbares Wort zu sagen wäre, muß ich hier verlassen. Also, soweit die Armee mittelbar eine Einwirkung auf soziale Dinge haben kann, waren den Alten die Wege dazu bekannt. Sie sind sie auch gegangen. Gewiß, ich weiß, die Jungen verlangen nun doch noch mehr.

7. Armee und Politik

In der „Nahen Ära" wird nämlich der Armee eine politische Rolle zugewiesen. Die hat sie natürlich, einmal als Instrument der Politik und ein andermal als mittelbar wirkender Faktor. Das aber ist hier keineswegs gemeint. Es kommt darauf hinaus, daß die Reichswehr eine aktive politische Pflicht zu erfüllen habe. Hesse ruft dem deutschen Volke zu, wir müßten „wieder die Macht wollen" (S. 7). Man kann diese Selbstverständlichkeit als alter Soldat nicht ohne bittere Empfindung lesen. Es schmeckt, wie so manches, nach Nietzsche, der ja um 1888 herum auch an einem Werk „Der Wille zur Macht" schrieb.

Es mag ein Verdienst Hesses sein im Zeitalter des Pazifismus, diesen Machtgedanken der Allgemeinheit immer wieder in die Ohren zu schreien. Für uns, alte wie junge Offiziere, müßte er eigentlich ein unnötiger Gemeinplatz sein. Und ist es leider doch nicht. Was heißt denn das, die Macht zu wollen, wenn man sie eben nicht hat? Das ist ja die Mauer, an der sich die ehrlichsten und tatkräftigsten Köpfe blutig stoßen. Die Macht zu wollen, das ist gar nichts, die Macht zu können, das ist alles. Wißt ihr Jungen den Weg dazu, dann flüstert uns das Geheimnis ins Ohr, und wir wollen euch dankbar auf den Schild erheben.

Weiter: „Also, den Wehrgedanken tragen wir" (S. 25). Ja, wer denn sonst? Das haben wir Alten auch gewußt. Solche Sätze nützen nicht viel. Oder doch? Es ist allerdings einem aktiven General einmal in der Presse verübelt worden, als er in einer Rede vor Offizieren etwas vom Kriege sagte. Ich möchte bloß wissen, welchen Inhalt der Soldatenberuf überhaupt noch haben soll, wenn er nicht mehr für den Krieg erzieht, wenn die Armee nicht mehr den Wehrgedanken trägt? Jedoch schrieb Hesse vielleicht für Leser, denen die Beantwortung dieser Frage keine Selbstverständlichkeit ist. Dem aus dem alten System hervorgegangenen Soldaten konnte er damit wirklich nichts Neues sagen.

Es mag hier das Empfinden mit hineingespielt haben, wir ließen uns in Sachen des Wehrgedankens etwas treiben. So wie die Dinge kraft des Versailler Diktates stehen, wüßte ich nicht, wie wir es ändern sollten. Will Hesse hier anfeuernd wirken, so muß ihm das freistehen.

Es ist gelegentlich der Vorwurf ausgesprochen, man spüre nichts von einer Führung der Armee im Bereiche des Wehrgedankens. Daß das Heer dabei führend wirken müßte, unterliegt keinem Zweifel. Aber es kann und darf ja nicht. Und falls es könnte und dürfte, würde ich es als großes Geschick bezeichnen, wenn man diese Führung nicht spürte. Mehr sein als scheinen, würde Schlieffen wahrscheinlich auch hier sagen.

Das jedoch nur voraus. Man sieht gleich klar, wie die politische Rolle der Armee gedacht ist. Hesse nennt die historische Aufgabe, die unserer 100000-Mann-Armee jetzt im besonderen erwachsen ist, eine politische (S. 24). Gut! Aber er fährt fort: „Eine Armee, die eine historisch-politische Aufgabe zu erfüllen hat, muß zum Volke sprechen . . . Dazu ist das Wort von der Rednerkanzel nur eine von vielen Möglichkeiten . . . Dem Volke in seiner Gesamtheit gehört die Armee! Das bedeutet aber unter dem gegenwärtigen Wehrsystem, daß wir in das Volk gehen. Zum Arbeiter. In das Proletariat. Immer wieder den Versuch unternehmen, Verständnis da zu finden, wo wir es noch missen, auch — wenn man uns abweist" (S. 25 u. 26).

Die Frage, ob Armeen politisch oder apolitisch sein sollen, ist nicht neu. In der Geschichte sind Armeen in irregulären Zeiten nicht selten politisch geworden. Fast immer ist Unheil daraus entstanden. Vor dem Kriege war die Politik eine nicht unbeträchtliche Zeit lang in die französische Armee eingedrungen. Man muß doch wohl die Folgen nicht als günstig angesprochen haben, denn man ist im Grundsatz davon wieder vollständig abgekommen. In der „Nahen Ära" ist der Reichswehr nicht nur eine politische Pflicht zugewiesen, sondern von ihr verlangt, daß sie an ihrem Teile politisch führend sein soll. Will sie das sein, dann müßte sie sich in der Praxis politisch in irgendeine Richtung einstellen. Gerade das haben wir bisher zu vermeiden uns eifrigst bemüht. Die Politisierung der Reichswehr ist ein Wunsch derjenigen, deren Einwirkung wir bisher als für die Armee nicht förderlich angesehen haben. Wir haben ja auch ein Beispiel, wie eine Armee aussieht, die nicht apolitisch geblieben ist. In der österreichischen Armee lebt heute noch der Gewerkschaftsgedanke mit allen seinen politischen Folgen. Man kann nicht sagen, daß dieses Beispiel allzusehr verlockend ist. Selbstverständlich kommt hier sofort die Entgegnung, daß unsere Armee, auch wenn sie eine politische Pflicht erfülle, überparteilich oder unparteilich bleiben müsse. Schon Wallenstein sagt: „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen." Politisch sein, ohne Partei zu nehmen, das ist einzelnen Staatsmännern noch möglich, einer ganzen Organisation nicht. Allein die Vertretung des Machtgedankens ist doch, sobald man aus dem stillen Umkreis der theoretischen Betrachtung in die stürmende Wirklichkeit des Alltags hinaustritt, ein heutzutage leider parteipolitischer Gedanke. Es soll nicht so sein, aber es ist so. Der Machtgedanke, der Wehrgedanke ist heute nicht Allgemeingut aller Deutschen, sondern Bestandteil einiger Parteien. Treten Angehörige der Wehrmacht öffentlich und als Erfüllung ihrer Pflicht für diese Gedanken ein, so unterstützen sie praktisch genommen vorläufig noch bedauerlicherweise nicht die Allgemeinheit, sondern nur bestimmte Parteien.

Man darf nicht verkennen, daß unser jetziges Verfahren, weder nach links noch nach rechts zu sehen, viel Vertrauen erwerben kann und erworben hat. Der Grundsatz, niemandem zu Liebe, niemandem zu Leide, hat jedoch naturgemäß seine Kehrseite. Diese bedeutet eine Erschwerung, die wir hinnehmen müssen, die wir aber anerkennen sollen. Es kann bis zu Gegensätzen mit Kreisen kommen, mit denen der einzelne zweifellos harmonieren wird, mit Kreisen, in denen unentbehrliche Kräfte lebendig geblieben sind. Wir dürfen diese Schwierigkeit nicht deshalb unterschätzen, weil sie unvermeidbar ist. Es ist immer sehr schwer, die Wurzel überall oder nirgends einschlagen zu sollen. Diese Schwierigkeit läßt sich nicht vermeiden, weil andernfalls immer eine Organisation von der Bedeutung der Armee, sobald sie politisch wirken will,

doch irgendwohin gravitieren muß. Solange man mit Recht von einer Armee verlangt, daß sie überparteilich politisch ist, muß man sie unpolitisch sein lassen. Es ist also wohl schon besser, es bleibt dabei, daß die Reichswehr unpolitisch ist.

Man könnte sich nun denken, daß Hesse Vorschläge macht, die der Reichswehr ein überparteiliches und damit unpolitisches Wirken vorschrieben, daß dieses Wirken dann nur in übertragenem Sinne politisch genannt würde. Dem ist keineswegs so. Was in der „Nahen Ära" als Programm steht, das ist zweifelsfrei nicht unparteilich. Ich glaube, man kann gut und gern mindestens vier politische Parteien nennen, die die Leitsätze der „Nahen Ära" als eine Unterstützung von gegnerischen Parteien auffassen werden. Die Programmsätze lauten:

„Wir bekennen uns mit aller Kraft unseres Herzens und Verstandes zum nationalen Gedanken!

Wir bekennen uns nicht minder stark zur Volksgemeinschaft, zum wahrhaften Sozialismus!

Wir bekennen uns aber auch voll und ganz zur Bejahung des modernen Kapitalbegriffs, zu der Aufgabe eines der Entwicklung und dem Aufbau dienenden, in privater und öffentlicher Hand vereinigten Volkswirtschaftskapitals!" (S. 45).

Unmittelbar darauf geht es weiter: „Hiermit ist die Linie unserer Pflicht gezeichnet . . . hört auch jeder klar genug den Ton heraus?" (noch S. 45). Nein, damit ist die Linie unserer Pflicht nicht gezeichnet. Und diese ganzen drei Absätze sind längst nicht klar genug, um genau zu wissen, was denn nun eigentlich gemeint ist. Allerdings, den Ton kann man klar genug heraushören. Es ist der gebräuchliche Ton von Wahlplakaten. Nicht einmal das stilistisch verfehlte „voll und ganz" ist ausgeblieben, wie es ja auch zwei Seiten weiter unentbehrlich zu sein schien. „Restlos" wäre vielleicht noch schöner gewesen. Von diesen Schönheitsfehlern abgesehen, kann man das Programm inhaltlich durchaus billigen. Das ist freilich Ansichtssache, auf die es hier nicht ankommt. Wohl aber ist bedeutungsvoll, daß man diese Programmsätze beim besten Willen nicht unparteilich nennen kann. Man nehme die Volksgemeinschaft fort und füge noch die Betonung des christlichen Gedankens bei, die Hesse sicherlich nicht ausgesprochen ablehnen würde, und das Parteiprogramm der deutschnationalen Volkspartei — selbstverständlich cum grano salis — vom Jahre 1920 ist in Bausch und Bogen so ungefähr fertig. Vielleicht war jenes Aufstellen programmatischer Leitsätze — ein eigentliches Parteiprogramm ist es nicht — im Jahre 1920 stilistisch noch weniger schön. Die inhaltliche Ähnlichkeit ist jedenfalls kaum zu leugnen. Man darf vermuten, daß in der „Nahen Ära" die Absicht nicht vorlag, hier eine deutschnationale Anlehnung zu suchen. So sehen die Dinge aber aus, sobald sie mit der Praxis in Berührung kommen.

Ganz etwas anderes ist es, wie gesagt, wenn die Reichswehr geistig im Bereiche des Wehrgedankens zu führen versuchte. So wie die Dinge liegen, wirkt sie auch hier besser mittelbar durch sich selbst, durch ihr Sein und Verhalten, als unmittelbar. Denn die einer militärischen Organisation von Natur gewiesenen Wege sind uns eben doch absichtlich durch den Versailler Vertrag verschlossen.

Um den ganzen politischen Gedanken näher auf seine Durchführungsmöglichkeit zu untersuchen, muß man sich einmal vor Augen stellen, wer sich überhaupt in einer Armee politisch betätigen könnte.

Die Armee als Ganzes hat unleugbar stets politische Funktionen. In dieser Beziehung ist jedoch das Heer Instrument und wirkt lediglich als solches in allerlei Formen, im Frieden und im Kriege. Schon das bloße Dasein einer Armee ist von politischer Wirkung. Jeder echte Staatsmann wird stets in Rechnung setzen müssen, daß eine Armee, solange sie es eben gibt, naturnotwendig ein politischer Faktor von ungeheurem Werte bleibt. Derjenige Staatsmann, der die Armee als eine quantité négligeable übersieht, kann sehr leicht unliebsame Überraschungen erleben. Entweder verfällt die so vernachlässigte Armee; dann begibt sich ein Staat, mindestens in der nun einmal gewordenen Lage Deutschlands, seines letzten realen Machtfaktors. Oder die Armee verfällt nicht, dann kann sie, vom Staatsmann vernachlässigt, eine entscheidende Waffe werden in der Hand dessen, der sich ihrer geschickt, d. h. unter heutigen Verhältnissen unter Heranziehung sämtlicher legaler Voraussetzungen, zu bedienen versteht. Da dies die Geschichte lehrt, wird kein Staatsmann von Weitblick je die Armee vernachlässigen. In jedem Falle bleibt aber ein Heer in seiner Gesamtheit nichts als ein Instrument mit mittelbarer politischer Wirkung. Spielt eine Armee von sich aus und für sich eine politische Rolle, so ist die staatliche Korruption da.

Allerdings könnte die Armee in ihrer Gesamtheit die mittelbare Einwirkung in irgendeiner bestimmten Richtung durch Betonung einer ganz bestimmten Tendenz verstärken. Das mag zuzeiten richtig sein. Solche Zeiten haben wir augenblicklich gewiß nicht. Der Erfolg würde nur sein, daß der Soldat wieder in den Zank der Parteien hineingezerrt würde, aus dem wir ihn im wesentlichen, wenn auch nicht ganz, glücklich heraus haben.

Ferner kommt eine politische Betätigung für die Leitenden einer Armee in Frage. Nach der Verfassung und nach dem Wehrgesetz hat die oberste Befehlsgewalt über das Heer der Reichspräsident und unter ihm der Reichswehrminister. Wenn Hesse den Vorsatz hatte, diesen Persönlichkeiten politische Richtlinien anzuraten, dann mag er das tun. Für mich sind das Dinge, die nun wirklich einwandfrei außerhalb der Diskussion stehen.

Bleibt also die politische Betätigung des einzelnen durch Wort und Schrift. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Hesse dies gemeint hat. Er spricht vom Wort von der Rednerkanzel, von der Aufgabe, zum Volke zu sprechen, also rund heraus gesagt, von Vorträgen. Man kann militärwissenschaftliche Vorträge oder auch mehr populär gehaltene an sich nur billigen. Möglich wäre das Verfahren aber nur dann, wenn es nicht mit den Bestimmungen des Versailler Diktats in Konflikt käme. Selbst dann ist es nicht unbedenklich. Bei einigen berufenen Offizieren mag es gut gehen. Hesse, der selbst ein vorzüglicher Redner ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, urteilt hier von sich aus. Für eine große Zahl Vortragender müßte aber doch ein Programm, das was man will, festgelegt werden. Und damit ist man wieder auf doppelt unerquicklichen Wegen. Eine größere Zahl von Offizieren sozusagen als Wanderredner auszusenden, der Gedanke bedürfte doch einer sehr sorgsamen Durchprüfung, ehe man ihn zur Tat werden läßt. Der Gedanke klingt so sehr schön. In Wirklichkeit würden recht viel Unfug, manche Geschmacklosigkeit unterlaufen, und hier und da wohl auch Lagen entstehen, in die man einen Soldaten nicht hineingeraten lassen soll. Hesse verlangt aber das Sprechen zum Volk, zum Arbeiter, das Hineingehen in das Volk, in das Proletariat. Ein wundervoller Gedanke. Freilich raubt ihm Hesse von vornherein jede Hoffnung auf Erfolg; er sagt selbst: „Wir erwarten nicht, daß die Begriffe von Vaterland, Nation und Staat von den Massen verstanden werden . . .“ (S. 35). Ja, wenn wir das nicht einmal erwarten, dann sieht man nicht ein, wozu denn der Versuch gemacht werden soll. Unter ganz anderen Voraussetzungen, als wir sie heute haben, könnte ich mir durchaus eine Wirkung des von Offizieren gesprochenen Wortes vorstellen. Ich würde dann nicht so hoffnungslos sein und sogar viel Erfolg erwarten. Ob die Voraussetzungen je gegeben sein könnten, steht dahin. Vorhanden sind sie nicht. Und schaffen können wir Soldaten sie auch nicht. Der Offizier auf der Rednerkanzel bei einem öffentlichen Vortrage, das bedeutet auf deutsch das Hinabsteigen in die politische Arena mit unbedingt nur nachteiligen Folgen.

Das schließt nicht aus, daß die reiche Fülle des Wissens, die sich die meisten Offiziere angeeignet haben, im begrenzten Kreise ihren Ausdruck nicht nur belehrend, sondern auch werbend finden kann; schließt gar nicht aus, daß dies bei der Zahl vorhandener Talente heute mehr als bisher geschehen könnte.

Unbestreitbar bleibt, daß die Armee im Reiche des Wehrgedankens führen, sogar ausschlaggebend führen müßte. Ich meine aber, dies Problem läßt man lieber aus der Diskussion heraus, so ernst und dringlich es an sich sein mag. Man überläßt das lieber Leuten, die nach meinem Empfinden

erheblich mehr von der ganzen Geschichte und von ihrer praktischen Durchführbarkeit verstehen. Mag Hesse es dann anders für richtig halten.

Ein ganz anderes Gebiet ist die Bildung politischer Kenntnisse allgemein im Offizierkorps. Clausewitz hat zwar behauptet, daß Schlacht, Krieg und Politik einen Zweckzusammenhang haben. Friedrich der Große wies darauf hin, daß sich militärische und staatswissenschaftliche Kenntnisse nahe berührten. Deswegen kann man aber doch im Frieden einer Armee nicht politische Aufgaben so ohne weiteres zuweisen. Dieses Zusammenhanges wegen brauchten Feldherr und Staatsmann noch nicht in einer Person vereinigt zu sein. Hier entspringt lediglich die Notwendigkeit politischer Kenntnisse für die Offiziere. Diese Bildung war auch früher bei weitem nicht so schlecht, wie man häufig annahm. Wenn „politisierende Generäle" sich mal vergriffen, so lag das oft mehr am persönlichen Ungeschick, als am Mangel der Kenntnisse. Wir wollen danach streben, das Interesse der Offiziere für die politischen Zusammenhänge zu fördern. Aber von Erkenntnissen auf politischem Gebiet bis zur Betätigung ist doch ein weiter Schritt und für den aktiven Soldaten, von Ausnahmestellungen abgesehen, ein unmöglicher.

8. Der willensvolle Soldat

Ich komme zu einer weiteren sehr bedeutsamen und grundsätzlichen Forderung in der „Nahen Ara". Wie im „F. Pf." so behauptet auch in der „Nahen Ara" Hesse, daß doch allerlei an unserm alten Drill auszusetzen gewesen sei. Zwar widerspricht er sich einige Male selbst. Er meint, „es komme vielleicht einmal eine Zeit, die eines bewundern wird: das preußische Gehorchenkönnen der Offiziere und Soldaten" (S. 10). Er sagt weiter, „es habe etwas unheimlich Zwingendes in den Menschen gesessen, . . . diktiert vom Ehrgefühl und vom Drill. Ja, von jenem vielgehaßten Drill . . . . Um das Gehorchen . . . ist es schon etwas Herrliches gewesen" (S. 31). Das alles genügt ihm aber heutzutage nicht. Er stellt das Problem auf: „Ob der willenlose oder willensvolle Soldat unser Ziel sein müsse" (S. 21). Nun ist der Soldat auch der Vorkriegszeit insofern kein willenloser gewesen, als auch er zum Denken erzogen wurde und aus sich heraus handeln sollte. Aber es ist unumwunden zuzugeben, daß unser ganzes militärisches Erziehungssystem zunächst den Willen des einzelnen, nebenbei bemerkt, soweit er überhaupt vorhanden war, zur Einordnung und Unterordnung bringen wollte und mußte. Jedes Mittel zur Erzielung der notwendigen Disziplin hatte diese Willenunterordnung zur Tendenz. Wenn ich auch behaupte, daß die Gegenüberstellung der Worte willenlos und willens-

voll von Haus aus recht unglücklich ist, so mögen im folgenden diese Bezeichnungen angewandt bleiben, wenn auch nur aus dem Grunde, weil Hesse sie bei der Problemstellung verwendet hat. Dieses ganze Problem einmal angeschnitten zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst Hesses. Leider ist es nur sehr wenig, was er selbst darüber sagt. Nachdem nun aber das Problem aufgestellt ist, muß man es durchprüfen.

Dazu ist nicht zu umgehen, zunächst erst den Begriff des Willens des Einzelindividuums inbezug auf die Allgemeinheit festzustellen. Bevor man hierüber nicht Klarheit schafft, bleibt die ganze Problemstellung ebenso verschwommen, wie die Gegenüberstellung der beiden vorher genannten Ausdrücke. Es ist klar, daß der Wille eines Vorgesetzten niemals den eigenen persönlichen Willen, sondern nur ein bestimmtes Bestreben der Allgemeinheit darstellt. Befiehlt ein Armeeoberkommando den Angriff, so tut es das nicht, weil der Oberbefehlshaber urplötzlich unmittelbar nach dem ersten Frühstück von dieser Idee befallen ist, sondern weil dieser Angriff nach seinem Dafürhalten für die Allgemeinheit zweckmäßig ist. Von dieser Allgemeinheit ist aber auch der einzelne ein Teil. Folglich ist der Entschluß zum Angriff auch für den einzelnen zweckmäßig. Da der Angriff in sich die Möglichkeit für den einzelnen enthält, zu fallen, ergibt sich der Schluß, daß dieses Fallen auch für den einzelnen zweckmäßig ist. So etwas Ähnliches bedeutet wohl das dulce et decorum est pro patria mori. General von Goeben, wenn ich mich recht entsinne, hat davon einmal gesagt, wenn man die Toten fragen würde, bekäme man höchstwahrscheinlich eine ganz andere Antwort. Hier klafft doch offensichtlich ein Riß, da die Logik bis zum Trugschluß geführt hat.

Der Einzelwille deckt sich keineswegs immer mit dem der Allgemeinheit. Bei Kant ist die den Willen beherrschende Vernunft als die schlechthin eine und allgemeine gedachte. Das Individuum hat keinen eigenen Selbstzweck. Bei Fichte (System der Sittenlehre) finden wir eine Betonung des einzelnen, aber auch bei ihm hat es keinen wesenhaften, eigenen Zweck. Es entsteht aus bloßer Beschränkung des Absoluten, denn die absolute Vernunft kann nicht anders als in einem Individuum in Erscheinung treten. Schleiermacher nimmt an, daß sich die allgemeine Vernunft als Einzelvernunft individualisiert hat, und demnach ein Einzelleben mit Eigentümlichkeit und Selbstzweck zustande gekommen ist. Er stellt dies Zustandekommen als Faktum hin, obgleich er es unbegreiflich nennt (Schleiermachers Reden). Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung, 4. Buch) faßt den Einzelwillen lediglich als die vom Subjekt des Erkennens beleuchtete Erscheinung des Gesamtwillens, des Willens an sich auf. Aber er schildert auch den Gegensatz des Individuums zur Gesamtheit. Jeder erscheint sich selber als der ganze Wille und das ganze Vorstellende, während die übrigen ihm nur als Vorstellung gegeben sind. Daher geht

jedem sein eigenes Wesen und dessen Erhaltung allem andern zusammen vor. Es entwickelt sich der Egoismus, das bellum omnium contra omnes. Der Weg, diese Differenz auszugleichen, führt über die vedische Formel: tat twam asi! Dieses bist Du! führt über den freien Willen, über die freie Gerechtigkeit, über das Mitleiden (ἀγαπή) zuletzt zum völligen Aufgeben des Egoismus, zur Resignation, zur Verneinung des eigenen Willens.

Es ist klar, daß dieser Weg nur selten und stets mit unvollkommenem Ergebnis gegangen wird, daß er Zeit und Mühe braucht. Vollends dann, wenn es sich wie im Kriege um relativ kurzfristige Vorgänge und gleich um den Gipfel der Verneinung des eigenen Willens, um das Opfer des Lebens handelt. Man kann vom einzelnen Heldenmut bis zum Tode voraussetzen, sogar von vielen, aber nicht von allen und nicht unter allen Umständen. Es ist also damit zu rechnen, daß der Wille des einen dem Willen des andern, der als Vorgesetzter den Willen der Allgemeinheit des Staates oder Volkes vertritt, entgegensteht. Die Willensbejahung des einen verneint den Willen des andern. Es folgt darauf die Negation der Negation, also die Affirmation, die Willensbejahung der Allgemeinheit. Für diesen Fall billigt Schopenhauer das Recht des Zwanges zu. Trügen wir alle in uns den Geist der bedingungslosen Vaterlandsliebe Heinrich v. Kleists, so bedürften wir des Zwanges nicht. Wie die Menschen nun einmal sind, können sie den Zwang nicht ganz entbehren. Ein Vorgesetzter muß auch seinen Willen aufzwingen können, ein Feldherr eine geborene Herrschernatur sein. Der Zwang ist unvermeidlich.

Der willensvolle Soldat soll etwas wollen. Denn von Haus aus will er es doch meistens nicht, nämlich sich totschießen lassen. Es ist ein handgreiflicher Widerspruch, jemand willensvoll zu nennen, und ihm dennoch unbedingt bindende Gesetze vorzuschreiben, nach denen er wollen soll. Schopenhauer nennt das „Wollen-sollen" hölzernes Eisen. Bringt man den Soldaten dahin, dasselbe zu wollen wie der Vorgesetzte, denn etwas anderes geht nicht gut, so hat er eben dessen Willen und nicht seinen eigenen. Solange nicht ein Vollendeter im Sinne des tat twam asi vor uns steht, — und die sind unter den Soldaten verhältnismäßig selten — bleibt es also ein müßiges Wortspiel, ob man den Soldaten mit dem eigenen Willen, der aber wiederum der seiner Vorgesetzten sein muß, willensvoll oder willenlos nennt. Wer eine Truppe ins Gefecht führt, muß ihr seinen Willen aufzwingen; da gibt's kein Herumdeuteln. Zwingen ist ein Kampf. Es kann sich also nur noch darum handeln, diesen Kampf zu erleichtern. Das geschieht, indem man den Soldaten dazu bringt, selbständig auf Grund eigener Kenntnis, Erkenntnis und Überlegung das zu tun, was ihm der Vorgesetzte im gegebenen Momente befehlen müßte, wenn er neben ihm stünde. Die Anwendung des Zwanges kann natürlich die ganze Stufenleiter von der einfachen Strafanwendung über die intel-

lektuelle Beeinflussung bis zur Einwirkung durch die Macht der vorgesetzten Persönlichkeit, ja bis zur beabsichtigten oder unbeabsichtigten Ausnutzung der Suggestibilität des einzelnen oder der Masse enthalten.

Bei der Frage des Zwanges ist noch ein Sondergebiet zu erledigen. Die zu einem Kriege notwendige Menschenzahl wird niemals und in keinem Lande ganz ohne Zwang zusammenzubringen sein. Unter Zwang verstehe ich hier schon die gesetzliche Verpflichtung. Willensvoll ist also ein Teil der Soldaten bereits im Augenblicke der Mobilmachung nicht mehr, mögen sie sich auch noch so gutwillig in die gegebene Notwendigkeit schicken und aus Pflicht zu Helden werden. Die Entwicklung dieses Gedankens führt zu der vom ethisch-individualistischen Standpunkte nicht unrichtigen, aber unmöglichen Forderung, man dürfe Kriege nur mit Freiwilligen führen. (Popper-Lynkeus: Krieg, Wehrpflicht und Staatsverfassung.) Jedes weitere Wort darüber wäre zu viel. Wohl aber ist es angängig, den Gedanken noch weiter zu treiben, um ihn ad absurdum zu führen. Was geschieht nun, wenn ein überwiegender Teil eines Volkes zufällig einmal einen Krieg will, den der leitende Staatsmann für unbegründet und für aussichtslos hält? Da sind dann doch willensvolle Soldaten in Reinkultur. Geschichtlich sind solche Kriege denkbar. Den Krieg alsdann nicht zu führen, bedeutet auch einen Zwang, der sogar die vollständige Willenlosigkeit des einzelnen bis zur zwangsweisen Verhinderung der Betätigung zur Folge hat.

Die Selbständigkeit des einzelnen ist trotz alledem unseren Vorschriften keineswegs fremd. Ich setze den Wortlaut dieser Vorschriften als bekannt voraus und begnüge mich mit einigen anderen Beispielen. Ein Armeebefehl vom Jahre 1902 enthielt den Satz: die Selbständigkeit und der moralische Halt des einzelnen Mannes müssen auf das äußerste gesteigert werden. Das Reglement von 1906 bestimmte in Nr. 158 als Ziel der Einzelausbildung, „daß der Soldat zum selbständig denkenden und gewissenhaft handelnden Schützen erzogen werde". „Daß unsere Unterführer zu selbständig denkenden und handelnden Männern erzogen werden", ist betonter Hinweis aller Verfügungen. Das ist also weder neu, noch jemals vergessen. Erfolgt die Erziehung in diesem Sinne, dann ist allerdings ein Kräftezuwachs zu erwarten, weil nun der Wille des Vorgesetzten und des Untergebenen beide in der gleichen Richtung arbeiten. Es bleibt nicht mehr der Quotient zweier Kräfte, es entsteht nicht die Komponente aus einem Parallelogramm der Kräfte, was einen unmöglichen Kompromiß bedeuten würde, sondern die Kräfte multiplizieren einander.

Bei diesem Plus, das dann der Wille schafft, handelt es sich nun noch um einen Vorgang, den wir gleichfalls als vom Willen beeinflußt wissen, der jedoch ganz für sich bewertet sein will. Jeder Arzt weiß, daß der Wille Schmerzen ertragen, Krankheiten leichter überwinden läßt. Jeder Soldat hat gelernt,

daß der Wille die Leistungen vergrößert. Nach einem anstrengenden Marsche fallen Leute dicht vor der Kaserne um. Der Wille setzt aus, weil er nicht mehr notwendig erscheint. Bei einem Rückzug schleppen sich Schwerverwundete mit, die sonst nicht einen Schritt mehr täten. Der Wille bewegt sie. Es handelt sich hier um energetische Vorgänge, die ja allbekannt sind, d. h. nicht um den Willen an sich, um das, was man will, sondern um die Anwendung der Kraft eines schon vorhandenen Willens. Die Mittel, diese Willenskraft zu erzeugen oder zu steigern, sind: das Beispiel; der Nachahmungstrieb, eine Art geistiger Ansteckung, deren merkwürdigste Auswirkung wir im gewöhnlichen Leben als die Mode bezeichnen; Furcht vor Strafe; Hoffnung auf Belohnung; Hebung des Ehrgefühls u. a. m. Im ganzen sind das alles Mittel, die suggestiv wirken, um den egoistischen Naturtrieb des Individuums zu unterdrücken. In Einzelfällen kommt auch Belehrung hinzu. Der Zweck wird erkannt und nun allerdings die Willenskraft gelegentlich zum Maximum gesteigert. Es ist klar, daß diese Steigerung aus Einsicht nicht allzu häufig verlangt und erlangt werden kann. In unserer kleinen Armee mit ausgesuchtem Ersatz wird der Versuch ziemlich oft glücken können. Darum ist diese Methode z. Zt. anwendbar und so weit als irgend angängig auszunutzen. Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß in einem wirklichen Heere die Voraussetzung der Zeit, die solche Belehrung kostet, und beim Durchschnitt auch die hohen intellektuellen Voraussetzungen nicht durchweg gegeben sind. Dann muß der suggestive Einfluß überwiegen, der die Energie schließlich als Selbstverständlichkeit, mechanisch, zwangsläufig, als etwas, das gar nicht anders geht, unbewußt einsetzen läßt. Welchen Weg man nun auch geht, stets ist dem Soldaten ein Wille zur Kraftäußerung anerzogen — Erziehung ist hier das richtige und altbewährte Wort —, der dem Willen des einzelnen ursprünglich nicht entsprach. Der Wille, mag er nun als Persönlichkeitshandlung eine bewundernswerte, ausgesprochen heldenhafte Energie auslösen, ist nicht der Wille, den der einzelne a priori hat, sondern der eines andern. Ist es doch sein Wille, ganz gleich, ob von vornherein, oder allmählich erworben, so sind wir wieder beim Idealfalle des tat twam asi angelangt. Und der ist in der Praxis eben selten. Nicht mit Unrecht betrachtet der Sportsmann das Fußballspiel als beste Erziehung zur Stärkung der Einzelenergie und zur gleichzeitigen Unterordnung unter eine Vielheit. Die Willenskraft wird hier gesteigert. Gleichzeitig aber unterliegt der Wille einem andern, dem der Spielpartei. Der einzelne hat also nicht seinen Willen, sondern einen anderen. Der eigene Wille ist an sich gemindert, der energetische Effekt gesteigert. Hält man nun die verschiedenen Willensvorgänge und ihre Auswirkungen nicht auseinander, dann entsteht plötzlich jene contradictio in adjecto: der willensvolle Soldat.

Den vorher erwähnten Kräftezuwachs wollen wir uns ja nicht entgehen lassen. Aber der selbständig handelnde Soldat bleibt doch im Verhältnis zur Allgemeinheit willenlos. Er hat einen Willen, aber er hat keinen eigenen; er hat den der andern, der Allgemeinheit, des Vorgesetzten. Mithin enthält die Legende vom willensvollen Soldaten entweder nur Altbekanntes oder, falls dies ein Irrtum ist, ausgesprochen Falsches. Mehr noch als Falsches: eine Gefahr. Man könnte herauslesen, der Soldat hätte unter Umständen auch ein Recht, anders zu wollen als der Vorgesetzte. Daß das in gerader Linie zum Soldatenrat führen muß, ist recht wahrscheinlich. Xenophons Anabasis und Katabasis ist in dieser Beziehung auch heute noch ganz lehrreich. Als die Soldaten sich auf ihren eigenen Willen besannen, war es mit der Schlagfertigkeit der Armee vorbei. Das bekannte Wort: „Wenn meine Leute anfingen zu denken", müßte in modernem Deutsch heißen: „Wenn meine Leute anfingen zu wollen." Täten sie das, dann wäre es mit jeder Führung größerer Heereskörper aus, selbst wenn jeder einzelne ein vollendeter Stratege wäre.

Man kann aber von einem selbständig oder nicht selbständig handelnden, denkenden oder nicht denkenden Soldaten reden. Der bekannte Vers ist nicht richtig: Mein Sohn, bist du erst mal Soldat, gewöhne dir das Denken ab. Leute, denen es beim Militär scheinbar abgewöhnt wurde, hatten damit noch gar nicht angefangen. Vielleicht ist bei der Wahl des Ausdrucks vom willensvollen Soldaten mit etwas zu kühnem Wortwurf Intellekt und Psyche verwechselt. Das lag um so näher, als es das Grenzgebiet der intellektuellen Gefühle gibt.

Vielleicht wird man behaupten, es sei hiermit ein Kadavergehorsam zugegeben und der darin liegende Vorwurf anerkannt. Die Ausführungen können jedoch weder für noch gegen einen Kadavergehorsam verwendet werden, einfach deshalb, weil es einen Kadavergehorsam weder gab noch gibt. Das Wort ist an sich schon, wie die meisten derartigen Worte, Unsinn. Der Kadavergehorsam müßte nämlich der Gipfel des Ungehorsams dem Wortlaut nach sein. Denn ein Kadaver kann gar nicht gehorchen. Er ist tot.

Man kann die ganze Deduktion in eine sehr simple Formel fassen: Gehorcht muß werden! Davon gibt es nur zwei ganz klare Ausnahmen. Die eine enthält das Gesetz mit der Bestimmung der Fälle, in denen Ungehorsam straffrei bleibt. Die anderen enthalten die taktischen Vorschriften in der Erklärung derjenigen Voraussetzungen, unter denen der verantwortliche Führer von einem ihm gegebenen Befehl abweichen darf. Im strengen Sinne kann jeder Soldat nur in diesen Ausnahmefällen willensvoll sein. Es fragt sich sogar, ob er es hier einwandfrei ist. Denn er vertritt auch hier nicht seinen Willen, sondern den des Gesetzgebers oder der Stelle, die die Vorschriften gegeben hat, also wieder einen übergeordneten Willen.

Unter dem willensvollen Soldaten konnte nicht der selbständig denkende und handelnde verstanden sein. Denn der war in der alten Armee ohne Zweifel und ist erst recht im neuen Heere vorhanden. Es konnte auch nicht gemeint sein, daß der Vorgesetzte mit Überredung, welcher Art sie auch immer sei, zu leiten versuchte, um erst in jedem Falle eine bestimmte Überzeugung oder Einsicht beim Untergebenen zu schaffen. Das führt, zur ausschließlichen Regel erhoben oder auch nur bei mehr als ausnahmsweiser Anwendung, in schnurgerader Richtung zum Kriegsrat. Was sonst gemeint sein könnte, weiß ich nicht. Für mich bleibt nichts übrig als ein Schlagwort.

9. Geschäftigkeit und Muße

Als Abschluß der Forderungen, die die Jugend stellt, wäre noch das Verlangen nach Initiative und Aktivität zu nennen. „Jugend will immer, daß gehandelt wird. Jugend neigt auch immer zum Extrem." (S. 16.) „Wie selten finden wir denn wirklich aktive, initiative Menschen? Die Parole der jungen Armee aber heißt: Aktivität!" (S. 44.) Dies letzte Wort ist ein französisches Zitat. Im Original war noch hinzugefügt: vitesse. Vitesse ist aber heute ein recht gefährliches Ding. „Wir Jungen begreifen nicht, wie man eine Stunde seines Lebens dahingehen lassen kann, ohne etwas zu wollen. Seid aktiv! Initiativ!" (S. 45.)

Es ist sehr bedauerlich, daß der Verfasser der „Nahen Ara" so selten wirklich aktive Menschen getroffen hat. Er muß ein außergewöhnliches Pech dabei gehabt haben. Wer von den Alten diese Stellen nicht nachsichtig überlesen hat, wird sich eines leisen Lächelns nicht haben enthalten können. Ich habe im Gegenteil manchmal den Eindruck, wir sind allesamt wie eine heruntergedrückte Feder, die beim leisesten Nachlassen des Druckes zur Aktivität aufspringt. Allerdings muß man zugeben, daß ein ganz bestimmter äußerer Umstand gelegentlich den Schein verminderter Spannkraft erwecken könnte. Bei der heutigen Wirtschaftslage sitzt allen Offizieren von morgens bis abends die bittere Sorge um das Dasein im Nacken. Da mag sich dann manchmal ein etwas müder, abgespannter Zug in die Gesichter schleichen. Schlimm genug, daß es so weit gekommen ist; noch schlimmer, wenn es lange so bliebe. Denn dann könnten böse Folgen auf die Länge der Zeit nicht ausbleiben. Heute aber ist das noch etwas Äußerliches, das zu durchschauen jedem gelingen sollte. Es ist etwas Eigenartiges, wenn gerade der Armee Mangel an Initiative von einem Deutschen vorgeworfen wird. Man konnte in den letzten zwei Jahren bei den Besprechungen deutscher Vorgänge und Vorschriften in der französischen Fachliteratur immer wieder finden, daß dort, wenn auch

widerwillig, so doch ausdrücklich die deutsche Aktivität und Initiative, und zwar mit diesen beiden Worten, betont wurde. Wer näher zuschaut, wird finden, daß in uns allen ein Drängen lebt, das nur sehr schwer durch die Umstände in geregelten Bahnen gehalten wird. Manchmal sogar schon unzeitige Entschlüsse mindestens nahe gebracht hat. Es wäre doch merkwürdig, wenn in uns nicht das Erbe eines Schill steckte. Allerdings, das Beispiel Schills weckt Bewunderung, sollte aber nicht nachgeahmt werden. Die Aktivität wird in der Praxis nur zu leicht zu nervöser Hast. Wir kranken heute an mancherlei Dingen, die entstanden sind aus dem allgemeinen Drang zur Tat.

Auch bei Clausewitz findet man die innere Unruhe, die beständige Furcht, den wahrhaft geschichtlichen Augenblick zu versäumen. Bei ihm stammen aber diese Anzeichen aus der niederdrückenden Zeit der Gefangenschaft in Soissons und sind darum verständlich. An Marie schreibt Clausewitz am 7. August 1808: „Groß, unbeschreiblich groß ist diese Zeit; von wenigen Menschen wird sie begriffen ... Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein; ohne Vorurteil ... Nur in einem Gemüte von Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit Gegenwart und Vergangenheit und unverloren in philosophischen Träumen." Anfangs ist es so, als ob man Hesse liest. Dann aber ist es doch anders. Die Berührung mit der Vergangenheit wird betont, und philosophische Träume werden abgelehnt. Am Ende hat Clausewitz sich Scharnhorsts Besonnenheit überzeugt angeschlossen, wenn auch nicht ohne inneren Kampf. In Clausewitz, der dem Kronprinzen als leitende Maxime des Krieges „heroische Entschlüsse aus Gründen der Vernunft" nannte, rangen Glut und Kühle, Leidenschaft und Raisonnement um ihren inneren Einklang. Eben das war aber auch die Tendenz der Epoche. „War die Philosophie heroisch, die Wissenschaft kriegerisch, so wurde das Heldentum geistig, der Krieg wissenschaftlich" (Joel, Antibarbarus). Ähnliches möchte Hesse, und das wird nicht gut abgehen.

Liest man die Worte, wonach die Jungen es nicht begreifen, wie man eine Stunde vergehen lassen kann, ohne etwas zu wollen, so fragt man sich unwillkürlich, sind diese Jungen eigentlich jung. Es ist schmerzlich zu sagen, daß sie oft älter als die Alten scheinen. Ihnen fehlt die frohe, wenn auch nicht wie Hesse meint, sorglose Jugend. Das wirkt nach. Der Krieg ist nicht nur ein Erlebnis, das viel gab, sondern auch viel nahm, nämlich die Fröhlichkeit der Jugend, wie wir sie hatten. Und die klingt in uns nach. Man hat so oft den schmerzlichen Eindruck, als ob diese Jungen nicht mehr lachen könnten. Nur widerstrebend schreibe ich das, denn es klingt so teilnahmslos. Aber es scheint doch so zu sein. Sie können lächeln, aber nicht mehr bis zu Tränen über eine Harmlosigkeit lachen. Wer aber nicht lachen kann, der ist alt. Das

mit dem Lachen will nicht so ganz wörtlich verstanden werden. Es fehlt bei den Jungen, wenigstens in der Literatur, geradezu tragisch oft der herzwarme, gütige Humor. Jünger hat humorvolle Stellen, famos skizzierte Szenen von großer Komik. Aber der Trank ist scharf und wärmt nicht. Schlieffen hatte gewiß eine ironische Feder, und dennoch steckte dahinter ein gütiger Humor. Marx schreibt sicherlich bei seinem Weltkrieg in biologischer Geschichtsauffassung nicht über ein Thema, das zum Witz herausfordert. Und doch finden sich ein paar Stellen von geradezu köstlicher Heiterkeit. Bei Hesse habe ich aber nicht eine Stelle von lebensweisem Humor gefunden. (Ich muß diese Behauptung auf seine Bücher einschränken. Den Berichten von seiner Weltreise fehlt ein gutmütig spottender Scherz nicht.) Er ist so ernst, so schwer, nimmt nichts, aber auch nichts mehr leicht. Jene Stelle von jeder Stunde, in der etwas zu wollen sei, ist ein Bekenntnis zu humorloser, nervöser Geschäftigkeit. Auch Ideen wollen von Zeit zu Zeit in Ruhe gelassen werden, sich runden, sich setzen. Auch der Geist muß ab und an ausruhen, sonst wird er und seine Leistungsfähigkeit überspannt. Man muß nicht immerzu, sondern zu rechter Zeit etwas wollen. Dulce est desipere in loco, sang Horaz. Das gefiel in Unterprima natürlich besonders, weil es leider allzu häufiges desipere klassisch rechtfertigte, aber es hat seinen Wert auch noch für spätere Zeiten. Ob diese ewig etwas Wollenden wohl einmal mit offenen Augen in den Tag hineinträumen können? Die Gedanken werden nicht klarer dadurch, daß man sie emsig mit den Zähnen zerkaut. Man muß sie auch zerflattern, sacht und willig wiederkehren lassen können. Und dazwischen selbst ruhen. Mir scheint, der Psychologe begeht einen schweren psychologischen Fehler, wenn er immerzu etwas will. All die schönen und so zwecklosen Dummheiten unserer Jugend, was sind sie den Jungen? Nichts, denn ihr Erlebnis ist nur der Krieg. Mirza Schaffy sagt:

„. . . und stete Spannung
führt zur Erschlaffung, zur Entmannung.
Nur wer sich recht des Lebens freut,
trägt leichter, was es Schlimmes beut."

Wer ist nun alt, die Alten oder die Jungen? Die Antwort ist einfach. Die Jungen können alt und die Alten jung sein. Aber die Jungen, die nur sich und keine anderen Götter anerkennen, die sind sicher alt. Sie gerade sind Fertige. Beim Lesen der Bücher Hesses fiel mir das Wort Oktavios zu Max Piccolomini ein:

„Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— du hast den Frieden nie geseh'n! Es gibt
noch höhern Wert, mein Sohn, als kriegerischen;
im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg."

Der Trieb, dauernd etwas zu wollen, hat unbedingt etwas Nervöses an sich. Neurotische und psychische Vorgänge haben vom Standpunkt des Arztes viel Wesensverwandtes. Wer immer etwas will, ist oder wird Neurastheniker. Denn kein Nervensystem hält es auf die Dauer aus, immer etwas zu wollen. Der Grad der Neurasthenie kann vom harmlosen immer Geschäftigen bis zum gefährlichen hysterischen Fanatiker gehen. Es ist daher unbedingt psychologisch falsch, immer etwas zu wollen.

Ein Mann, der viel gedacht und viel gewollt hat in seinem Leben, der sich als Philosoph vor anderen gerade mit dem Willen beschäftigte, hat der freien Muße lange Ausführungen gewidmet. Es ist Schopenhauer in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit im 2. Kapitel. Es lohnt, einen Absatz davon hier im Wortlaut anzuführen: „Weil also, wie gesagt, die freie Muße die Blüte oder vielmehr die Frucht des Daseins eines jeden ist, indem nur sie ihn in den Besitz seines eigenen Selbst einsetzt, so sind die glücklich zu preisen, welche dann auch etwas Rechtes an sich selber erhalten; während den allermeisten die freie Muße nichts abwirft, als einen Kerl, mit dem nichts anzufangen ist, der sich schrecklich langweilt, sich selber zur Last. Demnach freuen wir uns, ‚ihr lieben Brüder, daß wir nicht sind der Magd Kinder, sondern der Freien' (Galat. 4, 31)." Wir wollen also nicht Kerle werden, mit denen nichts anzufangen ist.

10. Vom Stil

Es geht ein Suchen und Sehnen durch unsere Jugend, wie sie nach unserm furchtbaren Zusammenbruch Deutschland wiederaufrichten könnte. Dabei wird häufig genug vergessen, daß die Alten dieses Suchen und Sehnen teilen. Es wird aber auch noch ein anderer Fehler gemacht. Der Gedankenfülle der Jugend gebricht es sehr häufig an der nun einmal für die Praxis notwendigen Klarheit. Ich gebe einen wesentlichen Teil Schuld daran dem Stil. Ein schöner Gedanke, sobald er erst einmal gedruckt oder geschrieben dasteht, verhindert allzu leicht an der prosaischen Arbeit, bis zu Ende zu denken. Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen. Nach diesem Ausspruch wird manche dunkle Stelle von Verfassern und Lesern mit mehr als verdienter Hochachtung aufgenommen. Es ist das nicht bei Hesse allein so. Die moderne Literatur ist auf dem besten Wege, noch viel dunkler zu werden als die Aussprüche des alten Heraklit, den man wegen seiner Unverständlichkeit den Dunklen nannte. Es ist schon etwas Richtiges an der Behauptung, daß Sätze, die einem aufmerksamen und geschulten Leser nicht klar werden, meist auch dem Verfasser nicht klar

gewesen sind. Freilich ist „die Simplizität des Stiles immer das Merkmal des Genies gewesen, als welches allein das Vorrecht hat, sich einfach, natürlich und mit Naivität auszusprechen." Bei den Jungen gewinnt das Wort gelegentlich die Herrschaft, sozusagen das unbewußte Empfinden und schöpferische Genießen der Schönheit im eigenen Ausdruck. Wenn aber mit den Jungen die Freude an dem fraglos hohen schriftstellerischen Können durchging, wenn mancher Gedanke ausgesponnen ist, in der genialischen Schöpferseligkeit — nun eben des Ausspinnens, dann geschah das, fürchte ich, vielleicht nicht immer zum Guten der Sache. Hesse kommt eigentlich nie aus einer Art Unterstreichen heraus. Seine Bücher müßten, in Töne umgesetzt, dauernd mit dem Pedal gespielt werden. Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen? Hesse ist es Ernst, sehr Ernst. Das sei dankbar zugegeben. Nur droht der bekannte Schritt vom Erhabenen zur Phrase. Die letzten vier Absätze der „Nahen Ara", um nur ein einziges Beispiel zu nennen, geschrieben in „hohem tragenden Schwung" ohne „Pathos" mag sich der Verfasser nach zehn Jahren wiederansehen. Ob sie ihm dann noch gefallen werden, weiß ich nicht.

Der bekannte Schritt droht nicht nur, er ist da. Denn es finden sich Worte — ich erinnere an den willensvollen Soldaten —, die sich einstellen, eben wo Begriffe fehlen. Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten. Leider hat das nicht ganz gestimmt. Ein System ist auch nicht gelungen. Es findet sich aber außerdem eine Anzahl von Gemeinplätzen, die das übliche Maß erheblich übersteigen. Einige sind schon in vorausgegangenen Abschnitten erwähnt. Es sind aber weit mehr. „Haben wir denn noch das Bismarcksche Reich? Es ist doch kein Zweifel: wir haben es nicht mehr. Wann sehen wir wirklich diese Wahrheit?" (S. 8). In tieferem Sinne könnte man übrigens ganz anderer Meinung sein, als der Verfasser voraussetzt. Carl Alexander v. Müller betont (Wissen und Wehr 1924, 2. Heft), daß das Bismarcksche Reich bis heute noch standgehalten habe. Bleibt also übrig eine Binsenwahrheit, die jeder eingesehen hat, der auch nur einmal nach Straßburg, Nordschleswig, Südschlesien oder durch den polnischen Korridor fährt. Auch, daß Posen uns nicht mehr gehört, ist allgemein bekannt. Was soll das?

„Unsere Eigenart ist nur zu erklären vom Boden, von der Natur her. Es gibt nur eine deutsche Seele in der Welt! Und nur einer versteht sie ganz — der Deutsche". Der nächste Satz heißt: „Das ist kein Gemeinplatz" (S. 38). Doch, das ist einer, und zwar ein selbst in diesem Buch der pathetischen Gemeinplätze noch erstaunlicher. Unsere Eigenart von der Natur abzuleiten, ist durchaus richtig. Die Parallele dazu ist das Zitat aus „Ut mine Stromtid", wonach die Armut von der großen Powertee herkäme. Man hätte diese Stelle eigent-

lich elegant zu einem paradoxen Aphorismus zuspitzen müssen. Dann war hinter den Satz: „Nur der Deutsche habe die deutsche Seele verstanden", einzufügen: „und der hat sie mißverstanden".

„Staat ist nicht mit Republik oder Monarchie gleichbedeutend" (S. 40). Endlich ist es heraus. Es war höchste Zeit, daß wir darüber belehrt wurden. Im Ernst, wie kann man derartiges in einem Buche schreiben, das doch mindestens auch von Offizieren gelesen werden soll. Ich denke, wir Offiziere haben bewiesen, daß wir den Staat über die Staatsform stellen.

Zum Schluß, es ging wohl nicht anders: „Wir wissen, daß in gesunden Körpern auch ein gesunder Geist zu leben pflegt" (S. 47). Auch das ist in dieser Form der übliche Gemeinplatz: mens sana in corpore sano.

Man hätte an alledem vorübergehen können, wenn man nicht fühlte, daß diese Ausdrucksarten der Klarheit der Gedanken nicht zuträglich gewesen sind. Ganz unwillkürlich blätterte ich noch einmal die schon vorher eingehend erwähnte Studie van den Berghs durch. Der Gegensatz ist erstaunlich. Die gleichen Gedanken bei Hesse und bei van den Bergh. Bei van den Bergh aber die alte, scharf geschliffene, vielleicht manchmal etwas nüchterne Form und die vollständige Klarheit der Gedanken.

Dritter Teil

Abschluß

Bei aller Kritik, die am Alten geübt wird, ist ausschlaggebend, ob man eine Verbesserung oder einen Bruch will. Gegen das Bestreben, weiter zu entwickeln, kann nicht das geringste eingewendet werden. Vielfach sind die Hesseschen Bücher so aufgefaßt worden, als ob es sich nur darum handele. Es bedarf jedoch der näheren Prüfung, ob diese Auffassung richtig ist. Man wird schon stutzig bei folgender Stelle: „Welcher erstaunliche Unterschied, welcher Fortschritt, welche kühn aufsteigende Linie im Willen zum Siege, zur Vernichtung des Feindes in diesen Jahren von 1914—1918! Lernen wir nur daraus!" (S. 32). Demnach haben wir diesen Willen trotz Clausewitz, Moltke und Schlieffen nicht gehabt und mußten ihn erst neu lernen. Die Stelle ist so dunkel, daß sie noch nicht Aufschluß gibt. Zwei andere Stellen lassen dann aber nicht mehr zweifeln: „Doch, wir glauben zu fühlen, daß unsere Zeit eine Änderung, Erweiterung dieses Systems — nämlich des alten — erfordert, die Kampfesweise hat sich so völlig gewandelt" (S. 18). Ganz abgesehen davon, daß die Kampfesweise sich in ihren Grundprinzipien nicht so geändert hat, wie Hesse dies anzunehmen scheint, muß die verlangte Änderung hervorgehoben werden. Allerdings wird die Änderung sofort als Erweiterung erklärt. Man könnte also noch immer hoffen, daß eine Weiterentwicklung gemeint sei. Jeden Zweifel schließt aber die letzte Stelle aus. „Es gilt Altes durch Neues zu ersetzen" (S. 45). Da ist es nun klipp und klar heraus. Alles Wohlwollen gegenüber dem Alten nützt nichts mehr. Wenn Worte noch einen Sinn haben, dann handelt es sich nicht um Gedanken der Entwicklung auf der Basis des Alten. Ändern wollen die Jungen, das Alte abtun, das bisherige System ersetzen. Es ist die richtige Folgerung aus der Anklage gegen das alte System, aus dem konstruierten Gegensatz zwischen Jung und Alt. Das Alte zu verbessern, darum wollen wir uns alle mit ganzer Kraft bemühen. Aber wir wollen ein historisch erprobtes System nicht verlassen. Ich hoffe, das Schicksal bewahrt die Armee vor dieser Gefahr, die auch ohne Hesse wahrhaftig groß genug ist.

Fürst Bülow schreibt (Deutsche Politik): „Der Geist des deutschen Militarismus, wie ihn Preußen vorgebildet und Deutschland übernommen hat, . . . würde aufhören deutsch zu sein, . . . wenn er sich ändern wollte." Und wenig später: „Vielleicht hat Preußen, hat Deutschland bisweilen versäumt, überkommene Einrichtungen mit den Wandlungen der Zeit fortzubilden, in der Sorge, beim Schritt in die neue Zeit die sichere Verankerung in der Ver-

gangenheit, in der Geschichte zu verlieren. Von der Armee gilt das nicht." Also fortentwickeln ja; ändern nein! Nun haben wir aber inzwischen eine Änderung unserer Staatsverfassung. Hören wir dazu mit Bezug auf die Armee nochmals Bülow: „Die Armee eines jeden Staates ist in ihren Stärken und Schwächen, in ihrer traditionellen Eigenart Ausdruck der Staatsform. Wird ein Staat in seinem verfassungsgemäßen Charakter verändert, so muß sich diese Veränderung auf seine Armee übertragen."

Die hieran anzuschließenden Überlegungen erspart uns der Versailler Vertrag. Unsere Armee ist so, wie sie ist, durch Diktat. Denn unsere heutige Reichswehr ist weder der Exponent der Staatskraft noch der Staatsform, sondern ein unnatürlich eingeengtes Produkt feindlichen Willens.

Das scharfe Ändern, Revolutionieren, Reformieren ist uns Deutschen selten gelungen. Als Reformatoren haben wir keine glückliche Hand. Die Reformation Luthers ist als eine halbseitige Lähmung bezeichnet worden. Das ist natürlich grob ungerecht angesichts aller ausschlaggebenden Förderungen, die das deutsche Volk durch die Reformation erfahren hat. Aber es enthält einen kleinen Wahrheitskern, weil die Reformation nicht zu vollem Erfolge kam. Die Revolution, die sich auch nicht voll durchsetzte, kann — darüber wird erst eine sehr ferne Zukunft entscheiden — eine weitere Lähmung zur Folge haben. Reformationen, Revolutionen sind an sich weder gut noch schlecht, haben sogar stets durch Lösung bislang gebundener Kräfte immer einige gute Folgen gehabt. Ist den Bewegungen dieser Art aber der volle Erfolg versagt, dann sind die nachteiligsten, schwer überwindbaren Wirkungen unausbleiblich. Es lohnt gar nicht, über Recht oder Unrecht der Bewegungen zu streiten. Ihr Nachteil bleibt immer im gleichen Verhältnis zu dem Maße, in dem sie sich nicht haben durchsetzen können. Ich schätze, auch in der „Nahen Ära" der jungen Armee würde es weniger erfolgreiche Reformatoren geben — als gute Poeten.

Als Hesse, vom psychologischen Problem ausgehend, seine Behauptungen und Forderungen aufstellte, hat er viel Schönes und Anregendes gebracht. Aber er ist mit seinen Vorwürfen weit über das Ziel hinausgeschossen, und er hat einen Gegensatz zwischen alt und jung konstruiert, der nicht vorhanden war. „Die Nahe Ära" der jungen Armee würde keine nahe sein, wenn sie nicht die der alten Armee wäre.

Was die Vorwürfe anlangt, so haben wir kaum einen aller der nach dem Zusammenbruch uns vorgehaltenen Fehler mehr gemacht, als das menschlich verständlich ist, und sehr viele weniger. Diese Fehler sind auch nicht etwa erst seit 1880 oder im Kriege oder nach dem Kriege entstanden. Sie waren vorhanden, sie werden sich auch nur wandeln, nicht beseitigen lassen. Denn sie sind die Kehrseiten unserer besten Eigenschaften. Etwas haben wir

falsch gemacht, was wir hätten ändern können. Uns hat die bei aller Aktivität für jedes Handeln notwendige innere Ruhe gefehlt. Wir waren wohl nicht „erschöpfte Arbeiter", aber wir haben dauernden Raubbau an unseren Kräften seit den 70er Jahren getrieben. Wir waren in Deutschland „in eine Hast geraten, als ob die Wissenschaft eine Fabrik sei, und jede Minutenversäumnis eine Strafe nach sich ziehe." Und wie die Wissenschaft, so die Politik, so der Erwerb, beim Unternehmer und Arbeiter, so die Leistungsanspannung beim Beamten, auch beim Soldaten. Und schließlich setzte dieser Krieg der Kräfteüberspannung die Krone auf. Das hält ein halbes Jahrhundert auch die beste Nation — daß sie das sind, haben die Deutschen bewiesen in $4^1/_2$ jährigem Kampfe gegen eine ganze Welt — nicht aus. Wir wollen die besonnene Ruhe wieder lernen, die durchdachte Ökonomie der Kräfte. Dazu ist freilich nötig, daß wir des Lebens Inhalt nicht immer nur in materiellem Erwerb suchen.

Daß Deutschland seinen Weg bergauf aus sich selber heraus finden und dann auch den rechten Führer haben wird, daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel. Aber ob es für den Aufstieg praktisch ist, an dem Wege immer nur die Darstellungen unserer gesamten Fehler aufzubauen, bezweifle ich. Wir müssen von der unglücklichen Vergangenheit los und zum Handeln, zur Tat für die Zukunft kommen. Was gewesen, ist geschehen. Was daraus zu lernen, liegt handgreiflich vor aller Augen. Nun wollen wir die Folgerungen in zukünftige Taten umsetzen, ohne uns aus gemachten Fehlern dauernd ein Schwächegefühl zu suggerieren. Wir sind ohne Macht noch, aber nicht schwach und wollen nicht schwach sein.

Mir will scheinen, daß alle Gedanken Hesses in den beiden Forderungen zusammenlaufen: Nach dem genialen Führer und nach dem machtvollen Staate, der den Willen hat, sich schließlich einmal zur Wehr zu setzen gegen alle Unterdrückung. Das ist alles richtig. Wir müßten einen Heros haben, der die Gesamtheit aus dem eigenen Recht seiner Persönlichkeit zwingend führt. Wir brauchten eine Staatsmacht, die sich wehren kann und will. Der Weg bis zu diesem Ziel ist mühsam, nicht leichter gemacht durch Hindernisse unseres innerpolitischen Lebens, über deren Notwendigkeit man recht zweifelhaft sein kann. Aber der Weg wird immer schwerer, wenn wir die Vergangenheit nicht endlich ruhen lassen. Bismarck meinte, als er das deutsche Volk in den Sattel gesetzt hatte, reiten würde es schon können. Es ist gestürzt, weiter nichts. Es wird wieder reiten und dann doch noch manches Rennen gewinnen. Aber glauben müssen wir daran, glauben! „So ist denn der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht." Wir sehen nichts in unserer Finsternis, aber wir hoffen, und wir glauben. Das ist alles.

Als der preußische Staat 1806 und 1807 zusammengebrochen war, da versuchte man, genau wie heute, die Schuld im Alten zu suchen und nun nicht nur zu verbessern, sondern abzuändern, das Alte durch Neues zu ersetzen. Nicht ohne Ingrimm schildert Treitschke, dessen Darstellung ich mit Kürzungen gebe, die damalige Stimmung:

„Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld aller auf die Schultern einzelner hinüberzuwälzen. So stürzte sich auch auf den gedemütigten preußischen Staat ein Schwarm Lästerer. Köllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz' Galerie preußischer Charaktere und ähnliche Schriften trugen geschäftig alles zusammen, was sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ. Jene dünkelhafte und unfruchtbare Altklugheit, die seit Nikolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Die Verfasser dieser Schriften wurden die geistigen Ahnherrn einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannigfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebsschaden des preußischen Staates blieb, einer gewerbsmäßigen Tadelsucht, die, wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte." Soweit Treitschke.

Der große Unterschied zu unseren Tagen ist nun, daß die damalige Zeit in der Tat unendlich viel Neues zu bieten hatte. Eben erst hatte man zu Kant und Schiller emporgesehen, Goethes Faust bewundert, Alexander von Humboldts kosmologische Studien und Niebuhrs römische Geschichte als epochemachend für die Wissenschaft Europas erkannt. So konnten und mußten denn Schleiermachers patriotische Predigten, Fichtes packende Reden an die deutsche Nation, Humboldts Gründung der Berliner Universität mit Erfolg wirken. Das eine Wesentliche hatte jene Zeit vor uns heute voraus: Sie kannte wenigstens die Werte, die sie verteidigen wollte. Diese Werte werden niemals auf wirtschaftlichem oder politischem Gebiete liegen. Das Wirtschaftsleben kann sich anpassen, sich umstellen. Für den, der nur an Erwerb denkt, gibt es schließlich immer noch einen neuen Ausweg, der mit friedlichen Mitteln leichter zu gehen ist, als mit gewaltsamen. Und auf dem rein politischen Gebiet ist ja eine Einigkeit überhaupt nur selten zu erzielen. Weder wirtschaftliche noch rein politische Dinge sind letzten Endes ausschlaggebend. Große innere Werte, die Gemeingut geworden sind, Ideale, wenn sie im Gesamtempfinden wurzeln, und nur diese reißen ein Volk empor.

In der Tat, damals ist viel Neues geworden, wenn man auch das Gewordene nachträglich nicht immer und unbedingt gutheißen wird. Die Heeres-

reorganisation z. B. war ein Notbehelf. Wesentliches davon hat später wieder abgebaut werden müssen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß unendlich viel Neues an Stelle von Altem gesetzt wurde.

Und dennoch waren es nachher die Alten, die die Befreiungskriege schlugen. „Der Eifer der Reformatoren hat nach den Niederlagen des Jahres 1806 unzweifelhaft dazu beigetragen, die Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen in der preußischen Armee weit größer erscheinen zu lassen, als sie tatsächlich war." (Freytag-Loringhoven, Folgerungen.) Also auch nur eine Parallelerscheinung zu heute. Die verantwortlichen und führenden Offiziere, ja der größte Teil des Offizierkorps überhaupt, hatten ihre Ausbildung in der Schule der alten Armee genossen. „Es ist dasselbe vielgeschmähte Offizierkorps, die Junker vom Jahre 1806, das eine Armee zum Siege geführt hat, die in ihren besten Teilen aus altgedienten Soldaten zusammengesetzt war." (Ebenda.) Selbst damals, als ohnehin, auch ohne den Zusammenbruch, viel Neues im Werden war, hatte das Alte seinen ausschlaggebenden Wert trotz Jena nicht verloren, ist die organische Entwicklung schließlich doch gewahrt geblieben, ist der Bruch mit dem Alten vermieden.

Wie liegen die Dinge heute? Damals die Fülle, fast ein Allzuviel, ein uns sozusagen altmodisch anmutender Überschwang der Gefühle und Ideen, aber in summa eben doch ein Reichtum, beinahe Überreichtum. Und heute: die Leere. Nur eine einzige Forderung ist an die Deutsche Republik zu stellen. Sie muß nach aller Zerstörung dem deutschen Volke neue innere Werte schaffen, oder der Gesamtheit die alten Werte wiedergeben. Sie muß es, wenn sie es kann, oder sie wird eines Tages nicht mehr sein. Lagarde schreibt: „Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal." Unmöglich ist, dieses Ideal künstlich zu schaffen, wie es so oft versucht wird. Aber die Voraussetzungen, daß es sich natürlich bildet, darf man nicht zerstören. Das tut man, wenn man die geistige Arbeit im Verhältnis zur körperlichen gering achtet. Das tut man auch, wenn man das Alte, aus dem alles neue Leben entstehen muß, verurteilt und verläßt.

Es ist fast rührend, die Freude zu beobachten, die wir Deutschen über die Ozeanfahrt des Luftschiffes oder über die Erfindung Flettners haben. Und dabei muß man doch bedenken, daß dies nur Fortschritte der Technik sind. Das aber, was dahinter steht, ist alles andere, nur nicht ein technischer Begriff. Es ist der Vorgang, es ist die Idee des Erfolges, der uns allen gemeinsam gehört. Ich weiß nicht, ob man Flettners Erfindung lediglich als einen Erfolg der neuen Zeit buchen muß. Eckeners Fahrt ist sicherlich ein Ereignis, das noch vollständig dem alten System angehört. Das ist bedeutsam.

Jeder Vergleich von 1918 mit 1807 hinkt. Die Verhältnisse sind zu andersartig. Wenn aber damals schon auf den Schlachtfeldern von Leipzig das alte System führend blieb, so kann man erst recht, weil die Verhältnisse viel schwieriger liegen, für unsere Zukunft die Alten nicht entbehren. Die Alten und die Jungen, anders geht es nicht. Wenn einst die Stunde der Befreiung schlägt, dann wird sie nicht der Anfang der nahen Ära einer jungen Armee sein, sondern der Beginn eines Krieges, in der eine verjüngte Armee alten Schlages siegreiche Schlachten schlägt. Mit tiefem Sinn schließt Richard Wagner, der Neuerer, Stürmer und Dränger, ja Revolutionär die Meistersinger:

„Verachtet mir die Meister nicht!"

BIBLIOTEKA NAUKOWA WAP
4 LIS. 1961
39502/
2.